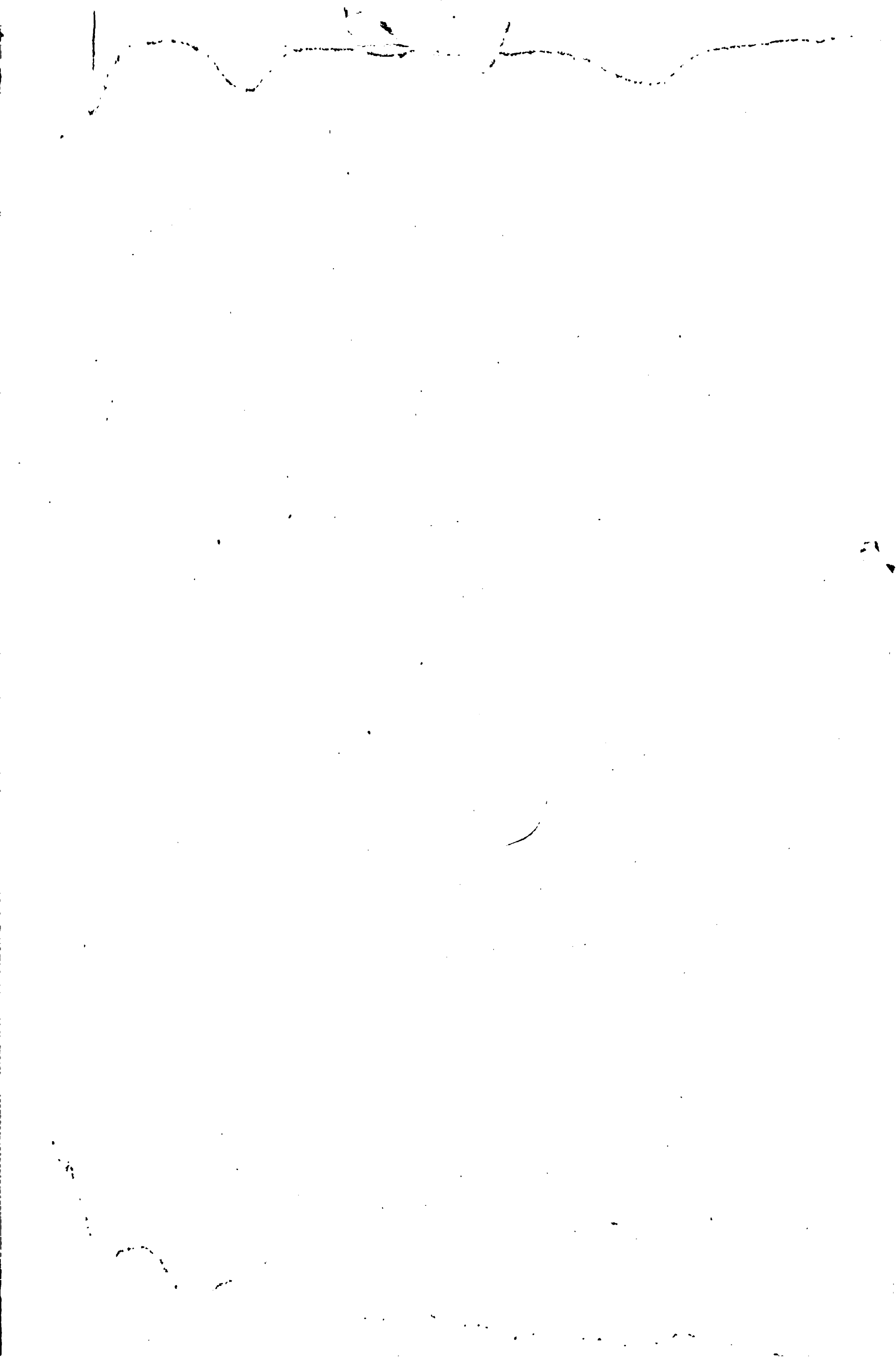
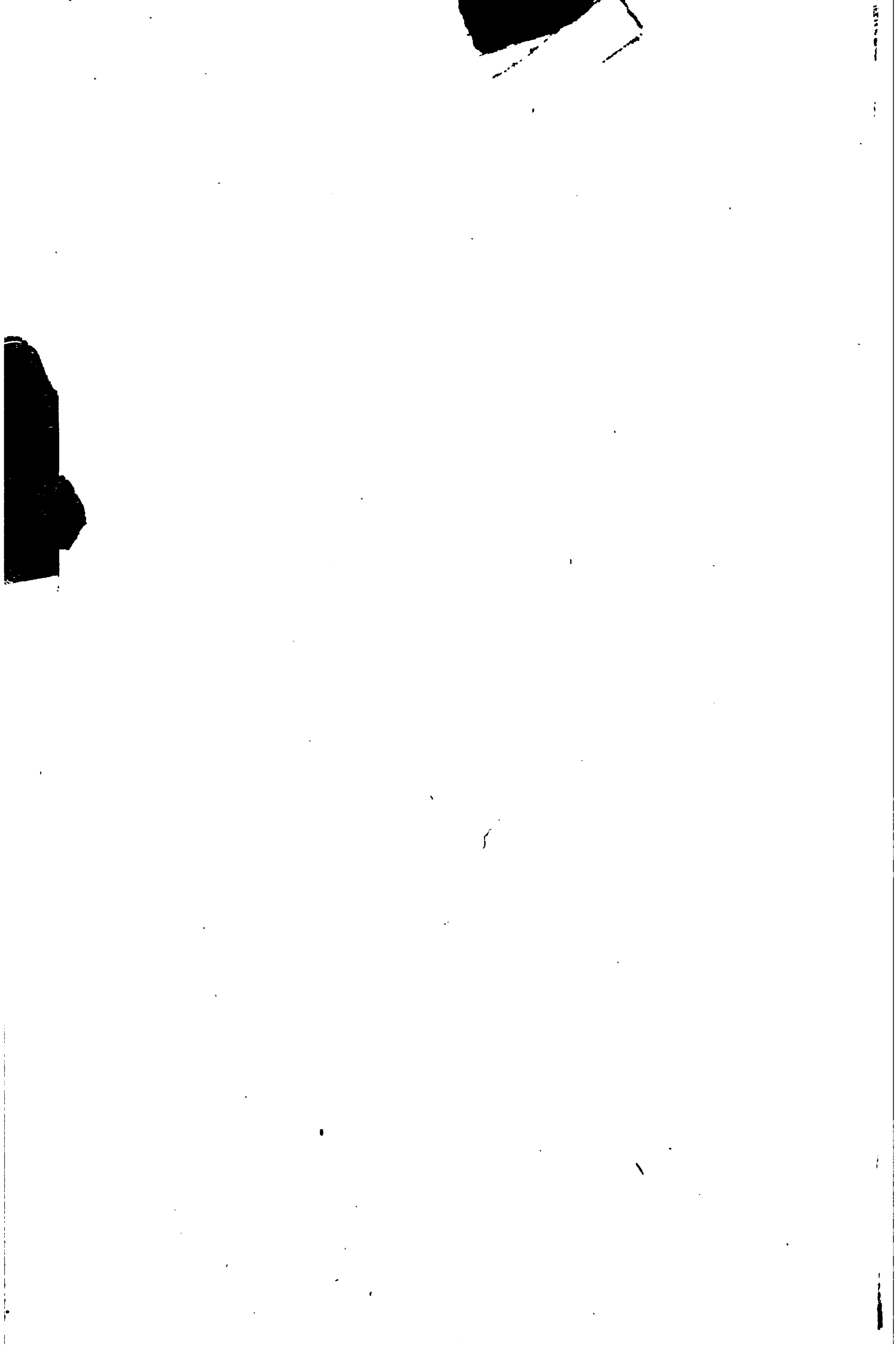




Otto Nicolais Tagebücher

nebst

Biographischen Ergänzungen,

herausgegeben

von

B. Schröder.



Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1892.

Vorwort.

Acht Jahre nach dem Tode Otto Nicolais, 1857, erschien in den Westermannschen Monatsheften ein Aufsatz: „Otto Nicolai“ aus der Feder des Wiener Dichters Siegfried Kapper. Er veröffentlichte in denselben: „einige Erinnerungen an den frühverstorbenen Meister, wie sie das Andenken eines jahrelangen befreundeten und zum Teil mitthätigen Verkehrs bewahrt, und wie sie, ohne die Möglichkeit mancher Berichtigung auszuschließen, für eine künftige umfassende Darstellung des Lebens und Strebens dieses deutschen Künstlers vielleicht nicht ohne Interesse sein dürften.“ — Am Schlusse jener Schrift heißt es: „Und so mögen denn diese Zeilen geschlossen sein, einem Berufeneren es überlassend, die Erinnerungen an den Frühverstorbenen zu einem vollständigen Lebensbilde zu sammeln, dazu sich vielleicht irgend einer seiner näheren Wiener Freunde bestimmt fühlen dürfte.“

Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Dies mag darin begründet sein, daß Nicolai, selbst intimeren Freunden, nur weniges und unzusammenhängendes aus seinem Leben mitgeteilt. Kapper schreibt hierüber: „Otto Nicolais Jugend scheint keineswegs so glücklicher und günstiger Verhältnisse und Umgebungen sich erfreut zu haben, wie sie z. B. für die künftige Größe

Mendelssohns und Meyerbeers gewiß nicht ohne die nachhaltigste Bedeutung war. Vielmehr scheint es, daß er in früher Jugend sowohl als während seiner Lehrjahre mit der Ungunst seiner Lage manchen, mitunter wohl nicht leichten Kampf zu bestehen gehabt, er klagte zwar nie darüber, wie er überhaupt die Erinnerung an jene dunklen Tage seines Lebens am liebsten unheraufbeschworen ließ. Was er jedoch bei vorkommenden Gelegenheiten über die Beschwerden, unter denen er sich herangebildet, fallen zu lassen pflegte, ließ es mehr als erraten, wie mühevoll es ihm geworden sein mag, sich durchzuarbeiten."

Bereits vierunddreißig Jahre sind nun vergangen seit Kapper nach einem Biographen für Nicolai rief, nicht ahnend, daß dieser selbst in seinen Tagebüchern, durch Aufzeichnungen zu seiner eigenen Erinnerung, umfassendes Material zu seiner Biographie niedergelegt hatte. Und dennoch blieb bisher das Fehlen einer solchen eine beklagenswerte Lücke in der Musiklitteratur. Der hier erwähnte Dichter erkennt nicht allein an den großen und dauernden Erfolgen des letzten Werkes Nicolais, sondern auch nach dem Einblick, welchen er im persönlichen Verkehr in dessen inneres Wesen gewonnen: „welch einen hoffnungsreichen Genius die deutsche Kunst in dem Frühgeschiedenen verloren." Und in der That, Otto Nicolai gehört zu den Besten seiner berühmten Zeitgenossen, in die Walhalla der ausgezeichneten Geister. Auch er war, wie der Besten Einer, ein wahrhaft begeisterter Künstler, auch ihm galt „unaufhaltsames Streben" als das „Element der Seele". Setzte auch der Tod diesem Streben und Schaffen ein allzufrühes Ziel, so war es doch gerade seine noch in zwölfter Stunde vollendete lebensfrische Schöpfung, die unter Kummer und Kränkung so herrlich gereifte Frucht seines Genius und seines Fleißes, welche ihm un-

bestrittenen Anspruch auf Unsterblichkeit erworben. So möge es ihm nicht ferner versagt sein, an dem Ruhm, der seinem letzten Werke folgte, auch persönlich beteiligt zu werden und das rührende und doch so freundliche Bild seiner innig ansprechenden Persönlichkeit auch kommenden Geschlechtern erhalten bleiben. Einer Unterlassungssünde käme es gleich, wenn seine glücklicherweise vorhandene Biographie, welche den Wert einer Autobiographie beanspruchen darf, der Nachwelt vorenthalten bliebe. Das Material dazu, seine Tagebücher, gelangte aus den Händen seines ihn überlebenden Vaters in den Besitz des Herausgebers, welcher mithin durch Veröffentlichung dieser Blätter, zur endlichen Tilgung einer fast verjährten Schuld sich verpflichtet sieht.

Um indessen die Tagebuchaufzeichnungen Nicolais zu einer möglichst umfassenden Darstellung seines Lebensganges verwerten zu können, bedingte das eigenartige Material eine Behandlung des Stoffes, die von der gebräuchlichen Form abweichen mußte: Es blieben die Nachrichten von seiner Geburt an bis zu seinem vierundzwanzigsten Lebensjahr, also bis zum Jahre 1834, dem Herausgeber in der Einleitung allein überlassen, doch standen ihm auch hier — außerhalb der Tagebücher — interessante Schriftstücke des Knaben und Jünglings zur Verfügung, welche er der Einleitung einverleiben konnte. Erst mit dem Jahre 1834 beginnen die Tagebücher und umfassen zunächst seinen Aufenthalt in Italien. Als später, von 1841—46, die Aufzeichnungen von seiner amtlichen Thätigkeit in Wien und von der Komposition der „Lustigen Weiber“ handeln, hielt es der Herausgeber für zulässig, einen Freund des Künstlers, den eingangs erwähnten Wiener Dichter Siegfried Kapper, der mit ihm in geistig intimem Verkehr gestanden, mitredend einzuführen, weil dieser die eigensten

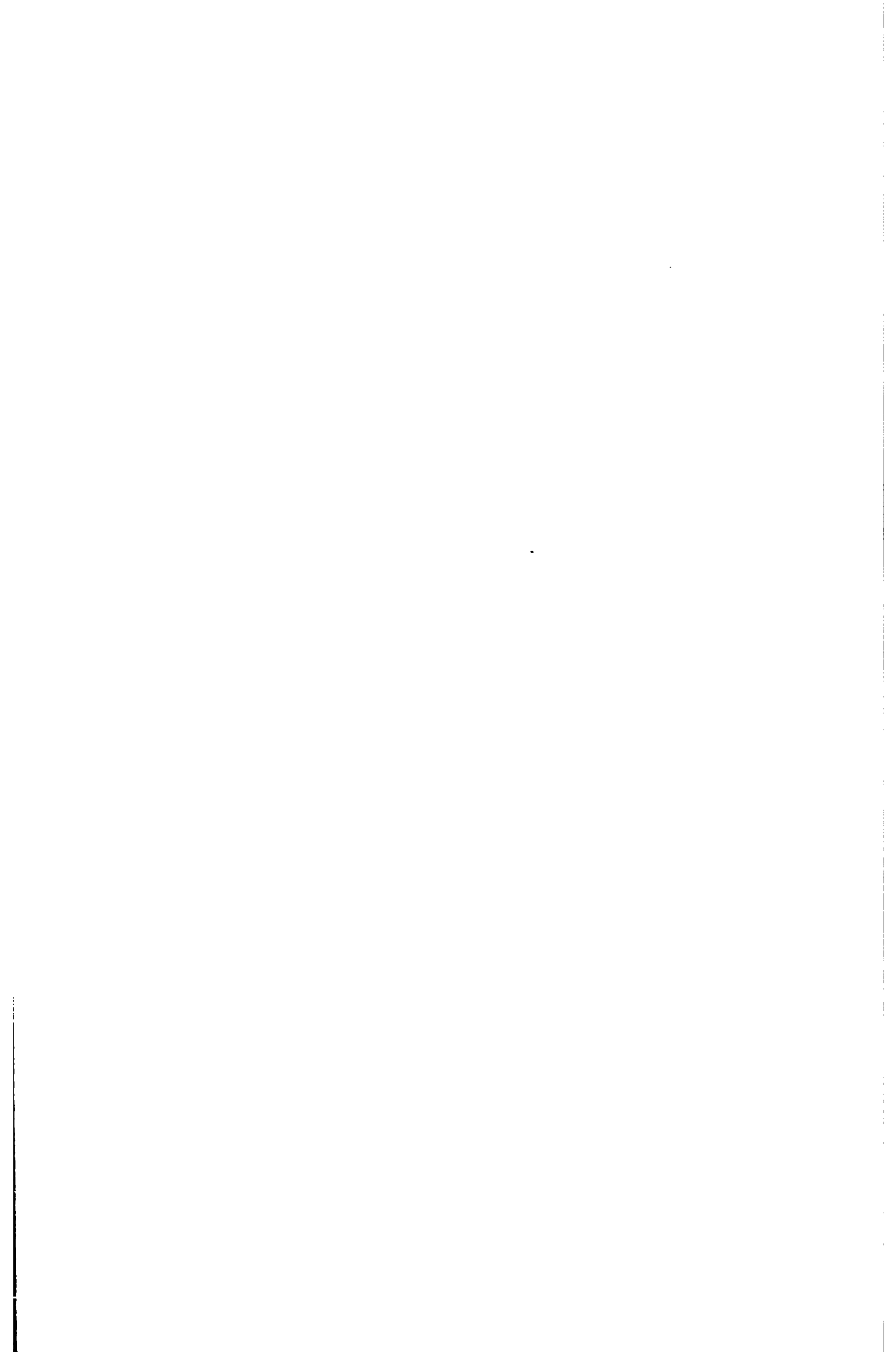
Ideen Nicolais über die Oper — eingehender als dies in den Tagebuchaufzeichnungen geschehen — vorzutragen, sowie auch nicht Unwesentliches zur Charakteristik des Künstlers beizusteuern imstande war. Überdies hatte er seinen Aufsatz über Nicolai dem künftigen Biographen desselben zur Verfügung gestellt. — Nachdem Nicolai Wien verlassen, trug er in Ischl 1847 den letzten, drei Jahre umfassenden Nachtrag in sein Tagebuch ein. Dann brechen die Aufzeichnungen plötzlich ab, und wurden auch später in Berlin nicht wieder fortgesetzt. Hier mußte der Herausgeber das Fehlende hinzufügen bis zu dem 1849 erfolgten Tode Nicolais.

Demzufolge bildet vorliegendes Werk nur in dem Sinne eine Lebensgeschichte, als es durch biographische Ergänzungen der Tagebuchaufzeichnungen einen möglichst vollständigen Überblick über den Lebensgang des Künstlers zu gewähren, und so viel wie möglich, die Abrundung des gegebenen wertvollen Stoffes zu einem Ganzen zu gestalten versuchte. In dieser Form hoffte der Herausgeber die technischen Schwierigkeiten überwinden und mit der Herausgabe der Tagebücher zugleich diejenige einer bisher ermangelnden Lebensgeschichte Nicolais verbinden zu können. Doch ein schwerwiegenderes Bedenken stand der Veröffentlichung noch entgegen, da auch sekrete Angelegenheiten Nicolais — dessen Liebesverhältnisse betreffend — zur Aufzeichnung gelangt waren. Dergleichen läßt sich bei Darstellung des Lebensganges eines Künstlers nicht einfach umgehen, erfordert aber, als Bedingung für ein gerechtes Urteil seitens des Lesers, neben der Berücksichtigung der speziellen Sachlage, vor allen Dingen eine Vorkenntnis des Charakters, der seelischen Eigenart des Künstlers. Mithin hatte der Herausgeber die Verpflichtung zu übernehmen, seiner festbegründeten Überzeugung gemäß den sittlich hohen,

edlen Charakter Nicolais, irriger Auffassung vorbeugend, so plastisch als möglich darzustellen, wie es in demselben Punkte den Biographen Mozarts gelungen ist. Fehlte es ihm gleichwohl hierzu keineswegs an verständnisvollem Einblick in die inneren Vorgänge im Gemütsleben des Künstlers, wie sollte er sich die Kunst der Darstellung zu eigen machen, ohne die Feder jener ebenso geistvollen wie seelenkundigen Autoren zu besitzen. Zudem verhinderte die Form des Ganzen — die Einleitung bot zu wenig Gelegenheit hierzu — eine ausgedehnte Charakterisierung. Dieser Kalamität suchte er an geeignet erscheinenden Stellen im Tagebuch durch begleitende Einschaltungen zu begegnen, welche durch kurzgefaßte Anmerkungen nicht immer zu ersetzen gewesen wären. Die Einschaltungen hingegen erwiesen sich nicht allein für die Charakterisierung, sondern zu längeren biographischen Ergänzungen auch anderer Art geeignet.

So entstand ein Werk, das der Kritik vielleicht nicht unbedingt genügen, dem indessen der große Wert durch Nicolais überwiegende Mitarbeit daran nicht abzusprechen sein dürfte. — Mögen in diesem Sinne vorliegende Blätter einer willkommenen Aufnahme entgegen gehen.

Berlin, Mai 1892. **Der Herausgeber.**



Einleitung.

Erste Jugendjahre. — 2 Briefe Ottos an seinen Vater. — Gedenkblatt an Zelter. — Anstellung in Rom.

Die ganze musikliebende Welt kennt Otto Nicolai als den Komponisten der allbeliebten Oper: „Die lustigen Weiber". Doch ist über ihn selbst, seinen Lebensgang und Charakter noch recht wenig ins große Publikum gedrungen; man könnte sagen: die „Lustigen Weiber" sind populär, ihr Komponist aber ist es nicht. Über seine Persönlichkeit wurde eben nichts Wesentliches bekannt, denn ein früher Tod raffte ihn dahin, als er im Begriffe war, auf der Bahn des Ruhmes einen großen Schritt vorwärts zu thun. Seine schriftlichen Aufzeichnungen, Briefe und Tagebücher, sind teils verloren gegangen, teils nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen, sondern nur zur Nachhilfe eigener Erinnerungen von ihm niedergeschrieben worden. Indessen enthält dieser Teil der noch vorhandenen Aufzeichnungen manches, was dem Interesse der Nachlebenden nicht entzogen bleiben dürfte. Gerade das Gemütsleben, das aus ihnen spricht, verlieh der Persönlichkeit Otto Nicolais jenen unbeschreiblichen Zauber, welcher namentlich auch im Wesen Mozarts und Mendelssohn Bartholdys sich zu erkennen gab.

In der äußeren Erscheinung Nicolais kam die Liebenswürdigkeit seines inneren Wesens voll zur Geltung. Seine Gestalt war, ähnlich wie die Mozarts, zierlich und kaum mittelgroß, seine Bewegungen sehr lebhaft, doch durch das Maß feiner Anmut in Schranken gehalten; der blonde Kopf wohlgeformt mit schöner freier Stirn. Am schönsten aber waren die tiefblauen Augen mit

ihrem freundlichen Blick, der zuweilen schalkhaft, zuweilen schwärmerisch werden konnte, überhaupt jede Regung seiner feinfühligen Seele lebhaft wiederzuspiegeln vermochte.

Otto Nicolai wurde am 9. Juni 1810 in Königsberg in Preußen geboren. Sein Vater, Carl Nicolai, war leider nicht ein Mann, dessen Charakterbild ein ansprechendes genannt werden könnte, denn er war von despotischer und egoistischer Gemütsart, dabei launenhaft und unstät. Sein Stand ist genau nicht anzugeben; er hatte Jura studiert, es bis zum Referendar gebracht, diese Laufbahn aber nicht fortgesetzt aus Gründen, welche eben in seinem unstäten Wesen zu suchen sind. Er fand seinen Unterhalt dann hauptsächlich als Musik- und Sprachlehrer. So erteilte er in Warschau Unterricht in einer Erziehungsanstalt, deren Vorsteherin später seine Frau und die Mutter Ottos wurde. Nach ihrer Verheiratung scheint sie das Institut aufgegeben zu haben, denn sie zog mit ihrem Manne nach dessen Vaterstadt Königsberg. Und merkwürdig, von dieser Frau, über welche er nie klagte, deren er vielmehr stets mit großer Hochachtung erwähnte, ließ er sich bald nach der Geburt Ottos, ihres ersten Kindes, scheiden. Aus seinen bruchstückweise mitgeteilten Berichten konnte man entnehmen, daß er der Frau, als sie noch Wöchnerin war, in seiner exzentrischen Weise eine aufregende Scene bereitet hatte, und zwar wegen einer Lappalie. Die Unglückliche wurde infolge der übertriebenen Aufregung geisteskrank. Indessen nach vollzogener Scheidung erlangte sie ihre Gesundheit wieder und heiratete später zum zweitenmal. — So sah sich der arme Otto frühzeitig des Familienglückes beraubt, und dieser erste Unglücksfall blieb bezeichnend für sein ganzes Leben; er lernte ein rechtes Familienleben auch in Zukunft nie kennen und hatte sich doch mit seinem zärtlichen Herzen und innigen Gemüt so sehr danach gesehnt und trotz vieler Täuschungen es zu erstreben gesucht; als er es endlich zu erreichen wähnte, rief ihn der Tod in die ewige Heimat.

Während der ersten Kinderjahre hatte ihn sein Vater bei sehr achtbaren Leuten in Pflege gegeben. Nicolai äußert sich in seinen Tagebüchern öfter mit herzlicher Liebe und Verehrung über seine „lieben guten“ Pflegeeltern Haesen. Ihnen weihte er die Erstlingsempfindungen seines warmen Herzens, für welche er bei dem eigenen Vater wenig Verständnis fand, während sie die entfernte

Mutter nicht zu erreichen vermochten, wenigstens nicht so unmittelbar, wie Kindesliebe es erheischt.

Nachdem sein Vater, vermutlich im Jahre 1825, zum zweitenmal geheiratet hatte, kehrte Otto ins Vaterhaus zurück. — Den ersten Unterricht, namentlich in der Musik, hatte ihm sein Vater erteilt. Doch nahm er dabei keine Rücksicht auf das sehr rege Ehrgefühl und fein empfindende Gemüt seines Kindes, denn er verwundete es oft durch ehrverletzende Strafen und später, als Otto bereits das Gymnasium besuchte, ebenso sehr durch launenhafte Härte. Nicht länger als bis zum 16. Lebensjahre hielt Otto diese Behandlung aus. Es mochte nun wohl die Frage nach dem einstigen Berufe und baldigem Gelderwerbe zu eben nicht schonender Erörterung von Seiten des Vaters gelangt sein; da erwachte in dem körperlich zarten, schwächlichen Knaben eine merkwürdige Thatkraft, welche ihn antrieb, sich selbst den Weg zu seiner Ausbildung zu bahnen mit all dem Ernste eines zielbewußten Mannes. Aus jener Zeit sind zwei Briefe erhalten, welche der scheidende Sohn an seinen Vater richtet, und die den tiefen Kummer seines jungen Herzens in ergreifender Weise zum Ausdruck bringen:

„Lieber Vater!!

Mit tiefer Wehmut bin ich mir bewußt, Dir, wie meiner guten Mutter*) und auch dem Onkel Ehrenfried, zwei kummervolle, schlaflose Nächte gemacht zu haben. Gott und Ihr möget mir dies vergeben! — Zwar habe ich auf Deine väterliche Liebe und Güte nun keinen Anspruch mehr zu machen, doch wage ich es tiefbetrübt, noch die letzte Bitte an Dich zu thun, und flehe Dich an, mir diese nicht abzuschlagen:

So oft, lieber Vater, hast Du mir gesagt: Du würdest glücklich sein, wenn ich erst von Dir wegkäme, und sich ein Unterkommen für mich fände; so lange ich bei Dir wäre, würdest Du nie eine frohe Stunde haben; ich möchte nur zu Haesen gehen und Instrumentenmacher werden, Du wolltest mir dann Deinen ganzen väterlichen Segen dazu geben!.. Ach, lieber Vater! Ich habe mich jetzt dazu entschlossen und den Onkel Haesen darum gebeten; bleibe auch Du bei Deinem Versprechen und gieb mir nun Deine Einwilligung;

*) Seine Stiefmutter.

gewiß, lieber Vater, ich werde hier ein ordentlicher Mensch werden, fleißig und gut sein und vielleicht einst mein Brot haben. Du hast mir ja frei gestellt, zu wählen, was ich will: ach! schlage mir nun auch diese meine letzte Bitte nicht ab! Der gute Herr Haesen will mich nicht nur zu sich in die Lehre nehmen, er will mich auch erst zum Religionsunterricht gehen lassen und mich mit allem Nötigen versorgen, wenn Du Deine Einwilligung dazu giebst. O Vater! Du machst vielleicht Deinen einzigen Sohn dadurch zum glücklichen Menschen!!

Wo ich diesen Augenblick bin, lieber Vater, schreibe ich Dir aus Furcht nicht, doch bin ich gut aufgehoben und bitte Dich flehentlichst, habe die einzige Güte gegen Deinen Sohn und schicke ihm eine Antwort an den Chef-Präsidenten und Ritter Herrn v. Wegnern, welcher von allem weiß, ob Du es billigst, daß ich dieses Fach ergreife, oder ob ich mir ein anderes wählen soll, denn in welcher peinlichen Lage ich mich befinde, wie mein Herz schlägt, kann ich Dir nicht beschreiben! Noch einmal bitte ich Dich, lieber Vater, verzeih mir!! — und beruhige die arme Mutter, die sich gewiß meinetwegen auch sehr geängstiget hat.

Mit Demut sehe ich Deiner Antwort entgegen als Dein unterthänigster und gehorsamster Sohn Otto".

den 16. Februar 1826.

Der Vater scheint seine Einwilligung gegeben zu haben. Möglich, daß seine pekuniären Verhältnisse damals derart gewesen sind, ihm die Sorge für ein Kind groß genug erscheinen zu lassen, denn seine zweite Frau hatte ihm zu jener Zeit ein Töchterchen geboren.

So kehrte Otto in das Haus seines Pflegevaters, des Instrumentenmachers Haesen, dessen Lehrling er nun wurde, wieder zurück. Jedoch die dumpfe Luft der Werkstatt konnte dem jungen Adler, dessen Schwingen sich zum Fluge nach sonniger Höhe sehnten, unmöglich zusagen. Nur ein halbes Jahr blieb er dort — eine kurze Zeit, für ihn gewiß die denkwürdigste seines Lebens, in welcher der ringende Genius in ihm seine junge Seele zu manchem verborgenen, aber ernsten und harten Kampf angefeuert haben mag; dann entschloß er sich kurz und entschieden, zu seiner nunmehr musikalischen, künstlerischen Ausbildung nach Berlin zu ziehen. Die

Rückkehr in das Vaterhaus gab er nun für immer auf, und mit blutendem Herzen schreibt er dem Vater — an dem trotz alledem unwandelbar seine treue Seele hing — folgenden rührend wehmütigen Abschiedsbrief:

„Herrn Musik-Direktor C. E. D. Nicolai
Wohlgeboren
hier.

Königsberg, den 6. August 1826.

Mein sehr geliebter Vater!

Glaubst Du vielleicht, daß ich nicht aus dem Grunde meines Herzens Dich so nenne? O, ganz gewiß! Gerne hätte ich Dich, die Mutter und mein Schwesterchen noch einmal gesehen, doch die Furcht vor Deinem gerechten Zorne hielt mich ab, Dich zu besuchen. O fluche mir nicht mein Vater! verzeihe mir und schenke mir Deinen Segen! wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehn! —

Morgen um 4 Uhr des Morgens fahre ich von hier nach Berlin mit Gelegenheit und von da nach Breslau zu meiner Mutter.

Im Vertrauen auf Dein väterliches Gefühl, was mich Verzeihung hoffen läßt, werde ich Dir von meiner Lage zuweilen Nachricht geben, doch antworte auch Du dann und tröpfle Balsam in das wunde Herz Deines Dich ewig, ewig liebenden Sohnes

Otto Nicolai."

Wahrlich, es lag ein großartiger, ernster Mut in dem Entschlusse, den unbekannten Weg allein anzutreten in so zarter leitungsbedürftiger Jugend, für immer der Familie zu entsagen, deren sein anschmiegendes weiches Herz so schwer entbehren konnte. Was ihn dazu antrieb war die Kraft der Begeisterung, eine geniale Kraft, die Schwerstes überwindet. Mit diesem ritterlich kühnen Unternehmen weihte er sich fürs ganze Leben seiner Kunst, empfing er den Ritterschlag der Muse.

Zum Antritt der großen Reise, welche wegen der damaligen primitiven Verkehrsmittel noch besonders bedeutend erschien, borgte er von einem Schulfreund einen Thaler. Hierin bestand vorläufig seine ganze Barschaft, seine ganze Habe in dem Anzug, den er gerade trug. Der Thaler wollte aber bis Berlin nicht ausreichen, darum sah sich der arme Junge genötigt, unterwegs Konzerte zu

veranstalten. Sein gutes, offenes, freundliches Wesen, das aus wunderbar schönen, großen, dunkelblauen Augen treuherzig hervorblickte, scheint überall Teilnahme und Wohlwollen erweckt zu haben, denn er hatte guten Erfolg und kam glücklich in Berlin an. Er ging sofort zu Zelter, dem damaligen Direktor der Singakademie; dieser unterzog ihn einer musikalischen Prüfung, die ihn von der großen Begabung Nicolais überzeugte, und er wurde infolgedessen sein Lehrer. Zelter hatte seine Freude an dem munteren, unternehmungslustigen, kleinen Kerl, der sich in jeder Beziehung geistig reich begabt erwies. Einmal, in größerer Gesellschaft, stellte er ihn auf einen Tisch und ließ ihn vom erhöhten Standpunkte aus vor der ganzen Versammlung singen. Sehr bald interessierte Zelter den König Friedrich Wilhelm III. für den jungen Musiker. Der König bestimmte eine Summe zu seiner Ausbildung. Bernhard Klein wurde nun für ihn zum Lehrer gewählt, denn des Königs Wunsch ging dahin, den kleinen Nicolai in der Kirchenmusik ausbilden zu lassen. Er sollte dann später der königlich preußischen Gesandtschaft nach Rom folgen. Nicolais Kirchenkompositionen gaben in der Folge Zeugnis, wie fleißig und mit wie großer Begabung er die Zeit seiner Ausbildung benutzt hatte.

Zelter bewahrte dem jungen strebsamen Künstler, der durch sein herzgewinnendes Wesen ihn auch persönlich für sich einnahm, fortdauernd sein lebhaftes Interesse; sie standen in freundschaftlichem Verkehr bis zu Zelters Tode 1832. Nicolai hing an ihm mit der innigen Verehrung und Dankbarkeit seines empfindungswarmen Herzens. Zwischen den Blättern eines seiner Tagebücher zugleich mit einem getrockneten Blatte, welches Nicolai dem Kranze entnahm, der die Büste Zelters an dessen Begräbnistage schmückte, befand sich ein interessantes Gedenkblatt, in welchem er das Andenken seines geliebten Lehrers und Wohlthäters feiert:

„Berlin, den 18. Mai 1832.

Der Prof. D. Carl Fried. Zelter wurde heute früh begraben. Er starb am 15. des Morgens zwischen 5—6. Die Singakademie versammelte sich heute früh um 6 Uhr in ihrem Saale, wo der Sarg Zelters aufgestellt war, umgeben von den Büsten Zelters, seiner verstorbenen Frau geb. Pappritz, Goethes, Faschs und J. S. Bachs. Wir sangen zuerst den Choral: „Wen hab ich sonst als Dich allein" aus der Graunschen Passion. Dann hielt der Professor Dr.

Schleiermacher eine Rede und die Feierlichkeit wurde mit dem Choral aus J. S. Bachs Passionsmusik: „Wenn ich einmal soll scheiden" geschlossen. — Dann begab sich ein langer Zug, bestehend aus Zelters Verwandten, der Akademie der Künste, der Singakademie und des Maurergewerks nach dem Kirchhof (Sophien), wo Zelters Frau auch begraben ist. — Schleiermacher sprach einige Worte und es wurden noch zwei Choräle für Männerstimmen gesungen. — Der Fürst Anton Radziwill war auch zu Fuß mit dem Zuge hinausgegangen und half den Sarg Zelters, den er im Leben als Künstler geliebt und als Mensch geehrt hatte, treulich mit Erde bedecken. — Sanft ruhe seine Asche! — Ich für mein Teil habe ihm heute manche Thräne geweint, und werde seinen Verlust lange bitter empfinden."

Dieses Blatt habe ich von dem Kranze gebrochen, mit dem Zelters Büste im Saale der Singakademie am Morgen des heutigen Tages geschmückt war.

Heute vor drei Wochen wurde mein Te Deum in der Freitagsmusik Zelters gesungen, und er hat, wiewohl schon etwas unwohl, der Musik damals beigewohnt. Ich glaube, es ist das letzte gewesen, was er mitgemacht hat. — Am Sonntag darauf sprach er viel mit mir über diese Komposition, und war schon weicher gestimmt als gewöhnlich. (Es war am 29. April abends). Ich blieb bei Zelters zum Abendessen. Zelter selbst kam nicht in das Eßzimmer, sondern blieb in seinem Arbeitszimmer. Er sprach von Goethe und sagte noch zu mir: „Sehn Sie, was Sie für einen dummen Streich gemacht haben, daß Sie im Sommer nicht nach Weimar gegangen sind?" (Er hatte mir damals einen Empfehlungsbrief an Goethes Schwiegertochter mitgegeben, wodurch ich des Dichterfürsten Bekanntschaft gemacht hätte.) „Aber die Jugend glaubt immer, sie hat noch Zeit genug." — Wie gerne wäre ich im Sommer nach Weimar gegangen, aber meine Kasse, die in Leipzig ganz erschöpft worden war, ließ es nicht zu. Ich sagte zu Zelter, daß es mir nun auch unaussprechlich leid wäre, daß ich aber kein Geld mehr zu dieser Reise gehabt hätte. Seiner gewöhnlichen Derbheit gemäß antwortete er: „Ei was, da hätten Sie betteln müssen!" —

Zelter war sehr groß und kräftig, und bis vierzehn Tage vor seinem Tode, glaube ich, hat er nie geweint. — Auffallend ist es,

daß er eine Ahnung seines Todes hatte, seine Papiere ordnete und in den letzten Tagen sehr weich gestimmt war. — Der Tod Goethes hat mächtig auf ihn gewirkt. — Zelter war wie ein Fels, an dem sich die Wellen brachen, die in der vielköpfigen Akademie entstanden; seine Persönlichkeit wird nicht zu ersetzen sein. — Ich habe manches von ihm gelernt. Lebe wohl! mein teurer Lehrer!"

Der Vater Nicolais scheint sich während der Ausbildung seines Sohnes wenig um ihn gekümmert zu haben, sogar für die Einsegnung Ottos sorgte ein Fremder, ein Divisionsauditeur Adler, welcher ihn in seinem Hause väterlich aufnahm. Doch bleibt die Annahme nicht ausgeschlossen, daß dem Vater die Energie seines Knaben bedeutend imponierte; auch mag er sich über das glückliche Gelingen gefreut haben, wodurch er ja jeder Sorge für seinen Sohn enthoben blieb. Otto erwarb bald durch Stundengeben sein bescheidenes Auskommen und studierte dabei seine Kunst mit eisernem Fleiße. Auch erfreute er sich eines ausgezeichneten Umganges in Berlin, worunter die Familie Schleiermacher. Leider blieb er nicht immer von bitterer Not verschont. Im Winter arbeitete er oft in ungeheiztem Zimmer und mußte die erstarrten Hände am Kerzenlicht erwärmen. Er zog sich daher öfter Erkältungen zu, mit deren Folgen sein schwächlicher Körper auch noch in späteren Jahren zu kämpfen gehabt.

Die zweite Ehe seines Vaters wurde auch bald durch Scheidung gelöst. Dieser lebte dann unstät bald hier, bald dort, längere Zeit auch — indessen nicht gleichzeitig mit seinem Sohne — in Berlin als Musiklehrer unter dem Titel: Direktor, dann als Hauslehrer auf Gütern, reichte aber nie aus mit seinem Erwerbe und erhielt später fortdauernde Unterstützung von seinem Otto, der zugleich auch seine Mutter, da sie ebenfalls in drückenden Vermögensverhältnissen lebte, treulich unterstützte. So hatte der junge Künstler, der sich selbst erst eine Existenz schaffen mußte, schon schwere Familiensorgen, ohne das Glück des Familienlebens genießen zu können. Und wie wenig haushälterisch verstand sein Vater mit dem mühsam erworbenen Gelde umzugehen; hatte er viel Schüler und gute Einnahme, so stieg ihm der Hochmut zu Kopfe, er wurde ungeduldig gegen weniger befähigte Schüler, behandelte sie mit ausgesuchter Grobheit, und wenn sie infolgedessen nicht von

selbst fortblieben, so jagte er sie weg. Auf diese Weise wurde seine Einnahme oft eine recht geringe; dann schrieb er klägliche Briefe an seinen Sohn und ersuchte ihn um Unterstützung; und wie man sonst von der Not eines Vaters mit seinem ungeratenen Sohn hört, so bestand hier das umgekehrte Verhältnis, nur daß die Pietät des Sohnes diesen verhinderte, den Vater durch Strenge Mores zu lehren. Im Gegenteil, Otto hing mit unbegrenzter Kindesliebe an ihm; stets sehnte er sich in der Fremde nach Lebenszeichen von ihm, wurde unruhig und traurig und fühlte sich von der „ganzen Welt“ verlassen, wenn er lange vergeblich Briefe vom Vater erwarten mußte. Die Sehnsucht nach dem verlorenen Familienleben regte sich oft in seiner Seele. Die Lücke, welche durch gänzlichen Mangel desselben entstanden war, suchte er später durch wärmste Anhänglichkeit an die ihm sympathischen Personen seines näheren Umganges auszufüllen, doch Ersatz für die Familie konnte ihm das nicht gewähren; denn, wie es nun einmal in der Natur der Sache liegt, eine herzerwärmende Berührung mit Fremden ist meist vorübergehend, die Wege trennen sich und jeder folgt seinen speziellen Interessen; Scheiden und Entfremden ist hier der gewöhnliche Ausgang. Dann klagt wohl der Familienlose über Täuschung, die eigentlich nur eine Selbsttäuschung ist, und fühlt sich einsamer denn je. Und so kehrt auch bei Nicolai immer wieder die Klage zurück: „Daß ich doch so unglückliche Familienverhältnisse haben muß!“ —

Nicolai begann seine Künstlerlaufbahn, im Jahre 1834, durch Annahme der Organistenstelle bei der königl. preuß. Gesandtschaft in Rom, zu welcher ihn der König, Friedrich Wilhelm III., berufen hatte mit der Aufforderung, sich noch ferner dem Studium der Kirchenmusik zu widmen. Nicht leicht wurden ihm die Kämpfe mit den ihm widerstrebenden Ansichten seines Vorgesetzten, des Gesandten Geh. Rat v. Bunsen. Dem Wunsche des Königs, so wie seiner eigenen Überzeugung gemäß, verlangte Herr v. Bunsen, Nicolai solle sich ausschließlich nur der Kirchenmusik widmen, während dieser, bei allem Fleiß, welchen er dem Studium der geistlichen Musik zuwendete, sich ebensowohl zur weltlichen Musik berufen fühlte und einer einseitigen Kunstrichtung überhaupt abgeneigt war. Namentlich bleibt die sich schon früh ankündigende Hinneigung zur Oper eine psychologisch merkwürdige Erscheinung

im Leben Nicolais; denn von früher Jugend an für die geistliche Musik bestimmt, hatte er bereits durch sein ernstes hingebendes Studium in dem Boden der klassischen Kirchenmusik Wurzel gefaßt, dennoch blieb diese unwandelbare Hinneigung gerade zur Oper gleichsam der Kompaß auf seinem Lebenswege, welcher ihn in das ferne unbekannte Land wies, wo ihm der Lorbeer blühte. Indessen ohne die unbeugsame Energie, welche ihn in allen Lagen seines Lebens auszeichnete, wäre er damals vielleicht seiner eigentlichen Kunstrichtung abwendig gemacht und seine Oper „die lustigen Weiber von Windsor“ nie geschrieben worden.

Trotz dieser gegenseitig oft verstimmenden Meinungsverschiedenheiten, die sich zuweilen auch auf die von Herrn v. Bunsen angestrebten Neuerungen beim Gottesdienst erstreckten, blieb das gute Einvernehmen beider im ganzen bestehen und Herr v. Bunsen dem jungen Künstler im Grunde des Herzens stets gewogen. Das lag eben an der vernünftigen Gutartigkeit im Charakter Nicolais. Er ging in solchen Fällen — wie auch einmal während einer amtlichen Streitigkeit mit dem Gesandtschaftsprediger v. Tippelskirch, deren er in seinen Aufzeichnungen erwähnt, — bei aller Bescheidenheit mit ausgezeichneter Würde und Beharrlichkeit vor, wodurch er zumeist sein Ziel erreichte und dem Gegner Achtung abgewann; doch blieb er sich seiner Fehler ebenso wohl bewußt und zeigte sich gegen begründeten Tadel keineswegs empfindlich. Vor allen Dingen lag ihm daran, sich vor allzu großer Unterordnung zu schützen, denn seine Erfahrung begründete den Vorsatz in ihm, sich nicht zu viel gefallen zu lassen. Dem Benehmen der Geldaristokratie ihm gegenüber, beispielsweise der stolzen reichen Engländer, die sich zahlreich in Rom aufhielten, von ihm Unterricht nahmen und mit ihm in gesellschaftliche Beziehung traten, wußte er gleichfalls die ihm zusagende Richtung anzuweisen. Seiner nach Entwickelung geistigen Reichtums strebenden Natur durfte die servile Verbeugung vor dem Geldbeutel nicht zugemutet werden. Selbst in den Gesellschaften des hohen Adels ließ er sich in keiner Weise verblüffen, sondern beanspruchte auch hier jede Rücksicht, die einem achtbaren Manne gebührt.

Seinesgleichen und seinen Landsleuten gegenüber, die er zufällig in Rom traf, legte er freilich die gemessene Haltung vollständig ab und gab sich in zwangloser Vertraulichkeit zu jedem harmlosen

Ulk aufgelegt, welcher das Maß der Wohlanständigkeit nicht überschreiten durfte. Der Ernst seines Strebens hielt doch immer seinem jugendlichen Übermut die Wage. Ereignete es sich dennoch einmal, daß er in flotter Künstlergesellschaft in begreiflicher Erregung das rechte Maß nicht inne zu halten vermochte, so versäumte er nicht, auch dieses seinem Tagebuch reumütig und voller Unwillen gegen sich selbst zu berichten.

Doch nun bleibe es seinen eigenen Aufzeichnungen vorbehalten, zu zeigen, wie der Charakter des schon in früher Jugend auf sich selbst angewiesenen Künstlers sich im Strome der Welt gebildet hat, sie entwerfen am treffendsten in ihrer quellfrischen Ursprünglichkeit und Natürlichkeit ein farbenreiches Bild seines Lebens, Bildungsganges und Strebens.

Nur folgendes sei noch vorangeschickt: Bevor Nicolai seine Reise nach Italien antrat, gebrauchte er in Salzbrunn die Molkenkur, weil er öfter an Halsentzündungen zu leiden hatte. Hierauf betrat er, der Sohn des rauhen Nordens, Italien, das Zauberland der allgemeinen Sehnsucht der Künstler.

Die ersten Eintragungen im Tagebuch beginnen zwar schon in Venedig, den 7. Januar 1834. Es sind indessen zuerst nur ganz kurze Aufzeichnungen, die bekannten Sehenswürdigkeiten betreffend. Dem Individuellen daraus wäre noch in folgendem Rechnung zu tragen: Im Arsenal setzt er den altehrwürdigen Helm des Hunnenkönigs Attila auf sein jugendlich übermütiges Epigonenhaupt. — Seiner Kunst zu genügen wohnt er einer Messe Perottis bei und sucht den Maestro in seiner Wohnung auf. Perotti beklagte sich bitter über den Verfall der Kunst in Italien, namentlich über Mangel an gediegener Grundlage der Musikstudierenden hinsichtlich der kontrapunktistischen Studien. Diese Klagen mögen denn wohl den jungen eifrigen Künstler zu folgendem elegischen Erguß veranlaßt haben, als er eben die blühenden Gefilde von Florenz betrat:

„Wenn man die wundervollen Gebäude und Gegenden und alles, was die Natur sonst für Italien gethan hat, sieht, so muß man das Land innigst lieben; aber der Verfall der Künste jetzt läßt es uns bedauern! Auf mich macht es den Eindruck einer wunderschönen! gefallenen! Jungfrau.“

Nicolai fand bei seiner Ankunft in Rom mit Beginn des Karnevals sogleich Gelegenheit, mit der ihm eigenen Lebensfreudigkeit

mitten in die Wogen des italienischen Volkslebens hineinzuspringen. An dem denkwürdigen Tage seiner Ankunft setzt er sogleich die Aufzeichnungen fort, und hier beginnt das

Tagebuch Otto Nicolais

in Rom:

Dienstag, den 28. Januar 1834. Vormittags begegnete ich dem Maler Lehrs aus Berlin, mit dem ich nach der Peterskirche ging! — Heute habe ich nur die Kirche und noch nicht den Vatikan gesehen! Die Altargemälde sind alle von Mosaik, (d. h. einer Steinmasse, die in Rom gemacht wird). Die Kirche die größte der Welt. Am Boden sind die Maße der übrigen größten Kirchen Europas angedeutet. Der Hauptaltar steht in Pfeilern aus Erz gegossen, welches früher die Decke des Pantheon bildete und ist so hoch als der höchste Palast in Rom. Es sind vier freistehende Säulen, oben durch eine Erzdecke verbunden. — Meisterwerke der Skulptur. Die Statue einer jungen Weibsfigur ist jetzt nachträglich mit Erz bekleidet worden, da ein Engländer, der sich in sie verliebte, sich in die Kirche einschliessen liess und die Nacht darin zubrachte, des Morgens auf dieser Statue wahnsinnig gefunden wurde. — Sie ist aber auch sehr schön. — Die Statue des h. Peter mit dem abgeküßten Fuß. — Die große Rotonde mit immer brennenden Lampen. — Abends das Quartier in der Via di capo le cose bezogen, was ich aber schleunigst wieder zu verlassen gedenke; eine finstere einfenstrige Stube! — Teure Zimmer und schlecht und schmutzig in Rom. — Abends bei Prediger v. Tippelskirch; doch wartete ich die Vorlesung aus der Bibel nicht ab. — Mittwoch, den 29. zum Mittag bei Tippelskirch. Nach Tisch mit ihnen einen Spaziergang nach der Villa Paulina, der Principessa Pauline Borghese, einer Nichte Napoleons, gehörig, gemacht. Bei der Sommerwohnung des Papstes vorbeigegangen; die große Reihe kleiner Zimmer, in denen die Kardinäle zur Papstwahl eingeschlossen werden, von außen gesehen: (Folgt Beschreibung des bekannten Vorganges. D. H.) Donnerstag, den 30. vormittags den Vatikan gesehen. (Folgen kurze Notizen über bekannte Sehenswürdigkeiten. D. H.)

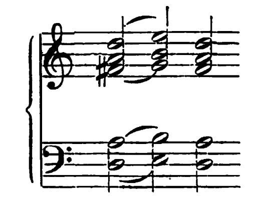
Februar 1834, Montag, den 3. Erster Tag des diesjährigen Karnevals. Der Karneval ist eine Staatssache und wird mit

dem Durchzug des Senators von Rom durch den Korso eröffnet; er repräsentiert den Papst in allen weltlichen Dingen; hübscher Aufzug dieses. Überhaupt größte Ordnung und Anständigkeit bei dieser großen Menschenmasse; es ist endlich mal etwas, was mir vom italienischen Plebs gefallen hat. — Heute waren noch nicht viele Masken und scheinen auch nur die unteren Leute maskiert zu gehen. Auf dem Korso fahren zwei Reihen Wagen, eine auf und eine ab, zu den Seiten und zwischen den beiden Wagenreihen wogt die Masse; in den mit seidenen Decken behangenen Fenstern und Balkonen stehen Zuschauer; man wirft sich überall mit Confetti und Blumen. Abends 5 Uhr laufen die Pferde, ohne Reiter, von der Piazza del popolo aus, den Korso entlang bis zum Ende desselben. Sie sind malträtiert um schnell zu laufen, Silberpapier, brennender Schwamm u. s. w. ist ihnen angeklebt. — Abends spielen alle Theater.

Dienstag, den 4. Zweiter Karnevalstag. Ganz ebenso wie der erste, nur schon ein wenig mehr Masken. — Abends Ball beim Major Serre, wo ich mehrere Bekanntschaften machte und z. B. der Prinzessin von Dänemark vorgestellt wurde. — Schöne Engländerinnen.

Mittwoch, den 5. Der Karneval war wie früher. Abends Erleuchtung mehrerer Häuser, größtenteils aber Kardinalswohnungen wegen des heutigen Jahresfestes der Krönung des jetzigen Papstes Gregor XVI.

Donnerstag, den 6. Vormittags $10^1/_2$ Uhr zum erstenmal die Sixtinische Kapelle singen gehört. Es war große Feierlichkeit wegen des Krönungsfestes des Papstes, der heute selbst fungierte. Im Offertorium und Graduale zweistimmige Sätze in Lagen von Bässen und Tenören und ebenso unisono von Alten und Sopranen gesungen, die schändlich klingen; auch Dinge so:



meinem Ohr fürchterlich. Die Messe selbst bestand nur aus Chorgesang, der sich durch besondere Markierung einzelner Viertel auszeichnet, wie ich es auch schon immer vom Chor verlangt habe, z. B. a - - - - men. Die Soprane sind zu schwach im Chor. — Der Chor singt etwas roh. — Wunderschön dagegen war ein fünfstimmiges Solo!!! Benedictus von Fazzini. — Alle Kardinäle waren zugegen; jeder hat seinen Schleppträger. —

Nachmittags auf dem Korso fand der Karneval wie bisher statt. — Dieser Tag ist der festlichste und besuchteste; heute wie gestern schon war die Freude durch Regen gestört, der aber nicht heftig wurde. — Abends heftiger Regen, der mich zwang zu Hause zu bleiben. Ich schrieb an der Partitur der Fasch'schen 16stimmigen Messe, die ich mir kopiere, ehe ich sie an Santini abgebe. —

Freitag, den 7. Abends erst beim Major v. Serre, dann um Mitternacht nach dem Festino di ballo in Marchese nel Teatro Alibert; es waren einige anständige Masken da und schien die Gesellschaft sowohl aus Honoratioren als Plebs zu bestehen; einige schwarze Masken liebenswürdig gefunden. — Abich war dabei, ein junger Deutscher, Doktor der Philosophie, mit dem ich in einem Hause wohne. Ich hatte auch eine Maske vorgebunden. — Erst morgens um 4 Uhr nach Hause gekommen.

Sonnabend, den 8. Der Karneval nach Tische wie immer. — Abends mit Abich auf dem Festino di ballo in Marchese gegangen, welches heute sehr elegant und besucht war. — Ein sehr gewöhnlicher Anzug für Männer ist Frauenkostüm, auch bemerkt man viele Mädchen in Mannskleidern. Im Karneval ist alles aus Rand und Band!

Sonntag, den 9. Abends sechs Mitglieder der Capella Sixtina bei Bunsen; sie sangen die Lamentationen von Allegri und mehrere Motetten von Palästrina; sie schnörkeln immer und sind eigentlich keine guten Treffer, dennoch macht das Ganze eine herrliche Wirkung.

Montag, den 10. Karneval wie immer. — Abends in das Theater di Apollo (Tordinone) gegangen. Oper Norma, welche hier unter dem Titel „la Foresta d'Irmensone“ gegeben wird, Mad. Ronzi Debegnis Delice (Norma) übertriebenes Spiel, große, dicke, männliche Figur, herrliche Stimme und Methode, nur zu übertrieben. — Mad. Duprez auch sehr gute Sängerin. — Musik, die beste von Bellini, die ich bis jetzt gehört habe, sie ist wirklich gut und fast gar keine Trivialitäten darin, abgerechnet die Kadenzen. — Das Haus hat sechs Ränge Logen und ist das größte, was ich bis jetzt gesehen habe.

Dienstag, den 11. Letzter Tag des Karnevals. Ich hatte mich heute auch maskiert und ging schon um 2 Uhr auf den Korso; an diesem Tage war das Leben noch reger als an den anderen und das Confettenfeuer noch heftiger; mich hat es heut auch viel Geld

gekostet und gewiß jeden mehr als sonst, da man durch kleine Galanterien heut von den im Karneval gemachten Bekanntschaften Abschied zu nehmen wünscht. — Nach dem Pferderennen begann heut die eigentümliche Festlichkeit der Moccoli. Der Korso war ganz erleuchtet und nahm sich herrlich aus. Das immerwährende Ausblasen des mit Mühe angezündeten Lichtes setzt einen in eine Art von Wut, besonders da sie dieselben auch mit Gewalt aus den Händen reißen. Doch bleibt man in rosener Stimmung. Nachdem ich mich bei Lepri wieder restauriert, ging ich auf den **Festino di ballo**, amüsierte mich herrlich; auch das war heute brillanter als die übrigen. — Schöne Engländerinnen und Römerinnen. Eine Stunde vor Mitternacht war das Fest geschlossen und mit ihm der Karneval beendigt. Von diesem Fest gehen die Italiener in die Trattorien und essen, wie überhaupt am heutigen Abend, für die nun folgenden Fasten Vorrat! —

Montag, den 17. Abends bei Signora Fioroni, wo Musik gemacht wurde. Ein guter Violin- und ein guter Cellospieler, beide Mitglieder des hier existierenden Quartetts, waren da. Der Geiger Angelini besonders brav. Die Fioroni spielte mit ihnen eine Sonate von Himmel. Übrigens spielen sie hier lauter Arien mit Begleitung des Pianoforte; sie singen auf den Instrumenten. — Mein Fantasieren gefiel sehr. — Ich glaube doch, daß es möglich wäre, den Italienern allmälich andern Geschmack beizubringen. —

Dienstag, den 18. Am Choralbuch gearbeitet. Abends spazieren gegangen im hellen Mondschein, die Sonne der Ruinen. Im Mondschein ist Rom herrlich! —

Donnerstag, den 20. Abends bei hellem Mondschein ins Kolosseum gegangen und durch die verfallenen Gänge dieses Gebirges gestiegen! Herrlich! göttlich! —

Sonnabend, den 22. Abends Gesellschaft beim Major Serre; ein ausgewählter Zirkel schöner Damen: die beiden Fräulein Plattner hübsch; Frl. v. Woltersdorf hübsch; die Frau des dänischen Malers Jensen hübsch; die schöne Fortunata, deren Bild ich schon vor zwei Jahren in Berlin in der Kunstausstellung sah, und die der Fanny Hernst so gleicht; ich tanzte mit ihr Galopp, welches sehr schlecht ging; die Signorina Capalti, sehr niedlich, spielt hübsch Klavier. — Alles hübsch. Außerdem sang eine Signorina Marini sehr hübsch Kontraalt. — Es war ein sehr hübscher Abend.

Dienstag, den 25. — Abends bei der Signorina Capalti; sehr brave Klavierspielerin, die mir sehr gut gefällt.

März 1834.

Sonnabend, den 1. Besuch beim Maler Törmer, wo der Major v. Serre malt. Abends im Quartett, welches heute etwas mehr besucht war. Sie spielen immer Kommer unter Haydn und Mozart! Nachher zum Thee beim Grafen Moltke, wo wir Elverhöi fanden und verabredeten an Oehlenschläger wegen Bearbeitung des Tordenskiold zu schreiben.

Sonntag, den 2. Nach der Kirche zu Serres und mit ihnen nach dem Monte Mario gefahren. — Auf Raphaels Stein gesessen. — Bei Bunsen, wo die Sixtinisten wieder sangen, zum Pranzo und bis 10 Uhr abends geblieben; darauf noch mit Frau v. Bardeleben zu Serres gefahren, wo der General v. Lepel mit seiner Braut war, der morgen Hochzeit hat. — Es war ein lustig Völkchen zusammen, auch die schöne Frau Gloag war dabei und einige deutsche Maler; wir machten noch einen ganz erträglich tollen Polterabend.

Montag, den 3. Mittags 2 Uhr die Trauung des General v. Lepel in unsrer Kapelle.

Dienstag, den 4. Vormittag an Oehlenschläger in Kopenhagen wegen des Tordenskiold geschrieben.

Freitag, den 21. Zum Pranzo um 5 Uhr bei Magnus in der Trottoria dell'Aurora. Es wurde gut gegessen, war nur eine Gesellschaft von Künstlern, Thorwaldsen an der Spitze. Hernach tüchtig champagnert. — Leider!! — besoffen. —

Sonntag, den 23. Morgens um 8 Dienst, dann um 10 Uhr nach dem Vatikan, wo ich die Sixtina hörte. — Es war Palmsonntag und eine Prozession. — Die Geistlichen, Kardinäle und Bischöfe, denen sich auch der vornehme Adel anschließt, tragen Ölzweige und Palmzweige voraus, zuletzt wird der Papst getragen. Der Zug bewegt sich in dem Vorsaal der Sixtina, deren Thüren geschlossen sind, und die Jerusalem vorstellt; dann wird mit dem Kreuz, welches vorne getragen wird, an die Thüren gepocht und diese werden hierauf geöffnet, alsdann begiebt sich der Zug in die Sixtina. Das Ganze soll den Einzug Christi in Jerusalem vorstellen. — Dann wurde Messe gehalten, in welcher die Passionsgeschichte lateinisch eingeschaltet war; den Evangelisten recitierte

eine schöne Baßstimme, Christus eine noch schönere und Pilatus ein Tenor. Alles Priester. Das Volk wurde von der Sixtina repräsentiert; und diese Responsorien des Volkes sind sehr schön und komponiert von Vittoria, die Messe war von Palestrina, das schöne Benedictus von Baini.

Mittwoch, den 26. Vormittags krank zu Bett gelegen, außer den Brustschmerzen, die ich schon seit mehreren Wochen habe, litt ich heute noch an Leibschmerzen.

Gründonnerstag, den 27. Um acht Kirchendienst. Um zehn in der Sixtina. — Heute wird eine ordentliche Messe abgehalten; doch hat mir die ganze heutige Musik weniger gefallen als die gestrige. —

In dem heutigen Miserere v. Bai machten sie ungeheuer viel Schnörkel, die sehr störend auf die Harmonie wirken; gestern in Bainis Kompositionen thaten sie dies weniger. —

Heute waren viel Förmlichkeiten. Nach der Messe vormittags begiebt sich der Papst mit einer Prozession aus der Sixtina nach der Capella Paulina, welche in demselben Flügel ist, und in welcher si mette il Sepolero d. N. S. unter Anzündung vieler, vieler Lichter. — Der gestorbene Christus ist liegend unten auf einem schönen Bilde dargestellt. Dieselbe Festlichkeit findet heut auch in allen übrigen Kirchen statt, und habe ich die Grabstellung noch im Pantheon gesehen. — Des Abends fuhr ich mit dem Major Serre, der Frau v. Bardeleben und der Frau v. Lepel nach der Trinità dei Pelegrini, wo die angekommenen Pilger und Pilgerinnen getrennt gespeist werden, nachdem ihnen vorher von den Vornehmen Roms die Füße gewaschen sind. Dies ist eine Nachahmung der Fußwaschung, welche der Papst heute vormittag in der Peterskirche an dreizehn Priestern vollzog, und die ich mit ansah. Wenn er ihnen die Füße gewaschen, schenkt er jedem einen Blumenstrauß, und darauf werden diese Priester gespeist, wobei der Papst sie bedient. — Heute vormittag erteilt auch der Papst dem versammelten Volk von einem Altar der Peterskirche herab den Segen, welches ich aber nicht mit angesehen habe. — Es ist jetzt sehr viel zu sehen und zu hören.

Karfreitag, den 28. Die Sixtina detoniert doch oft greulich und macht häßliche Schnörkel. O mein Deutschland!! —

Sonnabend, den 29. Abends bei Bunsen und ein Oratorium

von einem gewissen Capucci gehört; es war sein erstes Werk. Chöre von vierzehn Männerstimmen und nichts weiter, übrigens fast ganz wie eine Opera buffa, kein einziger gesetzter Gedanke, aber gut instrumentiert. Es ist doch was Tolles! —

Sonntag, den 30. Erster Ostertag. Vorm. um 8 Dienst. Dann in den Peter; die Funktion ist heute in der Peterskirche selbst, wo sich der Gesang der Sixtina herrlich ausnimmt. — Viele Festlichkeiten! — Die Benediction gab heute wieder der Papst von dem Balkon der Peterskirche auf das im Platze versammelte Volk, wo auch das Militär aufmarschiert war. Eine unabsehbare Menge Wagen und Volk. Heut sieht man Rom! und wie viele Landleute; aber nichts Niedliches! Es ist ein abscheuliches Volk und dabei bleibe ich. — Nachmittag um 3 noch einmal Dienst. Dann zu Serre, ein wenig Stunde gegeben und bald mit ihnen hinausgefahren nach dem Peter. Der Anblick des erleuchteten Peter ist das Großartigste, was ich bis jetzt gesehen habe. — Ich war zu einer Familie Manzocchi, die in der Nähe des Peter ein großes Haus bewohnt, eingeladen. Um ein Uhr (italienisch) wechselt die Illumination, d. h. es werden Pechfackeln aufgesteckt, wogegen vorher die Erleuchtung durch Lichter geschah, die in kleinen Papierlaternen stehen; diese Art der Erleuchtung gefällt mir noch besser. — Nachher wurde bei Manzocchi's etwas Musik gemacht; ich spielte aber nicht, da das Klavier zu schlecht war. Immer roba ridotta für Instrumente, niemals ein Instrumental-Stück. Ein Cellist spielte sehr gut, aber karrikiert italienisch. Die Bekanntschaft von Mad. Cornelius und ihrer Tochter gemacht und von ihr eingeladen.

Montag, den 31. Vorm. um 8 Gottesdienst, der heut sehr feierlich war, das Abendmahl wurde von Vielen genommen. — Stunde und Pranzo bei Serre. Abends war die Girandola, das große Feuerwerk von der Engelsburg, die sich, da sie ganz von Stein ist, vielleicht einzig in der Welt zu solchen großen Unternehmungen eignet. Nie sah ich ein schöneres und größeres Feuerwerk. Die Ordnung der Römer bei solchen öffentlichen Festen ist bewundernswert, und habe ich sie schon im Karneval so sehr gerühmt. Ich kann nicht begreifen, wie sich das mit dem übrigens so unausstehlichen Wesen der Römer verträgt.

April 1834.

Dienstag, den 2. Mit dem Major Serre und dem Maler Törmer hinausgefahren nach der sogenannten Cervara, wo heute die Künstlergesellschaft das Cervara-Fest feierte, welches von Deutschen gestiftet ist und alle Jahr stattfindet; alle Künstler sind dabei, auch hatten sich viele Fremde angeschlossen, sogar kamen einige Frauen hinaus. — Der zeitige General ist der Maler Nerly. Es ist ein tolles und geniales Treiben. Auch Orden werden ausgeteilt; heute erhielt jeder Anwesende einen, den ich auch zum Andenken behalten werde. Eselwettreiten, Pferdewettreiten u. s. w. Cervara ist der Steinbruch, wo die Steine zum Bau des Peter gebrochen worden sind. — Schöne Grotten, in denen gespeist wird, d. h. sehr frugal und genial.

Mittwoch, den 9. Abends Gesellschaft beim General von Lepel. Kleines Local, viel Menschen, etwas Musik, aber doch amüsant.

Donnerstag, den 10. Abends zum erstenmal bei Horace Vernet, Direktor der französischen Akademie, eingeführt durch den Maler Magnus aus Berlin. — Liebenswürdige Familie, Sinn für deutsche Musik, Tochter hübsch und artig.

Freitag, den 11. Musik gesucht zur morgenden ersten Stunde bei der Frau Gen. v. Lepel, aber nichts gefunden; es ist erschrecklich wie elend auch der Musikhandel hier ist. — Zu meiner Freude und Verwunderung fand ich zwei Stücke für Pianoforte von meinem verstorbenen Lehrer Bernh. Klein, die in Mailand nachgedruckt sind.

Sonntag, den 13. Abends bei Cornelius. — Die Tochter ist sehr naiv.

Montag, den 14. — Abends mit Serre in die philharmonische Gesellschaft, die aber die Harmonie nicht sehr zu lieben scheint; es war eine niederträchtige Musik! —

Dienstag, den 15. Wieder einen Anfall von Halsentzündung gehabt, an der ich schon in Berlin von Zeit zu Zeit litt; deshalb heute nicht ausgegangen. Vormittag eine Stunde an Vera gegeben; viel geschlafen und ein Stück einer kleinen Klaviersonate in d-moll geschrieben.

Mittwoch, den 16. Den ersten Satz der Sonate beendigt. Heute noch nicht ausgegangen, um mich zu schonen. Besuche von Serre und dem Maler Törmer. — Die Frau Majorin Serre schickte

mir heute ein Präsent, nämlich eine hübsche Kaffeemaschine, Zucker, Kaffee und Spiritus.

Donnerstag, den 17. Die Minuett Scherzo zur Sonate gemacht. — Von der Majorin Serre nachträglich heute früh noch Tasse, Theelöffel, Kaffeekännchen und Präsentierteller geschickt bekommen.

Sonnabend, den 19. — Abends durch den Grafen Potowski bei dem polnischen Grafen Bober eingeführt, dessen Frau sehr schön! ist. — Ich spielte gut heut abend! Was doch nicht eine schöne Frau auf eine Musikus wirkt! ! —

Sonntag, den 20. Vormittags Dienst. — Dann Besuch bei Serre und Grafen Potowski — ich fühlte mich schon sehr elend, ging nach Hause und bekam das Fieber. — Ich habe sehr gelitten und die Nacht nicht geschlafen; dabei fürchterliche Halsschmerzen.

Montag, den 21. Erstes homöopathisches Mittel genommen vom Dr. Emil Braun. — Besuch vom Major v. Serre und fünfzig Scudi von ihm für meinen Unterricht erhalten. — Besuch vom General Lepel. — Man interessiert sich für meine Krankheit; ich finde mich jetzt etwas besser. — Besuche vom Grafen Moltke und dem Maler Törmer. — Ich lese viel im Schiller, um mich zu zerstreuen; sein Demetrius könnte eine gute Oper geben.

Dienstag, den 22. Noch das Zimmer hüten müssen. Besuch vom Grafen Potowski, der mir einen Wagen schicken wollte, um auf ein Stündchen bei Bobers zu sein, die Versuchung war groß! Doch der Arzt hat nicht erlaubt auszufahren, also blieb ich! — Übrigens nichts gearbeitet, aber noch das übrige, mit Ausnahme der philosophischen Briefe, historischen Aufsätze und des Vermischten, von Schiller gelesen. Etwas in der Korrespondenz für Berlin geschrieben.

Mittwoch, den 23. Noch nicht ausgehen dürfen. — Außer dem Arzt, Besuch vom Grafen Moltke und dem Maler Törmer. — Einige Scenen aus der Zenobia von Metastasio übersetzt. — Besuch von Merluzzi, einem Musiker. —

Donnerstag, den 24. Vorm. Besuch von Serre. Nachmittag zum erstenmal wieder ausgegangen und zwar erst zu Serre, dann zur Capalti, wo ich auch den ganzen Abend blieb und Musik mit ihr machte. — Der Arzt erklärt endlich mein Übel für das, wofür ich es schon in Berlin immer angesehn habe, nämlich für einen versteckten Schnupfen.

Freitag, den 25. Abends Abschiedsvisite bei der schönen Gräfin Bober! bei der ich also nur einmal war und die morgen Rom verläßt.

Sonnabend, den 26. Vorm. Das Adagio in der Sonate beendigt. — Pranzo mit Serres beim General v. Lepel. Abends die Generalin Stunde bei mir. Ich befand mich heut schon wieder sehr unwohl, es kommt alles daher, daß ich keine gute Verdauung habe.

Montag, den 28. Geburtstag bei der Frau Majorin Serre. — Partie nach Tivoli. — Sie wurde mir verleidet durch ein Ärgernis, das ich mit dem Major hatte; woran aber eigentlich ein Dritter und Vierter schuld, es ist eine weitläufig herzuholende Geschichte und giebt mir die Lehre, nicht vorschnell zu sein und zu schweigen, wo es nicht nützt zu reden. — Das Verliebtsein des Grafen M. und des Maler T. in die Majorin giebt jetzt dem ganzen Zusammenleben etwas Intriguantes, und es ist gut, daß es bald geendigt sein wird! — Wir stiegen in Tivoli in der Villa d'Este ab. — Torquato Tasso und Horaz sollen hier viel gewesen sein. — Es war heute ein Fest für die Bewohner; der Papst war nach Tivoli gekommen, um die Höhlen zu sehen, die man durch das Gebirge gemacht hat, um dem Fluß Tiber, der bei Tivoli Anio heißt, einen Abfluß zu verschaffen, da er öfter Unglück anrichtet. Der Papst zeigt sich bei solcher Gelegenheit mit vielem Pomp. Aus der Villa d'Este sind schöne Aussichten auf die Campagna und das in der Ferne liegende Rom. Die Kaskaden in Tivoli sind besonders schön und größer als die ich im Riesengebirge gesehen habe.

Dienstag, den 29. Vorm. Besuche von Santini und meinem Doktor. — Dann kam Serre und sagte, es thäte ihm leid, sich gestern übereilt zu haben; auch ich gestand den Teil meines Unrechts ein, und so ist es denn wieder gut. Serres reisen morgen früh ab und gaben heute ein Abschiedsdiner in Ponte molle an dem ich nunmehr auch teil nahm. Der Majorin hatte ich vormittag das für sie zum gestrigen Geburtstag komponierte Nocturno über dänische Volkslieder geschickt. Abends war man noch zum letztenmal bei Serres zusammen; es war alles traurig und der Abschied uns allen schwer! — Die Abreise Serres wird meiner hiesigen Einrichtung und Lebensweise eine andere Richtung geben.

Mittwoch, den 30. Erste französische Stunde genommen bei Castelain. — Nachmittag Besuch bei der Capalti. — Pranzo beim Grafen Moltke. — Alsdann ins Theater, Capuletti und Montecchi v. Bellini, Musik ganz italienisch; das Publikum wahrhaft niederträchtig, die Sänger kaum gehört und mißhandelt, obgleich sie nicht ganz schlecht waren. Ich will auch nie mehr in die Oper gehen! es ist wirklich von seiten meiner eine Sünde gegen die Musik.

Mai 1834.

Sonntag, den 4. Die Nacht so schreckliche Brustschmerzen bekommen, daß ich nach dem Doktor schicken mußte. Vorm. Dienst; dann wieder nach Hause und den ganzen Tag im Bett zugebracht.

Montag, den 5. Vorm. Stunde bei der Generalin und Pranzo. — Abends ins Theater Fiano, Puppenkomödie und Ballet, in seiner Art vorzüglich; das Publikum ist hier auch ruhig und vernünftig, wo das Entree so gering ist — der erste Platz 7½, der letzte 3 Bajocci — und also größtenteils Plebs hingeht. Es scheint als ob der römische Mittelstand gerade am ungezogensten und ungeschliffensten wäre. Hier werde ich wohl öfter hingehn, da ich die großen Theater wirklich wegen der niederträchtigen Manier des dort versammelten Publikums nicht mehr besuchen will. — In diesem kleinen Theater wird dreimal jeden Abend dasselbe Stück gespielt.

Freitag, den 9. In vergangener Nacht sehr viel von Posen und besonders von Bertha W. geträumt! Ob ich sie wohl jemals wieder sehe? Den 3. August 1832 Ball in der Loge zu Posen! es sind also jetzt beinahe zwei Jahr, daß ich sie zuerst sah; sie wird sich verändert haben! — Man sagt: Sehen ist schöner denn Wiedersehen! — Meine Schlaffheit und Müdigkeit ist jetzt sehr groß, schon vormittag schlief ich, und nachmittag trieb ich mich auf dem Steinpflaster umher; die Hitze erschöpft jetzt schon. — Besuch bei der Contesse Toni; sie spielt sehr gut.

Sonnabend, den 10. —— Schöne Ruinen hinter Ponte molle. Abends ins kleine Puppentheater Fiano; dies soll mich jetzt für andere Kunstgenüsse, die man nun einmal hier entbehren muß, entschädigen. Von der Komödie habe ich doch fast alles verstanden.

Montag, den 11. Vorm. Dienst. Dann geschlafen, wie schon seit drei Tagen vormittags; die Hitze ermüdet zu sehr. — Abends

bei Horace Vernet, viel Musik gemacht und endlich einmal Gutes, wenn auch nicht gut executiert; fast lauter Mozart! Wenn man selten was Gutes hört, dann entzückt es um so mehr! Es ist jetzt schon nach Mitternacht und mich hat die Musik so lustig gemacht, daß ich gar nicht zu Bette möchte. Der russische Maler Bruny war noch eben bei mir; ich fand ihn bei Vernet; er ist ein starker Anbeter der Capalti; ich glaube fast noch mehr als ich.

Dienstag, den 13. — Besuch bei Herrn Vollard und von ihm die berliner Haude- und Spenersche Zeitung erhalten und die M. December und Januar gelesen; es freute mich, meiner zuweilen erwähnt zu finden.

Sonntag, den 25. Vorm. Dienst. Nachher an den Gesandtschaftsprediger v. Tippelskirch (der schon geraume Zeit, wegen bösen Halses, nicht mehr predigt, sondern immer die Predigt von andern vorlesen läßt) geschrieben, daß er nicht immer so lange Lieder singen lassen möchte; man kann auf dieser Orgel ohne Pedal nicht so viel Verse zu spielen aushalten.

Dienstag, den 27. — Das D-moll-Rondo der Capalti dediziert und, hübsch eingebunden, im Original ihr geschenkt. — Abends von dem Maler Aleß: Capalti in eine ital. Familie Conti eingeführt; es wurde Karten gespielt; ich gewann etwas. Drei niedliche Töchter. Der Maler Bruny wohnt bei ihnen.

Freitag, den 30. Unangenehme Antwort vom Gesandtschaftsprediger auf mein Schreiben v. 25. erhalten und es höflich, aber pikant beantwortet. — Abends erst bei der Familie Fioroni, dann zum erstenmal in der Konversation bei der Marchese Muti-Bussi; es wurde nichts als Ekartée gespielt und ich verlor mit galantem Gesicht beinahe zwei Scudi. In den italienischen Konversationen wird fast immer und hoch gespielt.

Sonnabend, den 31. — Abends die Familie Conti besucht, wo wieder gespielt wurde, die aber doch zu ungebildet scheint, als daß ich sie oft besuchen würde.

Juni 1834.

Montag, den 2. Brief vom Gesandtschaftsprediger als Antwort auf mein Schreiben v. 30. erhalten; es war ganz anders und höflicher als sein erstes geschrieben; also wieder ein Beweis, daß man sich nie etwas vergeben muß. Ich beantwortete es höflich und kalt. —

Dienstag, den 3. Heute mich einmal wieder mit Aufsätzen und Durchsicht deutscher Volkslieder beschäftigt, da ich hier auf der deutschen Bibliothek das Wunderhorn gefunden habe; diese Lieder und Melodien sind doch etwas Göttliches! wo bleibt da der italienische Krimskrams!

Mittwoch, den 4. — Die Ärgernis, die man hier mit jeder Sache hat, die man bestellt, ist unglaublich: Schneider, Schuster und Alles betrügt einen.

Donnerstag, den 5. Mit dem General v. Lepel und seiner Frau und deren deutschem Lehrer Heuser nach Genzano, hinter Albano, gefahren; hier wurde das Blumenfest gefeiert. Das Pflaster der beiden Hauptstraßen ist mit Blumenblättern belegt, die sie zu allerhand Zeichnungen: Tempeln, Figuren u. s. w. zusammenstreuen und dann mit Wasser besprengen, damit der Wind die Figuren nicht zerreißt. Es ist sehr reizend dies Fest, und die schönen Albaneserinnen erscheinen alle in ihrem Nationalkostüm; es waren sehr schöne Frauen und Mädchen da. — Hernach geht über jene schönen Blumenfiguren eine Prozession weg, die wir aber nicht mehr abwarteten.

Sonntag, den 8. — Der berühmte Gliederverrenker Klischnig ließ sich zum letztenmal sehen und hat auch mich in Erstaunen versetzt.

Montag, den 9. Mein Geburtstag! — Wie traurig ist es, daß ich weder im Kreise meiner Verwandten diesen Tag zubringen kann, noch auch nur von ihnen einen Brief oder Zeichen von Teilnahme erhalte! Gerade die Dinge, die mich im Leben am meisten glücklich machen würden, muß ich entbehren! Vielleicht hat mir Gott es vorbehalten, im spätern Alter die Freuden des Familienlebens genießen zu können. — Heute früh erhielt ich einen langen und vernünftig und nicht ohne Herzlichkeit geschriebenen Brief vom Gesandtschaftsprediger von Tippelskirch als Antwort auf mein Schreiben v. 2. d. M. Er macht mir darin manchen nicht ungegründeten Vorwurf. Zum Mittag hatte mich der General v. Lepel eingeladen und dazu die Frau v. Berg aus Dresden, die Gräfin Moltke aus Kopenhagen, das Frl. v. Woltersdorf, ihre Gesellschafterin oder vielmehr Begleiterin, den Sekretär des Prinzen Heinrich v. Preußen, Herrn Vollard und dessen niedliche Frau. Wir waren recht vergnügt. Der General hatte die Aufmerksamkeit gehabt, einen Kuchen mit meinem Namenszug machen zu lassen. —

Ich scheine so recht dazu bestimmt zu sein, die Freuden, die ich so gern im Kreise meiner Angehörigen suchen möchte, unter fremden Leuten finden zu müssen. — Nach Tische mit ihnen ausgeritten und abends, wie gewöhnlich, mit ihnen gefahren. Sie fahren dann immer erst in ein Kaffee um etwas Eis zu nehmen und bringen mich alsdann entweder nach Hause oder wo ich sonst hin will. Heute abend fuhr ich zu der Familie Conti, ich wußte, daß man, wie immer, hier Karten spielen würde, und wollte aus meinem heutigen Glück eine Art von Schluß auf das zukünftige Lebensjahr ziehen. Ich gewann im Anfang sogleich, verspielte aber alsdann nicht nur das Gewonnene, sondern auch, was ich bei mir hatte, zwei Scudi. Möge dies weder ein Bild des nächsten Jahres, noch meines Lebens überhaupt sein!! — Spät nach Hause gekommen las ich noch lange in den berliner Zeitungen, die ich von Herrn Vollard zu erhalten pflege, und beneidete mich selbst um die Zeit, als ich auch noch in dieser Künstlerstadt im Kunstgenuß und Selbstthätigkeit schwelgte, während ich jetzt hier in Rom so vieles entbehren muß. — Die Nacht träumte mir, daß ich mich mit einem Judenmädchen, das ich im Leben mich nicht erinnere gesehen zu haben, verlobte, und darüber nachher die bitterste Reue empfand, ja sogar im Augenblick des Verlobungskusses mit dem Gedanken umging, wie wird es möglich sein, dich aus dieser Schlinge zu ziehen. — Die Motive zu dieser geträumten Verlobung fehlten. (Anmerk. d. H.: für die, immer noch schüchtern verteidigte, Annahme, daß feinnervige Naturen zuweilen eine seelische Fühlung mit kommenden, für sie einflußreichen Ereignissen besitzen, wäre auch dieser Traum geeignet, einen Beweis zu erbringen: sieben Jahre nach demselben wurde Nicolai von einer heftigen Leidenschaft zu einer bildschönen ungarischen Jüdin ergriffen. Er wollte sie heiraten, mußte aber zu seinem tiefsten Kummer erfahren, daß sie sittlich tief unter ihm stehe. Hieraus ergab sich die im Traum angedeutete bittere Reue und die Notwendigkeit, sich ans der Schlinge ziehen zu müssen. Der Leser findet unter den Aufzeichnungen im J. 1841 einen ausführlichen Bericht hierüber und eine ergreifende Schilderung der Seelenqualen, welche er erlitt. Demnach war das Ereignis bedeutend genug um, wie man sagt, seinen Schatten voraus zu werfen. Doch scheint sich Nicolai damals des Traumes nicht mehr erinnert zu haben.)

Mittwoch, den 11. Mittag und Stunde beim General, nach Tische geritten. Abends zur Familie Conti und wieder über einen Scudo verspielt. Was soll denn das werden? Am besten, ich gehe gar nicht mehr hin; doch das wird nicht gut möglich sein aus manchen Gründen. — Schöne verheiratete Tochter, in deren Haus mir heute von ihnen ein Zimmer angeboten wurde, da ich meine Wohnung zu wechseln gedenke.

Montag, den 16. — Abends Zimmer besehen. Die im Hause Buti gefallen mir am besten, ich nähme sie gerne, wenn sie nicht zu teuer wären; Lauska, Reißiger und auch mein guter Lehrer Bernhard Klein haben darin gewohnt.

Mittwoch, den 18. — Heute abend sollten wir wieder bei der Fioroni zusammen sein, um etwas Musik zu machen, wie seit einigen Freitag Abenden geschehen; aber heute kam niemand. — Sie sind doch ganz ohne Eifer für eine gute Sache, diese Italiener.

Sonnabend, den 21. — Abends durch den Advokaten Pechi bei der Marchese Aracieli eingeführt, hernach noch zu Contis, die wir nicht zu Hause fanden und in einer Trattoria aufsuchten, wo sie zur Nacht speisten. Es ist doch abscheulich, daß die Weiber hier zu faul sind, selbst ein ordentliches Abendbrot zu bereiten, sie gehen vielmehr und essen mit den Männern in Restaurationen.

Sonntag, den 22. Ich habe nun die Molkenkur und auch das Baden angefangen. Wie sehr erinnert mich das an die im vorigen Sommer in Salzbrunn (Ignes! Marie!) so glücklich verlebten Tage.

Montag, den 23.
Dienstag, den 24.
Mittwoch, den 25.
Donnerstag, den 26. } Die Hitze wird jetzt schon unerträglich, so daß ich den Entschluß gefaßt habe, auch aufs Land zu gehen. Das Molkentrinken habe ich eingestellt, da es mir nicht bekommt und auch die Molken in dieser Hitze immer sauer sind; das Baden habe ich fortgesetzt. Ich leide an Brustschmerzen.

Montag abend bei Signora Vannutelli, die mein Rondo in f-dur meisterhaft spielt. — Mittwoch abend bei der Fioroni, aber zum letztenmal, da wieder niemand kam und ich mich immer mehr überzeuge, daß die Italiener keinen Fleiß und Ausdauer besitzen. Es sind und bleiben elende Schufte. (Der alte Zelter fällt mir hierbei ein, er sprach in solchen Ausdrücken.)

Juli 1834.

Sonntag, den 6. Abends zum erstenmal festa dei focchetti im Anfiteatro di Anquito, sehr hübsch. — Die Römer haben doch immer was, sich zu amüsieren. Am liebsten wäre ihnen ein ewiger Karneval.

Mittwoch, den 9. Abends Besuch bei Marietta Cornelius; Peter, der Vater, war schon zu Bett.

Sonnabend, den 12. — Abends erst in das kleine Theater Fiano, wo die Marionetten jetzt die Norma von Bellini aufführen. Die Stimmen hinter den Kulissen sind besser als manche bei uns vor den Kulissen.

Sonntag, den 13. Abends erst Besuch bei Marietta Cornelius. Dann festa dei fochetti, sehr schön. Dann noch einmal zu Cornelius. Mariettas Bräutigam, ein langer Kerl von Chokoladenfabrikant, dem der Vater unbegreiflicherweise seine offenbar für einen Künstler bestimmte Tochter geben will, scheint auf mich eifersüchtig zu werden. Was thut's? es wäre für Marietten besser, die Heirat unterbliebe; ich freilich mag ans Heiraten noch nicht denken, und noch weniger mit Marietten.

Donnerstag, den 17. — Nachmittag fuhr ich mit dem Geschäftsträger von Hannover, Herrn Kestner, der ein intimer Freund von Bunsens ist, nach Frascati hinaus, wo Frau v. Bunsen jetzt wohnt; sie bot mir nicht in ihrem Hause ein Zimmer an, und ich habe zwei Nächte im dortigen Gasthaus Croce biancha sehr gut zugebracht. Mittags aß ich die beiden Tage bei Frau v. Bunsen. Es war auch mein erstes Wiedersehen mit dem Gesandtschaftsprediger nach unserm unangenehmen Briefwechsel; denn er wohnt jetzt auch in Frascati. Vielleicht ziehe ich auch nächstens heraus um einige Monate auf dem Lande zuzubringen, denn die Luft in Rom ist jetzt dick und schlecht und kein schattiger Spaziergang vorhanden. In Frascati habe ich schöne Spaziergänge gemacht nach der Villa Conti, Tusculana, in der das alte verschüttete Tusculum liegt, und Belvedere, von wo man eine herrliche Aussicht hat. Auch habe ich von einem paar fraskatanischer Mädchen zwei Volkslieder gefischt, die nicht übel sind.

Sonntag, den 20. Vormittag Dienst; dann bei Herrn Vollard die berliner Zeitungen gelesen. Das regt mich immer sehr auf! Welches Treiben der Kunst dort! und welche Faulheit hier! —

Abends in der festa dei fochetti, welches heute weniger schön war. — Die Bellinischen Melodieen sind doch herrlich! wenn auch vieles Charakterlose in seinen Opern ist. Für Orchester arrangiert, ohne Handlung, ist es wirklich was sehr Schönes.

Montag, den 21. Abends eine Cena (Abendessen) mit der Familie Conti in Ponte molle; es waren hübsche Damen dabei, und es war ein recht vergnügter Abend.

Dienstag, den 22. Abends Ball beim Conte Lozano, sehr elegant und fleißig getanzt, obgleich wenig hübsche Damen. Die Damen dieses Balles sahen etwas grob aus im Vergleich zu unsern mit den schönen Teints; auch tanzt man bei uns im allgemeinen besser.

Mittwoch, d. 23. — Bei Santini, bei welcher Gelegenheit ich die Wohnung des Kardinals Vice-Cancellar, bei dem Santini im Dienst ist, sah. Er hat sogar seinen Thron — so ein Kardinal — von rotem Samt und Gold, unter dem das Bild des Papstes hängt, worunter er sich hernach setzt um zu empfangen. Was diese Priester für Luxus treiben! — Bei Cornelius geht es mit der Frau erschrecklich schlecht; die Tochter wohnt jetzt außer Haus, da sie das Elend mit der Mutter nicht ertragen konnte. — So?! — Das wird eine gute Hausfrau werden! — Abends in das kleine Theater Fiano, wo sie die Norma malträtierten.

Freitag, den 25. — Zu dem Dichter Feretti, wo Gesellschaft war, eingeführt. Das Einführen in solche Akademie ist hier ohne alle Schwierigkeit, denn da nichts als Musik gemacht, oder sich unterhalten und nicht einmal ein Glas Wasser gereicht wird, so kommt die Hausfrau niemals in Verlegenheit. Gestern wurde ich und mein Freund, der Advokat Pechi, zu Feretti durch einen Herrn Zampi eingeführt, der auch Dichter und Improvisator ist; ich hörte gestern zum erstenmal improvisieren. Zampi singt über eine feststehende Melodie, die am Klavier begleitet wird, Reime. Gestern war er so gütig zwei Verse an mich, den Maestro prusso, zu richten, in denen er mir Elogen sagte. — Vielleicht ist Feretti der Mann, der mir den langgesuchten Operntext liefern wird. —

Sonntag, den 27. — Abends Besuch bei der Familie Conti, die mir, seitdem ich mich von ihrem Spieltisch mehr zurückhalte, lieber wird.

Montag, den 28. — Nachmittag erst einen heftigen Streit mit dem Maler Troschel und Mücke wegen des Arrangements des

zu feiernden Königsgeburtstag gehabt; vorher Besuch bei Thorwaldsen; dann abends erst in das Burratin-Theater Fiano, wo sie jetzt Bellinis Straniera massakrieren, und dann bei Conte Lozano etwas Musik gemacht, Elogen geerntet und ein wenig Ekartée gespielt.

Dienstag, den 29. — Besuch von Mücke und Troschel um den Toast zu Königs Geburtstag zu singen. Dabei hatte ich zu viel mitgeschrieen und Halsschmerzen am Abend.

Donnerstag, den 31. — Abends mit der Prinzessin von Dänemark und einigen ihrer Begleitung in das Burratintheater Fiano gegangen, wo sich diese alte joviale Frau vor Lachen ausschütten wollte.

August 1834.

Sonntag, den 3. Königsgeburtstag. — Abends gemeinschaftliches Essen der preuß. Künstler in einer Osteria am Korso zur Feier des Königsgeburtstages. — Wie sehr erinnert mich dieser Tag an die Bekanntschaft mit Bertha W. in Posen, die ich heute vor zwei Jahren auf dem Ball machte. Ob sie wohl meiner auch noch gedenkt? — Vor einem Jahr in Salzbrunn war es auch nicht übel! Ignes Marie! Heute abend waren wir sehr vergnügt, der Künstlergeneral, Landschaftsmaler Nerly, war die Seele. — Mein Toast wurde gesungen und viele andere Lieder. Das war doch einmal deutsches Zusammensein! — Gott erhalte unsern König!

September 1834.

Montag, den 4. Vormittag an den Variationen gearbeitet. Dann gepackt und nach Frascati gefahren, wo ich mich jetzt wenigstens einen Monat aufhalten werde. — Ich habe ein kleines einstöckiges Häuschen, ganz nahe bei der Villa Piccolomini, in der Bunsens und Tippelskirchs wohnen, für sechs Scudi monatlich gemietet und habe darin zwei Stuben, Entree und Küche. Es ist sehr niedlich. Des Abends nach dem Auspacken noch spät zu Tippelskirchs gegangen und mir ein wenig zu essen ausgebeten, da es in Frascati schon zu spät war um in das Gasthaus hinunterzusteigen.

Freitag, den 15. Früh morgens mit Aracielis und Pechi nach Grotta ferata, einem Dorf unweit Frascatis, wo in der Kirche

berühmte Fresken von Dominichino Zampieri sind; sie gefielen mir sehr; auch das bekannte Bild, die Austreibung des Teufels aus einem Jungen, welches mir im Kupferstich immer so mißfiel, ist hier, und obwohl schön, kann ich doch diesem für mich immer unangenehm gewesenen Gegenstande keinen Geschmack abgewinnen.

Sonntag, den 17. (In Frascati.) Abends dort mit Aracielis das Theater in der Villa Borghese besucht, in welchem die Söhne und die Tochter des Prinzen mit einigen Freunden französische und italienische Lustspiele aufführen und so liberal sind, oder so eitel, jedem den Zutritt zu gewähren. Selbst in diesem Theater ließ sich das Publikum es nicht nehmen, seinen Beifall laut zu bezeigen, es beklatschte die Spielenden und empfing sogar die junge Prinzessin, verheiratete Montmarbre, und den jungen Prinzen mit Applaus. Die Manier, daß Dilettanten sich beklatschen lassen, fing schon in München an. Bei uns ist das nicht Sitte.

Montag, den 18. Früh mit Aracielis nach Albano gefahren; hier mußte ich mich als Dame maskieren, um einen Scherz mit einem gewissen Doktor zu treiben, den Aracielis immer zum besten haben. Es war sehr ergötzlich. — Dann zu Mittag noch zurück nach Frascati, wo wir bei Aracielis zusammen aßen und sich ein heftiger Streit über Musik entspann, bei dem ich zu Ehren des Guten eine Lanze für deutsche Kunst brach. Doch kann ich sie nicht überzeugen. Das ist auch nicht nötig, sie sollen aber das Maul halten und nicht über Dinge urteilen, die sie nicht verstehen. — Abends mit der Marchese ein wenig Dame gespielt; nächstens werde ich wohl mit dieser Dame selbst spielen, da sie sich mir sehr anzunähern scheint; heut gab sie mir in einem Nebenzimmer einen Kuß. Weiß Gott, daß ich nur bei Alten Glück mache, oder bei denen, die mir eben nicht sehr gefallen, ist doch sonderbar! Zwischendurch leuchteten noch immer einzelne Blitze von dem Donnerwetter, das sich heute in dem Gespräch über Musik zwischen uns Männern Luft gemacht hatte. — Ich kann mich nicht so leicht zufrieden geben.

Freitag, den 22. Die Nacht habe ich so viel von Hildegard Schleiermacher geträumt. Wie geht das zu? mir träumte, ich hätte um sie angehalten. Ist heute etwa ihr Hochzeittag mit Graf Schwerin? oder weiß sie etwa, daß ich ihr wirklich gut war, und

mir sogar manchmal der Gedanke um sie zu werben durch den Kopf geflogen ist? —

Ich habe mich sehr erkältet und Husten und Schnupfen; bald ist es ungeheuer heiß und dann weht wieder ein kalter Wind dazu. — An den Variationen gearbeitet, und sonst bei Aracielis den Tag zugebracht. Zum Mittag machte ich ihnen Klöße mit brauner Butter, die ihnen nicht mißfielen! O mein Deutschland!

Sonntag, den 31. Dienst. Nachher nach St. Peter, wo heute eine Beatification war; d. h. durch das Dekret des jetzigen Papstes wurde ein vor 124 Jahren verstorbener Geistlicher, Sebastianius Velfre zum beatus gemacht (beatorum fascio adscriptus). Die Familie desselben bezahlt dafür der Kirche die Kleinigkeit von 80000 Scudi! — Ich glaube, daß sie mich für diese Summe auch beatus machen würden.

Oktober 1834.

Dienstag, den 2. Den Tag mit Aracielis verbracht, doch hat unsere Freundschaft heute einen Stoß bekommen durch die heftigen Streitigkeiten, die Freris (Cicesbeo der Marchese) Rechthaberei und italienische Ignoranz herbeiführte. Wenn ich doch endlich lernen könnte, daß Schweigen eine Tugend ist, wo Reden nicht nützt. Ich leide wieder sehr am Halse, zugleich mit Husten und Brustschmerz diesmal. Wie Gott will! —

Mittwoch, den 24. — Abends mich mit Freri erzürnt und das Haus Aracieli, obgleich die Marchese mich zurückhalten wollte, verlassen. Ich werde nicht wieder hingehen, wenn Freri, der mich durch Grobheit beleidigt, mich nicht dazu auffordern und peccavi sagen kommt. Die Marchese thut mir leid; ich kann mir denken, wie unlieb ihr dieser Zank gewesen ist und daß sie mich gern wieder hinziehen möchte. — Wer weiß, wozu es gut ist, wenn meine Bekanntschaft mit diesen Leuten, die schon zu intim geworden war, nun aufhört. —

Donnerstag, den 25. — Besuch des Grafen Mariscotti, junger Mann mit Talent für Poesie und Musik, aber arrogant, der meine Bekanntschaft gesucht hat. — Im Gasthause spät gegessen und schlecht; bei Aracielis war es besser! nachher mit Mariscotti in die Villa Conti gegangen, wo ein Wiener Flügel steht, den ich spielte, aber ziemlich schlecht und in Unordnung fand.

Sonntag, den 28. — — Spaziergang auf dem Korso, wo man um die Mittagszeit Sonntags die schöne Welt sieht. Nachher in einer Restauration aus Zufall die Familie Abich gefunden (auch die Mutter und die niedliche natürliche dreizehnjährige Tochter), mit ihnen zusammen gegessen, dann mit ihnen den Tag verbracht. Zuerst nach der abgebrannten Paulskirche gefahren, eine ganze Strecke vor Rom; sie wird mit großem Pomp wieder aufgebaut und nach dem Peter die größte in Rom sein. — Sehr schöne große Granitsäulen, aus einem Stück gehauen, tragen das Gebäude. — An der Arbeit sah man hier, wie man Granitblöcke mit Marmor fourniert, d. h. überlegt, indem man Marmorplatten, vermittelst eingelegter Metallplatten und einer leimartigen Masse anklebt, so daß nachher das Ganze eine so dicke Marmorsäule zu sein scheint. — Ob die Alten das wohl auch schon gethan haben? — — Abends fuhr ich mit Abichs nach ihrem Gasthof, und wir hatten lebhafte Gespräche über Bunsen, namentlich über die Neuerungen, die er im Gottesdienste einführen will: das Mitsprechen der Gemeinde, das Knieen, das rhythmische Singen; ich muß mich dagegen erklären. — Abichs auch etwas auf einem guten, im Salon des Hôtels stehenden Flügel vorgespielt und dann von dieser lieben Familie Abschied genommen.

Montag, den 29. Mit dem Advokaten Pechi, meinem Freunde und Herrn Trocchi, in des letzteren Equipage, nach dem Hospizio di St. Michele gefahren. Heute war das Fest des St. Michael und wurde in diesem herrlichen Institut durch eine öffentliche Ausstellung desselben und durch eine Festmesse gefeiert. — Es werden hier arme Kinder (Knaben) gänzlich erzogen und ausgebildet und ältere Leute gänzlich verpflegt. Die Magazine und Werkstellen des Instituts zeugten von Fleiß und Wohlhabenheit, und hat mir dies Institut ordentlich einen großen Teil des Widerwillens gegen die Faulheit und schlechte Einrichtung im Kirchenstaat ausgelöscht. — Die Messe war ein völliges Konzert im galanten Styl mit obligaten Solis von Instrumenten u. s. w. Unsinn! aber nicht übel gespielt und gesungen mit Ausnahme des Organisten, der, wie seine Kollegen in Rom, schweinische Überzüge machte; auch sind die Orgeln fast immer schlecht.

Dienstag, den 30. — Marietta Cornelius will mir ziemlich wohl.

Oktober 1834.

Mittwoch, den 1. An den Volksliedern einmal nach so langer Zeit wieder gearbeitet. Dabei lebt man ordentlich auf! —

Donnerstag, den 2. Während ich vormittags an den Volksliedern arbeitete, kam mein lieber Freund und Schüler Georg v. Bredow in Frascati an! Welche Freude für mich! in seiner Begleitung ist der Graf Schulenburg (ein junger Berliner) und ein Franzose. — Wir machten eine Eselpartie zusammen nach der Villa Monte Dragone, Tusculum und dem Kloster der Camaldoli, wo wir ein Frühstück einnahmen. Abends kehrten sie nach Rom zurück, wohin ich ihnen morgen früh nachfolgen und meinen Sommeraufenthalt also beschließen werde.

Fortsetzung.

Rom, Oktober 1834.

Dienstag, den 14. Es ist mir recht leid, daß der Zufall gerade wollte, daß der erste Teil hier vollgeschrieben war und ich, durch allerhand kleine Umstände gehindert, nicht dazu kam, mir ein neues Buch zur Fortsetzung zu kaufen, welches erst gestern geschehen ist. Gerade in diesen hier fehlenden zwölf Tagen hätte ich recht viel schreiben können, denn wir haben sehr viel gesehen. — Bredow, Schulenburg und du Bosch (aus Versailles) wollten natürlich gleich in den ersten Tagen alle Merkwürdigkeiten Roms sehen, und ich habe sie überall hinbegleitet und den Dolmetscher gemacht. Mit dieser Gelegenheit habe ich einige Dinge gesehen, die ich sonst allein vielleicht noch lange nicht aufgesucht hätte; wir sind fast immer zusammen gewesen. Ich habe eine neue Wohnung an der Ecke der Via Belsiana und Condotti genommen, wo ich nun endlich zu guten Leuten geraten zu sein scheine.

In diesem Jahr ist wunderschönes Wetter im Oktober und die Festlichkeiten, die immer in diesem Monat stattfinden, sind durch nichts gestört. In dieser Zeit giebt es drei Sonntage in der Woche, nämlich: Sonntag, Donnerstag, der in diesem Monat Giovedi di vacanza heißt, und Freitag (stiller Sonntag), damit die Leute sich des schönen Monats erfreuen können. Donnerstags und Sonntags nachmittag füllt sich jetzt die Villa Borghese immer ganz mit Menschen an, und auch bei diesen wirklichen Volksfesten mußte ich,

wie schon beim Karneval, die Ruhe, allgemeine Freude und Anständigkeit des Volkes bei solchen Gelegenheiten bewundern. —

Im Teatro Valle wird noch immer die Norma bei vollem Hause gegeben; die Speck ist doch eigentlich zu schwach für diese Partie und die Tempis werden oft schändlich genommen, immer zu schnell. O über diese niederträchtigen ital. Orchester! Da zieht der General Spontini doch anders mit seinem Regiment in Berlin auf!

Bredow reist Donnerstag wieder ab; wie leid thut es mir, ihn zu verlieren! — —

Mit Bredow und Schulenburg zu Mittag gegessen. Nachher mit ihnen zusammen im Mondscheine das Forum und das Pantheon gesehen und dann mit ihnen noch spät zur Prinzessin von Dänemark.

Mittwoch, den 15. Mit Bredow, Schulenburg und du Bosch beim Restaur. Bertini diniert, zum letztenmal, dann mit ihnen ein wenig gefahren. — Abends componierte ich ein kleines Stück für Schulenburg zum Abschied und schrieb für Georg v. Bredow ein Stammbuchblatt. — Während dessen kam er wieder zu mir, und wir besiegelten den Freundschaftsbund unter uns mit Hand und Mund. — Dann suchten wir vergebens in Rom einen Ort, wo wir mit deutscher Weise eine Flasche Wein hätten trinken können! Endlich mußten wir uns bequemen noch zu Lepri zu gehen, wo wir um Mitternacht die Gläser auf Du und Du leerten! Mein lieber guter Georg! —

Donnerstag, den 16. Heute mittag reisten Georg und der Graf Schulenburg mit der Diligence nach Wien ab. —

Diese Oktoberfeste, welche Donnerstag und Sonntag nachmittag in der Villa Borghese stattfinden, sind eine der größten Schönheiten Roms.

Donnerstag, den 23. Früh zum Advokaten Pechi, der mir auch wieder beweist, daß die Italiener nur Freunde sind, um zu benutzen, selten um Freundschaftsdienste zu erweisen.

Freitag, den 24. — Abends bei Cornelius; er wird mir sehr gewogen, und ich habe heute mein Herz ziemlich vor ihm ausgeschüttet.

Dienstag, den 28. — Abends in die Oper im Teatro Valle, wo man seit drei Tagen Glie Arabi nelle Gallie von Pacini giebt. Der famose Tenor David sang; ich konnte es unmöglich bis zum

Ende des ersten Aktes aushalten; dieser David hat auch nicht die Spur von Stimme mehr und singt wie ein Schwein; es ist das Ärgste, was ich je gehört habe! — Die Musik enthielt, so weit ich sie gehört, namentlich in den Chören manches Gute.

Mittwoch, den 29. — Besuch bei Bunsen gemacht; eklig! — Abends Pranzo beim General Lepel und hernach zu Horace Vernet, mit dessen niedlicher Tochter Louise und dem Pensionär der französischen Akademie (Musiker) A. Thomas tüchtig Musik gemacht. — Nachmittags Besuch vom Organisten Merluzzi, der mir eine Komposition zeigte, für die ich ihn, meinem Gewissen nach, nicht loben konnte. Schade, er meint es recht gut! aber hier in Rom kann man nicht lernen, wenn man nicht schon eine gute Schule durchgemacht hat.

Donnerstag, den 30. Heute war der letzte Giovedi di Ottobre, also zum letztenmal Fest in der Villa Borghese. Diese Oktoberfeste Donnerstags und Sonntags sind zauberisch schön! In der Mitte des Teiches der Villa Borghese auf einer Insel ist das Orchester; am Ufer die zahllose Menge des Zuhörer, weiter hin, in den Fahrwegen, die Wagen; auf dem Cirkus Spiel und Tanz und ein anderes Orchester. Kurz das Ganze herrlich!

November 1834.

Sonnabend, den 1. Nach langer Pause singt am heutigen Abend wieder die Sixtina. Es war ein wahrhafter Genuß für mich, und besonders sprach mich das Benedictus v. Fazzini, welches dasselbe war, das man sang als ich die Sixtina zum erstenmal hörte, sehr an.

Sonntag, den 2. — Abends bei Horace Vernet. Mad. Malibran und Herr Beriot, die hier durchreisen, waren dort. Wir haben viel Musik gemacht. Die Malibran ist ein geniales Weib, davon habe ich heute mehrere Beweise gehabt. Ich habe tüchtig ausgeholfen, und im Fluß des Zusammenhanges sogar die Partie des Ottavio im Don Juan im ersten Duett mit der Malibran gesungen. — Morgen abend werden wir wieder zusammen sein.

Montag, den 3. Die Malibran brachte gestern abend ein gewisses Thema [Notenbeispiel] aufs Tapet, und ich habe heute darüber ein Rondo komponiert. — Stunde

bei der Gräfin Moltke. — Abends bei Vernet, wo wieder tüchtig Musik gemacht wurde; doch meist nur von Beriot und der Malibran; natürlich! — Ein Stück aus einem Requiem von Thomas wurde gesungen. Die Komposition ist voller Dissonanzen. — Die Malibran war so gütig, das für sie komponierte Stück, über das dumme von ihr aufgebrachte Thema, aum anzuhören.

Dienstag, den 4. — Abends Gesellschaft bei der Prinzessin von Dänemark; sehr viel wurde gesungen und gespielt; doch habe ich heute einmal nicht gespielt.

Freitag, den 7. Abends nach der Scozzese, wo die Künstler Tabak rauchen, singen und Wein trinken. Sie haben die Absicht ordentliche Männergesänge einzustudieren und wollen mich zu ihrem Dirigenten wählen. Ich will auch sehr gerne, aber ich bin den Tabakrauch und das Schreien nicht mehr gewöhnt, wenigstens thut mir jetzt nach dem heutigen Abend der Hals weh; also wird es wohl nicht gehen.

Sonntag, den 9. Zum Abendbrot zu Cornelius. Ich fragte Marietten im Scherz, ob sie mich heiraten wolle, und das schien auf sie eine ernste Wirkung hervorzubringen; wenigstens kehrte sie den Kopf weg und stand auf einen Augenblick vom Tische auf.

Montag, den 10. Vorm. französisch geübt; dann die erste Generalbaßstunde an die Engländerin Charlotte Neale, die ein hübsches Mädchen und Schülerin von Benedict ist, gegeben. — Den ersten Teil des Scottschen Romans, der Astrolog, gelesen.

Dienstag, den 11. Vorm. Besuch vom Maler Rachetti um mit mir die Fantasie für Flöte und Pianoforte aus der Norma zu üben. — Abends bei der Prinzessin von Dänemark: ich spielte zuerst mit Virginia Pardi ein Duo über Themas aus Tell für Harfe und Pianoforte, welches sehr gut ging. — Hernach spielte ich mit Rachetti die Fantasie aus der Norma, die er sehr schlecht blies; das Stück machte also wenig Effekt, und das thut mir leid.

Mittwoch, den 12. Die Prinzessin von Dänemark schickte heute schon früh zu mir, um mich zu sprechen: sie hatte mir gestern, nachdem Rachetti, den ich eingeführt, das Stück so schlecht geblasen, etwas Unangenehmes gesagt und fürchtete, mich beleidigt zu haben, deshalb ließ sie mich kommen; sie scheint es doch nicht gerne mit mir verderben zu wollen, die alte Hexe! — Nachmittags Besuch vom

Dilettanten Angelini, der Tenor singt und morgen die Kanzonette der Gräfin Lozano vorsingen soll. — Abends Stunde und Pranzo beim Grafen Moltke, wo ich auch abends blieb und mit ihm etwas Schach und Ekartée spielte.

Donnerstag, den 13. Als ich Dienstag abend bei der Prinzessin die Fantasie, op. 25, spielte, überzeugte ich mich, daß sie zu lang sei, deshalb schrieb ich heute an Hoffmeister in Leipzig wegen Änderung. — Stunde bei Miß Neale und Frau v. Lepel. — Pianoforte gemietet für Frau v. Bunsen. — Besuch bei Mar. Cornelius und Mar. Capalti; dann noch zur Gräfin Lozano, der die drei Kanzonetten, die gestern herausgekommen, zugeeignet sind; Angelini sang sehr gut, und die Sachen gefielen sehr. Die Gräfin bedankte sich sehr freundlich.

Freitag, den 14. Abends beim Dr. Gloag; die Engländer werden wohl ziemlich viel Stunden bei mir nehmen; nun ich hätte nicht übel Lust einmal etwas Zeit zu opfern um Geld zu verdienen.

Sonnabend, den 15. Besuch mit dem englischen Doctor Gloag bei einer jungen englischen Familie gemacht; die junge Frau wird meine Schülerin. — Abends erst in die Scozzese, wo wieder die Künstler rauchten, schrieen und aßen. — Dann zur Familie Conti, wo es bis spät in die Nacht zu Ehren des heutigen Namenstages der Signora Conti sehr lustig zuging.

Montag, den 17. Erste Stunde bei der jungen englischen Frau gegeben; sie spielt schon recht gut. — Abends ging ich heute in das Theater Argentino, wohin mich der Titel des zugebenden Stückes „Frederico II. Re di Prussia“ gezogen hatte. — Es ist ein passables Stück, doch könnte es eben so gut anders heißen, denn der König spielt eigentlich eine untergeordnete Partie darin; auch war nicht eine Spur von Ähnlichkeit des Porträts an dem ihn Darstellenden.

Dienstag, den 18. Ich bekomme immer mehr Stunden bei den Engländern; doch wird meine Gesundheit wohl zu schwach sein, ich habe schon wieder Halsschmerzen, da ich einige Lektionen gebe. Ich kann das viele Laufen und Sprechen nicht vertragen.

Mittwoch, den 19. Besuch von drei deutschen Malern, die etwas einstudierten um heute abend Thorwaldsen zu seinem Geburtstag ein Ständchen zu bringen. — Besuch bei Thorwaldsen.

Donnerstag, den 20. Stunde bei Miß Neale, mit der ich eine Unannehmlichkeit hatte; sie meinte, die Stunde wäre noch nicht aus, als ich ging. — Es gehört ein guter Magen zum Stundengeben!! — Nachmittag Besuch von meinem Freunde Landsberg aus Berlin, der sich $2^1/_2$ Jahr in Paris aufgehalten hat und jetzt daher kommt; nachmittag bei mir Musik gemacht und ihm mehrere meiner Arbeiten gezeigt.

Sonnabend, den 22. Alle Engländer raten mir, nach London zu gehen. — Und meine Passion ist das schon immer gewesen.

Montag, den 24. Früh zum Maler Rachetti gegangen, der mein Bild malen wird, und dazu gesessen. Dann Probe bei der Sign. Mar. Capalti von meinem Quartett; es fehlte aber die Bratsche und ging überhaupt herzlich schlecht; ich spielte auch die Variationen mit Quartett, op. 25, — Stunde bei Mistreß Stratton. — Abends Gesellschaft bei Signora Perziani, wohin ich mit Myladi Ranelagh fuhr. Man hat mir die größten Elogen von der Welt gesagt; überhaupt fange ich an in Rom etwas zu gelten, namentlich als Spieler. . . „Wie kamst du nur dazu?" Goethe.

Dienstag, den 25. Abends bei der Prinzessin v. Dänemark, wo es aber sehr leer war, da heute ein großer Ball beim Duca Torlonia ist, der alle Welt hinzieht. Wie gerne hätte ich heute getanzt; ich bin aber nicht vorgestellt bei Torlonia. Vielleicht ist das recht gut für meinen Hals gewesen! —

Freitag, den 28. Besuch bei Mar. Capalti, die durch mich Beethoven schätzen lernt! Gott sei Dank! — Zwei Stunden gegeben und eine französische genommen. — Pranzo beim General v. Lepel und abends kleine Gesellschaft bei demselben. Marietta Capalti war auch da; wir saßen bei Tische nebeneinander, und machten abends viele und gute Musik. Auch Landsberg spielte sehr gut Violine.

Dezember 1834.

Montag, den 1. Pranzo beim Geh. Rat v. Bunsen. Er teilte mir mit, daß des Königs Maj. mir 250 Thlr. außerordentliche Gratifikation bewilligt habe. Schönen Dank! mein König! —

Mittwoch, den 3. Vorm. die Anweisungen von Bunsen erhalten, um die 250 Thlr. aus der Bank des Konsuls erheben zu können. Ich habe 100 Scudi in der Bank stehen lassen. — Das ist zum erstenmal, daß ich wirklich im Besitz einer kleinen Summe

bin. — Bunsen hielt mir dabei ein sehr ernstes Gespräch; er spornt mich an, mich ganz dem Studium der alten Musik zu widmen. Ich will sie gern studieren und auch inne bekommen, dafür stehe ich ein; aber man soll das Neue auch nicht verachten. Beethoven und Mozart und Haendel sind in ihrer Art eben so groß als Palestrina in seiner. Bunsen eröffnete mir schöne Aussichten in die Zukunft! Nun auf Worte ist nicht viel zu trauen! aber fleißig sein will ich doch! auch wäre ich es wohl ohne diesen Sermon eben so gewesen! — Abends Gesellschaft beim Grafen Lozano. — Dies ist die Zeit der Gesellschaften in Rom; das Theater hört immer mit dem 1. Dezember auf, weil es der Weihnachtsmonat ist.

Freitag, den 6. In diesem Monat blasen die sogenannten Pifferari vor den Madonnenbildern. — Abends mit Landsberg bei Mar. Capalti.

Dienstag, den 10. Meine Stunden werden immer mehr; doch fühle ich, daß meine Gesundheit diese großen Anstrengungen nicht aushält. — Drei Stunden gegeben. — Mit Landsberg viel gespielt und abends mit ihm bei Mar. Capalti, wo wir auch wieder viel spielten.

Mittwoch, den 11. Vorm. einige Visiten bei Engländern gemacht und eine neue Stunde bei Mstrs. R. . . . angenommen, deren Tochter schon recht gut spielt und wo ich viel Musik von Beethoven fand. Das ist doch einmal was Vernünftiges! — Dann hielt ich Probe mit dem Harfenspieler Graziani beim Grafen Lozano, wo ich abends mit ihm spielen sollte. — Dann vier Stunden gegeben. — Abends Soirée beim Grafen Lozano, sehr brillant; ich führte Landsberg da ein. — Mein lieber Herr Harfenspieler hatte sein Instrument so schlecht gestimmt, daß wir mittendrin aufhören mußten und somit das Duo ein sehr trauriges Ende nahm. Ich hätte den Kerl prügeln können. — Als ich nach Hause kam, war im Stockwerk über mir Feuer gewesen und gelöscht worden, wodurch mein Zimmer etwas in Unordnung geraten war. Landsberg blieb noch bis 1 Uhr nach Mitternacht bei mir.

Montag, den 29. Ich habe in dieser Zeit sehr beschäftigt gelebt, indem ich viel Stunden an die Engländer gebe, wofür ich (pro Stunde) einen Scudo erhalte; ich denke ein paar hundert Scudi in diesem Winter zurückzulegen. — Landsberg habe ich in viele

Gesellschaften eingeführt und wir machen besonders mit meinen Variationen, op. 25, Furore. — Den Weihnachtsabend habe ich wieder ziemlich traurig verbracht. — Ich war immer mit Landsberg zusammen; erst kaufte ich Confetti und wollte zur Mar. Capalti, sie war aber nicht zu Hause; dann gingen wir zur Mar. Cornelius, der ich etwas davon auftischte, und dann fuhren wir nach der Rittina hinaus, wo bis 11 Uhr nachts Musik, aber unbedeutende, war. Während der beiden Feiertage habe ich viel Dienst gehabt und die Abende bei der Familie Conti zugebracht. — Den zweiten Feiertag ging ich zum Abendmahl. — Den 27. wurde das Teatro Valle durch die Oper Chi dura vince, die Ricci für dasselbe geschrieben, Worte von Feretti, eröffnet. Einzelne Stücke der Musik gefielen, die ganze Oper aber wäre beinahe ausgetrommelt worden, wenigstens hat man sie erschrecklich verhöhnt, und das ist hauptsächlich die Schuld des niederträchtig schlechten Buchs.

Den 28., Sonntags, war ein sehr hübscher Ball beim Grafen Moltke.

Dienstag, den 30. Besuch beim russischen Maler Bruny, der mich zeichnen wird. — Vier Stunden; der Miß Neale ging ich aus der Stunde fort und werde auch wahrscheinlich nicht mehr zurückkehren, da sie grob und ungehorsam ist.

Mittwoch, den 31. Gegen Ave Maria in der Kirche di Gesù, wo die beste Orgel Roms ist, gespielt; es war eine ungeheure Menschenmenge da, das Te Deum wurde gesungen und der Papst kam hin. Der Organist Merluzzi räumte mir gern seinen Sitz ein. Wenn ich doch auch solche schöne Orgel hätte! — — Nach Mitternacht noch mit Landsberg zur Familie Conti gegangen, wo wir mit Tanzen und Essen und Trinken ins neue Jahr gingen.

Januar 1835.

Donnerstag, den 1. — Nachmittags Stunde gegeben bei der engl. Familie R.... Abends durch die Familie Conti in die Giorgi eingeführt worden, wo wieder tüchtig gegessen, getrunken, Musik gemacht und getanzt wurde. Die verheiratete Tochter der Conti, Signora Filion, zeichnete sich aus; sie ist wirklich schön. — Man muß die Freiheit des Benehmens italienischer Mädchen bewundern.

Freitag, den 2. Jahresabschluß in meinen Rechnungen gemacht, und es blieben mir 85 Scudi bar und 84 Scudi an ausstehendem

Stundengeld, in Kasse 170 Scudi, also besitze ich heute ungefähr 250 pr. Thlr.; so reich bin ich noch nie gewesen. — fünf Stunden gegeben. Abends in Gesellschaft bei Mad. la Touche; ich führte Landsberg ein; lauter Engländer; lauwarm.

Sonnabend, den 3. Abends bei Lady Duckworth in Gesellschaft; man macht immer Musik bei den Engländern, und ich darf nicht fehlen.

Sonntag, den 4. Ich bin jetzt wirklich sehr gesucht und habe unter den Engländern allgemeine Anerkennung; sie zahlen mir einen Scudo für die Stunde, und ich habe jetzt wöchentlich fünfundzwanzig. — Nur überzeuge ich mich immer mehr, daß man sich nichts von ihnen gefallen lassen muß, was ich denn auch nicht thue. Wer viel Ansprüche macht, kommt weiter, als wer zu bescheiden ist bei ihnen, vielleicht auch überhaupt.

Montag, den 5. Heute ist der Tag der Befana bei den Italienern, d. h. sie kaufen heute ein, und die Kinder glauben, daß ihnen während der Nacht die Befana die Sachen durch den Schornstein bringt, da sie ihnen von den Eltern nachts an den Kamin gestellt werden. Es ist auch Sitte einen leeren Strumpf an den Kamin zu hängen, den dann die Befana nachtsüber mit Confetti anfüllt. Heute abend ist auch auf dem Platze di St. Eustasia ein Markt, der ganz wie unser Christmarkt ist. So bin ich denn einigermaßen getröstet, da ich mich am Weihnachtsabend so ärgerte, daß hier in der allerheiligsten Stadt keine Feierlichkeiten wären, keine Kinderfeste. (Anmerk. d. H.: in späteren Jahren bethätigte Nicolai seine Vorliebe für das Weihnachtsfest als Kinderfest durch die Komposition eines anmutigen Kinderliedes, „Der Weihnachtsmann: „Kommt Kinder alle, groß und klein zu meinem Tisch herbei." Es erschien 1841 im Verlage von Challier, ist aber leider zu wenig in die Öffentlichkeit gedrungen.)

Dienstag, den 6. Abends ganz allein bei der Familie R....., die Töchter sind in Indien geboren und jetzt lebt die Familie in London. Sie scheinen Interesse an mir zu nehmen.

Donnerstag, den 8. Pranzo bei der engl. Familie R....., wo ich immer mehr zu Hause werde. — Mit der zweiten Tochter viel gesungen und dann frühzeitig nach Hause gefahren.

Sonntag, den 18. Mittag bei der Familie Conti und abends mit ihnen ins Theater Apollo. Die Oper Coritea von Mercadante

seiner glühenden Begeisterung für das Schöne, befindet er sich in fortwährender Liebesbereitschaft, und die Sehnsucht, die stets helfende Zwillingsschwester der Liebe, sucht unablässig den Gegenstand, der seine Hingebung zu erwidern geeignet wäre. — Diesen Seelenzustand veranschaulicht niemand rührender und poetischer als Heinrich Heine:

„Ich lieb' eine Blume, doch weiß ich nicht welche;
Das macht mir Schmerz,
Ich schau in alle Blumenkelche,
Und such' ein Herz.

Es duften die Blumen im Abendscheine,
Die Nachtigall schlägt.
Ich such' ein Herz, so schön wie das meine,
So schön bewegt."
— — — — —

Nicolai, zunächst wohl von der Schönheit angezogen, gab sich in der Liebe stets geistig edlen Motiven hin, die allein in gegenseitigem Erkennen des Edelsten und Besten im Menschen bestehen können. Den südländischen Schönen aber, die ihm liebeglühend entgegen kamen, seinen eigentlichen Wert weder suchten noch erkannten, ihnen galt die Liebe, je nach ihrem Temperament, nur als eine Art schelmischer oder leidenschaftlicher Belustigung und als ein Tribut für ihre Eitelkeit. Diese Oberflächlichkeit mußte ihn verletzen. Seinem Schmerz, seiner Bitterkeit über jene Täuschungen, wirft er dann vor, nicht frei zu sein von verletzter Eitelkeit; jedoch mit Rücksicht auf den Charakter, von dem aus ja eigentlich die Handlungs- und Empfindungsweise jedes einzelnen Menschen besonders beurteilt werden sollte, kann in diesem Falle unter dem Begriff „Eitelkeit" nicht jene oberflächliche, die Tiefe des Gemütes nicht berührende Eigenschaft zu verstehen sein, vielmehr eine gleichsam veredelte Eitelkeit, ein gewissermaßen berechtigter Stolz, wie er dem wirklichen Werte eines gediegenen Charakters entspricht: In jedem edleren Menschen liegt, wie ein Schatz im tiefsten Schachte seines Innern, ein höherer Wert verborgen, als er im gewöhnlichen Leben zu Tage tritt. Seine Hebung bedarf aber einer außerordentlichen Gemütsanregung, also auch derjenigen der Liebe: sobald dieser höhere Wert einer edlen Natur durch eine zweite, eben so geartete empfunden und erkannt wird — ist der

Schatz gehoben und werden alsdann überraschende Werte an Selbstlosigkeit, Hingabe, Treue und Aufopferungsfähigkeit zu Tage gefördert. — In diesem Sinne liebte Nicolai und erhoffte er wieder geliebt zu werden, in diesem Sinne ersehnte er das ihm von Anbeginn verlorene, nur geahnte Paradies reinen Familienglückes. Eben darin lag die Tragik in seinem Schicksale, daß für sein schwärmerisch sich hingebendes Herz der geeignete, seiner würdige Gegenstand sich ihm nicht darbot, an dem er festhalten und die Heiligkeit seiner Empfindung durch Treue hätte beweisen können. Aber auch er würde vielleicht, nach vielen schmerzlichen Irrungen, doch zuletzt noch seinen guten Engel gefunden haben, und zwar in seiner späteren Gesangsschülerin Fräulein Pauline v. Stradiot, wenn der Tod ihn nicht zu früh abberufen. Für sie empfand er die treue ruhige Neigung einer wahren, fürs ganze Leben verbindenden Liebe und Verehrung; sie findet im Charakter der Geliebten ihre tiefe und feste Begründung, wodurch allein die Heiligkeit des Ehebundes bestätigt werden kann. Es lag ein Brief an seinen Vater vor, in welchem er die Absicht ausspricht, Fräulein v. Stradiot zu heiraten; doch ehe die Antwort des Vaters anlangte, welche kalt und egoistisch von diesem Vorhaben abriet, gehörte er nicht mehr zu den Lebenden.

Fortsetzung des Tagebuches.

März 1835.

Freitag, den 3. Es thut mir recht leid, daß ich mein Tagebuch nicht immer fortgesetzt habe; ich war aber wirklich zu beschäftigt um es zu können, und wenn man erst einmal eine Lücke hat, so kehrt man sich wenig daran, ob sie ein wenig größer oder kleiner ist. — Ich habe nun in dieser ganzen Zeit größtenteils Stunden gegeben, doch nun wird es wohl aufhören, da meine Schüler abreisen werden. — Meine besten Schülerinnen, die beiden Miß R. . . . sind gestern früh abgereist nach Neapel; sie haben im Generalbaß sehr viel Fortschritte gemacht und ich habe mich sehr für sie interessiert, besonders für die Jüngste, Anna. — Ich habe mich aber bitter getäuscht: ich hatte die Anna mit ihren blonden Locken, tiefen Blicken und sehr hellem Verstande stets für ein engelreines Wesen gehalten, fast für etwas Ätherisches und hätte sie nicht anzurühren gewagt! Manchmal fiel mir ein: das wäre

ein Glück, sie zur Frau zu haben! ich habe es nicht gemerkt, aber ich war ihr wirklich gut, das fühle ich, nun sie abgereist ist. Diese Anna also! — — Gestern spreche ich den Klavierspieler B.... auf seinem Zimmer und — finde dort Billets mit Annas Unterschrift — ich verstand sie aber nicht, da sie englisch geschrieben waren; sie fingen aber alle mit „Dear Sir" an, einer Überschrift, die sich ein nobles junges Mädchen an einen jungen Mann gar nicht erlauben darf, wie mir Engländer versichern. — Ich machte B.... zutraulich; er eröffnete mir seine Gesinnung und ließ mich in ihm einen Menschen kennen lernen, dem Liebschaften, und zwar bis zum Äußersten getrieben, den größten Spaß machen, und der keine höhere Liebe als genießen kennt. Dieser beglückte Niederträchtige! Er gestand mir zugleich mit Anna in Liebesverhältnissen gestanden zu haben: sie hätte ihm Zeichen und Winke gegeben, ihm zuerst auf den Fuß getreten und — eigentliche Rendezvous veranstaltet; er sei stundenlang mit ihr allein gewesen! Dieses hühnerblinde Maulwurfsgesicht! Und ich habe sie nicht anzublicken, geschweige anzurühren gewagt! o ich blöder Thor! aber — nun will ich auch keinem Weibsgesicht mehr trauen! — Er hat mir die Briefe vorzulesen und zu übersetzen versprochen; nun, ich will mich systematisch quälen und — kurieren lassen! Und das mußte ich an dem Tage, wo Anna abgereist ist erfahren! — Wenn man sich von Personen trennt, dann merkt man erst eigentlich, daß man sie lieb gehabt hat, und so ist denn nun an einem Tage Eifersucht und Liebe erwacht! Verletzte Eitelkeit tritt auch dazu! Kurz ich bin desperat! Nun, wer weiß, wie das noch werden wird; Anna kommt nach sechs Wochen von Neapel zurück, und nun will ich aus Rache, aus Liebe und aus Eitelkeit auch meine Segel aufspannen — um sie vielleicht hernach zu beschämen. Ich weiß selbst nicht, was ich davon will; aber ich bin gekränkt. Außer diesem ist in dieser Zeit noch manches andere vorgefallen. (Anmerk. d. H.: Ein Schulfreund, Eduard Grube aus Königsberg, war in Rom eingetroffen und wollte nach Neapel. Bei dieser Gelegenheit erbat sich Nicolai Urlaub, um mit dem Freunde zugleich Neapel zu sehen. Diese Reise beschreibt er nun ausführlich:)

Neapel, April 1835.

Mittwoch, den 29. abends. So bin ich denn nun auch in dem weltberühmten Neapel! — Eduard Grubes Ankunft und freund-

schaftliches Zusammensein mit mir in Rom, der Wunsch Neapel und seine Umgebungen zu sehen — die Gewißheit Anna R.... hier wieder zu finden — die für eine solche Ausflucht gerade so geeignete Jahreszeit, meine gerade in gutem Stande sich befindende Kasse (ich besaß, nachdem ich mein Konto in Rom für den verflossenen Winter abschloß, ungefähr 500 Scudi) alle diese jetzt sich günstig vereinenden Umstände haben mich diese Reise machen und die auch gerade günstige Stimmung des Herrn v. Bunsen (der mir just gewogen war wegen meines Eifers bei Einrichtung seiner Kirchenmusik, wovon ich vieles nachzuholen haben werde, denn ich muß darüber was schreiben, da diese Krisis mit Bunsen für mich wichtig war) benutzen lassen, um mir den dazu gehörenden Urlaub von ihm auszubitten. — Montag, den zweiten Osterfeiertag hatte ich zum letztenmal Dienst in meiner Kirche und hätte nun sehr gerne schon Dienstag meine Reise angetreten, aber da waren teils noch Rechnungen mit meinen Schülern abzuschließen, teils die Reisevorbereitungen selbst zu treffen, und als es nun weggehen sollte, konnten wir wieder gar keine Gelegenheit finden; — eine regelmäßige Post zwischen Rom und Neapel existiert nicht; sondern diese Postverbindung ist in den Händen eines gewissen Angresani, der dafür dem Staate eine Pacht zahlt. Nun, ich bin jetzt schon daran gewöhnt, alle Einrichtungen, welche die Bequemlichkeit des Publikums betreffen, schlecht zu finden und ärgere mich wenig darüber. Wir konnten nicht eher als Sonnabend, den 25. von Rom wegkommen und mußten jeder, Grube und ich, unsern Platz mit fünfzehn Scudi bezahlen; um aber doch noch etwas mehr zu genießen, fuhren wir, nachdem wir alles geordnet hatten, schon Freitag früh nach Albano voraus, wo wir den Tag zubrachten und uns durch die schönen Spaziergänge am Ufer des lago di Albano ergötzten. Sonnabend früh um 8 Uhr kam die Quasi-Post in Albano an und wir setzten uns auf; es regnete aber, und im ersten Augenblick mußten wir bereuen, die beiden Plätze im Kabriolet gemietet zu haben. Obgleich wir, namentlich in der ersten Hälfte des Tages, wegen des regnigten Wetters, wenig von der Aussicht genießen konnten, so amüsierten wir uns dennoch herrlich, denn wir verkürzten uns die Zeit, indem wir unsrer früher zusammen verlebten Schulzeit gedachten, und die Bilder unsrer guten Lehrer, namentlich Bez, Bujak und Ebert aufs lebhafteste vor unsrer

Einbildungskraft zurückriefen. Wie schön ist es doch, sich mit einem Schulfreunde der Schulzeit zu erinnern! In der zweiten Hälfte des Tages war das Wetter ein wenig besser, und wir kamen zu guter Zeit in Terracina an, wo die Nacht zugebracht wurde. Dieser Ort ist schon sehr schön gelegen und gewiß eine der schönsten Besitzungen des Papstes. Wir gedachten im Gasthofe natürlich sehr der Auberschen Oper und bedauerten nur, daß weder eine hübsche Wirtstochter, noch eine hübsche Mylady zu finden war, dennoch fand sich etwas Ähnliches ein, indem am folgenden Morgen ganz früh ein Wagen von Neapel kommend in Terracina anlangte, in welchem sich Mrs. Temple-West, eine sehr hübsche Engländerin, die ich im Winter in Rom kennen lernte und in den dortigen Gesellschaften immer sehr gern zur Konversation aufsuchte, befand, die mit ihrem noch einmal so alten Gemahl nach Rom reiste. Wir wurden des Morgens etwas länger als wir wollten in Terracina aufgehalten, da einer unsrer Reisegefährten krank geworden war und sich eine Ader öffnen ließ. Unsre ganze Reisegesellschaft bestand aus lauter Neapolitanern, welche die Umgebung eines dortigen Monsignore bildeten, und mit denen wir zusammen zwölf Personen in zwei Wagen ausmachten. In dieser Nacht wurde in demselben Gasthause, in welchem wir eingekehrt, ein Engländer, der auf der neapolitanischen Grenze mit einem Grafen aus Neapel ein Duell gehabt und denselben erschossen hatte, und ein Franzose, der mit ihm war, von päpstlichen Soldaten arretiert. — Wir fuhren ziemlich spät, etwa um 6 Uhr, von Terracina ab und passierten heute herrlich gelegene Orte, von denen namentlich Gaeta eine überaus reizende Lage hat. Überhaupt ist wohl der Kirchenstaat von Italien der von der Natur weniger begünstigte Teil; ich erinnere mich, den Unterschied auf der anderen Seite beim Eintritt in Toscana ebenso gefühlt zu haben wie diesmal beim Eintritt in das Neapolitanische. — Wir kamen in der Nacht von Sonntag auf Montag um 1 Uhr in Neapel an, und hatten infolge dieser späten Ankunft eine unbeschreibliche Anzahl von Ärgernissen, die sich damit schlossen, daß wir endlich um 3 Uhr morgens so glücklich waren, uns im Speisezimmer des Gasthauses Vittoria auf Lehnstühlen zur Ruhe begeben zu können, denn wir wurden in allen Gasthäusern abgewiesen, da alles besetzt war. Endlich erklärte ich beim Eintritt in das letztgenannte Gasthaus, daß ich auf keinen Fall den Fuß

wieder auf die Straße hinaussetzen würde, und so mußten wir denn im Speisezimmer vorlieb nehmen, wo wir glücklicherweise die Tafel noch serviert fanden und uns das darauf stehende Dessert zum Abendbrot dienen ließen; endlich schliefen wir nach 4 Uhr auf unseren Stühlen ein. — Am folgenden Morgen suchten wir ein Quartier, und haben dieses in der Via di St. Lucia gefunden; wir zahlen für zwei hübsche Zimmer, die am Golfo liegen und von denen man eine herrliche Aussicht auf den links gelegenen alten Teil der Stadt und auf den Vesuv und das Meer hat, täglich acht Carolin (beinahe ein preuß. Thaler).

Montag, den 27. Abends ging ich zu der Familie R.... und wurde gut abgekühlt! — ich hatte schon ganz vergessen, was Engländer sind: stolz und steif! nein, es ist doch nichts für mich! Hol' sie alle der Teufel! —

Dienstag, den 28. Vormittag fuhren wir nach der Grotte Posilippo, die ein ewiges Denkmal menschlicher Kraft und Ausdauer ist. Sie ist durch den Fels gehauen und gewiß eine achtel deutsche Meile lang, vielleicht noch mehr. Laternen brennen immerfort darin und man fährt und reitet dort und biegt sich mit Bequemlichkeit aus. — Dann gingen wir nach dem Hafen, wo aber nicht sehr viel Schiffe sind. — Neapel unterscheidet sich auffallend von Rom, es ist viel lebhafter und namentlich — freiere Menschen.

Mittwoch, den 29. Heute gingen wir wieder an den Hafen, wo sie dem Grube das Schnupftuch aus der Tasche stahlen und auch meines schon halb heraus hatten; darin sind die italienischen Fischer stark! — Wir sahen auch ein Pulzinell-Theater; aber die Figuren thaten fast nichts als sich prügeln, ohne daß ein Zusammenhang darin war. — Abends fuhren wir ein wenig in den Golf hinein; da aber das Wetter noch immer nicht klar ist, so hatten wir nicht eben die schönste Aussicht auf die Stadt, die bei gutem Wetter, von der Seeseite gesehen, herrlich sein muß; bei dieser kleinen Fahrt wurde ich schon seekrank, wie wird das bei den Ausflügen nach Ischia und Capri werden?!

Donnerstag, den 30. Wir haben sehr viel Unglück mit dem Wetter, es ist fortwährend schlecht und regnet, und wir können daher an keine Ausflucht denken. Mein Urlaub geht nur bis zum 16. k. M., und ich weiß also nicht, wie das werden soll, denn bis dahin werde ich nicht alles sehen können, und habe doch keine

Aussicht, wieder einmal hierher zu kommen. Neapel ist eine reizende Stadt, besonders herrlich ist der Spaziergang in der Via reale, eine herrliche Allee von Akazien und anderen schönen Bäumen und Blumen, auch mit Kopieen von Statuen der besten Meister geziert; sie geht längs dem Meere hin, während auf der anderen Seite eine breite Straße, die durch ein Eisengitter von der Allee getrennt ist und die schönsten Paläste enthält, sich hinzieht. — Heute vormittag besuchten wir das Museum. Man muß hier in jedem Zimmer Trinkgeld zahlen und die Einrichtung ist keineswegs so nobel als in Florenz. In den Gemäldesälen sahen wir nichts Ausgezeichnetes, mit Ausnahme von zwei Venusbildern Titians; eine Madonna von Francesco Rossi da Salviati gefiel mir sehr, obgleich sie eigentlich nichts Madonnenartiges hat. Merkwürdig aber sind die dort aufgestellten Preziosen aus Herculanum und Pompeji, größtenteils Silbervasen und Gepräge; in andern Schränken stehen Lebensmittel, Kuchen, Reis, Datteln, ja auch eine Schüssel mit Wäsche u. s. w., alles verkohlt, aber dennoch als ob es frisch wäre. Auch Schälchen mit Farben, die ganz frisch erhalten sind und in dem Laden eines Farbenhändlers gefunden wurden. — Kurz alle diese an sich so vergänglichen Dinge, so nahe vor unser Auge gerückt und so frisch bei den paar tausend Jahren, die sie alt sind, lassen uns diesen großen Zeitraum als eine kleine Spanne ansehen und uns fühlen, wie lang die Ewigkeit sein muß! — Auch viele goldene Ringe u. s. w., dort ausgegraben, werden hier aufbewahrt. Das Köstlichste aber ist ein Onyx, in Form eines Tellers, in den auf einer Seite ein Medusenhaupt, auf der andern eine allegorische Darstellung des Nil geschnitten ist. Der Kustode behauptete dieser Onyx sei der größte der Welt.

Nachmittags suchte ich den berühmten Komponisten Donizetti auf, in dem ich einen feinen, liebenswürdigen Mann von schöner Gestalt — etwa fünfunddreißig Jahre alt — kennen lernte, dem der Sinn für auswärtige Leistungen nicht abgeht. Er hat auch eine schöne Frau. — Hernach suchte ich John Field, der jetzt hier, aber krank ist, auf, fand ihn aber nicht zu Hause. Ich werde hier Gelegenheit haben berühmte Männer kennen zu lernen, da auch Zingarelli und Crecentini hier leben. Abends war ich bei dem schon früher in Rom gekannten Grafen Mazzinghi, der mit seiner ganzen Familie hier ist; mit einer seiner beiden verheirateten Töchter

spielte ich Beethovens Septett vierhändig. — Das Leben kostet hier sehr viel, obgleich das Essen just nicht teuer ist.

Die Neapolitaner sind gutmütig, aber sehr lebhaft; ihr gewöhnlicher Konversationston ist so wie sich die Leute bei uns anschreien, wenn sie sich eben in die Haare fahren wollen; ihr Dialekt ist von dem römischen ganz verschieden und viel schlechter als dieser. Ich verstehe hier fast gar nichts, was das Volk spricht.

Mai 1835.

Freitag, den 1. Das Wetter ist unaufhörlich schlecht, und wir können keine Ausflüchte unternehmen. Vormittag schickte ich meine drei ital. Kanzonetten mit einem artigen Briefe zu Donizetti. — Nach Tische fuhr ich mit Grube nach Portici, da sich das Wetter etwas besser machte; hier sahen wir von einer Terrasse des Schloßgartens das Meer mit den Aussichten auf Neapel rechts und Castellamare, Soreto etc. links. Diese Aussicht ist sehr schön, nur konnten wir sie gestern, wegen Mangels an Beleuchtung, wenig genießen. Dann besahen wir Herculanum. Man ist immerfort noch mit Ausgrabungen beschäftigt, die man zum Teil nicht weiter fortsetzen kann, weil das darüber stehende Resina seinen Einwohnern noch nicht abgekauft ist und beim Weitervorrücken Einstürze befürchtet werden können. Die Zimmer, die wir sahen, sind sämtlich klein und in einigen noch Malereien vorhanden, die Wände von einer schönen blanken Masse, welche nachzuahmen man sich vergeblich bemüht hat. Das alte Theater ist äußerst merkwürdig, es ist das Erste, welches von dieser Stadt ausgegraben wurde; man entdeckte es, indem man beim Graben eines Brunnens auf Mauerwerk stieß. Es ist merkwürdig, zu sehen, wie die Lavamasse, welche sehr hart ist, alle Räume auch innerhalb der Gebäude durchdrungen hat. —

Sonnabend, den 2. Heute früh ging ich zu Herrn John Field; ich fand in ihm einen fast greis, aber imponierend aussehenden Mann, der mich freundlich empfing; er ist sehr leidend und wird Neapel wohl erst in einigen Monaten verlassen können. Es ist bedauernswert, einen so ausgezeichneten Mann in einem so elenden Zustand anzutreffen; er ist auch, wie ich weiß, ohne Geld und hat in diesem Augenblick seinen Sohn, der auch Klavierspieler ist, an seiner Statt nach Rom geschickt, um für ihn zu spielen. Er be-

dauert auf die Idee gekommen zu sein, nach Italien zu gehen, da hier den Leuten der Sinn für Instrumentalmusik so sehr fehlt. Wir sprachen auch von Louis Berger, an den er mir, wenn ich schreiben würde, Grüße auftrug. Ich werde ihn noch öfter besuchen. Dann ging ich zu dem hiesigen deutschen Instrumentenbauer Heckel, der mir aber mehr ein Tischler zu sein scheint; er nahm mich freundlich auf, und ich werde vielleicht dort manchmal spielen gehen. — Es ist doch sehr betrübt, daß das Wetter sich nicht endlich ändern will, es regnet noch immer fort, und ich kann nichts unternehmen. Alle Neapolitaner sagen, daß sie sich nicht auf einen ähnlichen Frühling besinnen können, da diese Jahreszeit sonst gerade die schönste zu sein pflegt. — Nach Tische war heute die große Prozession des heiligen Januarius, des Schutzpatrons von Neapel, welche immer am ersten Sonntag des Mai und auch sonst noch einigemale im Jahre gehalten wird. — In der Kirche des St. Gennaro, dem Dom, stehen eine große Menge silberner Büsten von Heiligen, in denen ein großer Reichtum steckt; diese werden in langer Prozession nach der Kirche di St. Chiara getragen und hier soll nun das Mirakel vor sich gehen, welches darin besteht, daß das getrocknete Blut des St. Gennaro, welches in einem Fläschchen aufbewahrt wird, fließend werden soll. Nachdem die Prozession vorbei war, nahm der Priester dieses kostbare Flacon aus seinem silbernen Gehäuse heraus und eröffnete gleich die Festlichkeit mit der Versicherung, daß der Papst allen Anwesenden hundert Tage Ablaß schenke. Nun fing er an zu beten, indem er die Flasche an den Ort, wo das Mirakel geschehen soll, hinstellte. Gleichzeitig fing auch eine große Menge Weiber ein jämmerliches Geheul an, welches den Heiligen erweichen sollte, und welches auch in der That geeignet war, einen Stein zu erweichen. Etwas Abscheulicheres und Heidenartigeres habe ich noch nie gesehen und gehört. Der Hokuspokus ging beinahe zwei Stunden fort, indem das Geheul der Weiber immer ärger wurde. Nach Ablauf dieser Zeit ließ man endlich ab, den Heiligen zu quälen, indem das Mirakel sich heute nicht ereignen wollte. Das kostbare Flacon mit Blut wurde nun wieder an seinen Ort gestellt, nachdem es der Priester vorher mehreren, zum Teil sehr anständigen Personen hatte zu küssen gegeben. Nun zog die Prozession wieder in die Kirche des St. Gennaro zurück, wohin ich aber nicht mehr gefolgt

bin. Wenn sich das Mirakel nicht ereignet, wie gestern, so ist dies für den Neapolitaner ein sehr böses Omen. — Vor Eintritt der Prozession in der Kirche St. Chiara, (wo ich mich mit den meisten Fremden befand) ist auch Musik da. Diese war viel besser als die römische (mit Ausnahme natürlich der Sixtina) und die Komposition war beinahe im Stile des Tod Jesu von Graun.

Als ich endlich aus der Kirche trat, hatte man mir meine Börse gestohlen! — Warum auch nicht? Der Ablaß für diese Sünde war ja sogleich erteilt worden! Indem ich mich noch darüber ärgere und mein Schnupftuch zur größeren Sicherheit tiefer in die Tasche drücke, gehe ich noch einige Schritte weiter in die Menge. Dann will ich wieder danach fassen, und siehe! auch das Schnupftuch war den Weg meiner Börse und meines Geldes gewandert. Vielleicht war das eines der Mirakel des St. Gennaro! — Gut nur, daß ich nicht viel in der Börse hatte, es waren ungefähr drei neapol. Ducati darin. Dennoch ärgerte es mich. Aber wie verworfen ist dies Gesindel! — O mein Vaterland! —

Sonntag, den 3. Nach der preuß. Gesandtschaftskapelle gegangen, die ich durchaus viel hübscher als die unsrige eingerichtet fand; es ist eine schöne, helle, nicht zu große Kapelle, in der ordentlich ein hübscher Orgelchor und eine Kanzel gebaut sind. Der Prediger wie auch der Organist, welcher letztere unpassende Zwischenspiele und Spohrsche Vorspiele machte, gefielen mir aber beide sehr wenig. — Dann fuhren wir nach dem Dom St. Gennaro, wohin also gestern abend die Büste des Heiligen und sein Blut in Prozession zurückgetragen worden war, da das Mirakel in der Kirche St. Chiara nicht vor sich gegangen. Heute aber, nachmittag um 3, war das Blut endlich fließend geworden, und das Küssen des Flacons, welches vom Priester der Menge an die schmutzigen Mäuler gehalten wurde, nahm kein Ende. — Auch manche anständige Personen, die durch einen besonderen Eingang auf den Altar gelassen wurden, wo der Priester stand, küßten und knieten. Wir wurden auch hier hineingelassen, hielten uns jedoch in kleiner Entfernung, um nicht genötigt zu werden, das Knie vor physikalischen Experimenten zu beugen oder, als ins Heiligtum gedrungene Ketzer, vielleicht von der Menge verhöhnt zu werden. Ich sah allerdings etwas Rotes, Fließendes in dem Fläschchen. Was will das aber sagen? — An einer Kirchthür war auch ein Aviso, daß man vom

23. April ab die Novenna (neuntägige Vorbereitung) halten werde, und daß alsdann durch acht Tage das Miracolo di St. Gennaro zu sehen sein werde. Wie weiß man es denn also vorher? und zweifelt doch? Ich werde nicht klug daraus. —

Montag, den 4. Es ist wirklich höchst traurig; das Wetter ist immerfort schlecht, und ich werde am Ende diese teure Reise gemacht haben, ohne etwas gesehen zu haben. Nun bin ich beinahe vierzehn Tage hier. Ich bin sehr mißvergnügter Stimmung.

Dienstag, den 5. Zu Mittag in der Villa Milano trafen wir einen Offizier, v. Wußel, einen Deutschen, den Grube schon kannte und mit dem wir nach Tische durch die Grotte Posilippo nach den Bagnoli fuhren. Dies sind warme, natürliche Bäder, unweit des Meeres. Von hier ist auch wieder eine unbeschreiblich schöne Aussicht; aber wir genießen alles nur halb, da es regnigtes Wetter bleibt und wir uns eigentlich immer nur darauf beschränken müssen, zu urteilen, wie es wohl bei schönem Wetter sein müßte! — Es sind in Neapel sehr viel schweizer Offiziere, die alle deutsch sprechen; überhaupt hört man außerordentlich viel deutsch hier.

Mittwoch, den 6. Abends vom Maler Rund zum mecklenburgischen Konsul Klenz geführt, wo wir uns aber ennuyierten.

Sonntag, den 10. Abends in das große Theater St. Carlo. Die Oper selbst äußerst langweilig: Emma di Antiochia von Mercadante. Bis jetzt habe ich doch noch nichts Interessantes von diesem Herrn gehört. Grube war außer sich über diese Fadheit, er geberdete sich gerade so, wie ich vor einem Jahr. — Das Ballet Conte Pine (ich glaube dasselbe, was bei uns Ottavio Pinelli heißt) wurde äußerst brillant gegeben, die Chöre bestanden aus achtundvierzig Personen, ohne die zwanzig kleinen Pagen und die Solotänzer. Es war das Brillanteste, was ich bis jetzt in dieser Art gesehen habe, brillanter als in Berlin. Das Orchester sehr gut, aber die Violine ein wenig zu schwach; Dirigent ein wenig bescheidener im Aufklopfen als gewöhnlich in Italien; unter den Tänzerinnen sehr hübsche Mädchen.

Montag, den 11. Ich hatte meinen Ärger darüber, daß die Post fast den ganzen Tag geschlossen ist. Sie öffnen nur von 8—11 und dann abends von 5—7; also fünf Stunden Mittagsruhe und vor Sonnenuntergang nach Hause! Was das für ein faules Gesindel ist! — Gegen Abend machten wir eine kleine Spazierfahrt nach dem Hafen, und gingen abends in das sehr

niedliche kleinere Theater Fiorentini, wo von einer sehr guten Gesellschaft das Stück la serva amorosa von Goldoni sehr gut gegeben wurde. Die Neapolitaner dürfen weder pfeifen noch klatschen im Theater, wenn Personen vom Hofe da sind, auch steht, so lange der Hof gegenwärtig ist, ein Soldat auf der Bühne in der ersten Kulisse der königl. Loge gegenüber mit angezogenem Gewehr.

Fortsetzung des Reisetagebuches nach der Rückkehr,

Rom, den 26. Mai.

Dienstag, den 12. erhielt ich in Neapel die Antwort von der Gesandtschaft auf mein Schreiben vom 7., in welchem ich um vierzehn Tage-Verlängerung des Urlaubs gebeten hatte; ich erhielt sie aber nur auf acht Tage, so daß ich also am 24. wieder in Rom Orgel spielen mußte. Ich sehe dies als eine große Ungefälligkeit von seiten Bunsens an, denn Landsberg ist noch immer in Rom und versichert mich, er hätte sich bereit erklärt, für mich zu spielen. — Nun ich mich also jetzt darüber beklage, daß man mich ohne Not aus Neapel zurückgehetzt habe, und ich nicht alles dort habe sehen können, da nur in der letzten Woche, die ich dort zubrachte, gutes Wetter war; schiebt einer die Schuld auf den andern.

Dienstag, den 12. verließen Grube und ich in Neapel unser bisheriges Quartier in der Via St. Lucia und zogen nach der Strada St. Mattia, wo wir freilich keine solche Aussicht hatten. Grube will aber lange in Neapel bleiben, und so war es nötig, sich ökonomischer einzurichten. Nachmittags machten wir eine Spazierfahrt nach dem sehr hübsch gelegenen lago d'Agnano, an dessen Ufern die Grotta del Cane gelegen ist. Sie ist nur sehr klein und strömt aus ihrem Fußboden ein ertötendes stickaures Gas aus, wovon sie immer einen Fuß hoch angefüllt ist. Wenn man sich ein wenig bückt, so daß man mit der Nase auf dieses Gas kommt, so steigt es einem sogleich wie gährender Champagner ins Gehirn. Ein Hund wird hier vom Führer bei den Füßen hineingezogen, so daß der Kopf hinunterhängt in die Gasart, und dieses arme Vieh ist nach einigen Atemzügen fast gänzlich tot und verdreht die Augen unter Zuckungen. Er wird dann wieder herausgezogen und erholt sich in eben so schneller Zeit an der frischen Luft wieder. Es war ein hübsches und wohlgenährtes Tier, das dies Metier

schon vier Jahre treibt. — Wir bezahlten drei Paul. dem Öffner der Grotte (er verlangte sechs). — Abends ging ich in das Teatro nuovo, klein und sehr nett, etwa wie das berliner Schauspielhaus, nur nicht ganz so elegant. Eine Oper von Mazza war ungefähr dasselbe als unser Lustspiel: Das Hôtel de Wiburg, und das Sujet war fade behandelt, auch bot die Musik nicht viel Geistreiches dar. Die erste Sängerin, Signora Mazza selbst, hat eine schwache und quäkende Stimme, auch keine besondere Schule. — Nachher wurde noch eine Farse gegeben, wobei ich mein größtes Vergnügen über den Soldaten in der Kulisse hatte. Das ganze Haus lachte überlaut; er aber darf sich aus seiner Stellung nicht rühren, auch nicht lachen, und so schnitt nun dieses arme Vieh so jämmerliche Gesichter als ob er Krämpfe hätte.

Mittwoch, den 13. Da nun das Wetter endlich sich aufgeklärt zu haben schien, so traten wir heute unsre bedeutende Ausflucht an und fuhren mittags um eins mit der Diligence geradezu nach Salerno (acht Carol. à Person). Wir stiegen in dem Gasthaus la Speranza ab; mittelmäßig; drei Carol für das Zimmer. Essen muß man in der Trattoria Villa Milano, gut und billig. Abends besuchten wir alsdann das dortige Theater, welches ziemlich groß ist; man gab ein Lustspiel, das auch wieder nach einem deutschen oder französischen Stück bearbeitet war. Das Kammermädchen gefiel Grube sehr; man spielte passabel.

Donnerstag, den 14. Des Morgens fuhren wir nun nach Paestum. Für den Wagen zahlten wir zu vier Personen fünf Piaster. Unsre beiden Reisegefährten waren zwei Franzosen; es ist doch ein ekliges, unausstehliches Volk! wenn sie nicht in Damengesellschaft sind. Man fährt ungefähr vier Stunden bis Paestum. Dem Führer giebt man nur zwei Carol; doch ist das wohl fast zu wenig. Die Leute, die hier in den wenigen Hütten wohnen, sind höchst arm und elend und haben größtenteils angeschwollene Bäuche, wegen des ungesunden Wassers, das hier ist. Sie handeln mit aufgefundenen Münzen und Gesichtern aus Thon geformt, die sie in den Tempeln gefunden haben wollen, und wovon ich auch etwas mitgenommen habe. Die Ruinen selbst sind die vollständigsten und besterhaltensten, die es giebt. Es sind der Tempel des Neptun, dem diese Stadt geheiligt war, die Basilika und der Tempel der Ceres. — Gegen Abend kamen wir von dieser Fahrt zurück und

schliefen wieder in Salern. Besonders schön ist das Mühlenthal, Molina, welches kurz vor Salern liegt, wenn man von Neapel kommt.

Freitag, den 15. Wir fuhren wieder in Gesellschaft der beiden Franzosen nach Castellamare, da ich mich nicht entschließen konnte zu Wasser nach Amalfi zu gehen, wie Grube gerne wollte; mein Abscheu vor dem Seefahren ist zu groß. Wir zahlten für den Wagen zu vier Personen von Salerno nach Castellamare zwei Piastre. Nach 2½ Stunden ungefähr kamen wir an und aßen teuer und schlecht in der Villa Stabia zu Mittag. Dann nahmen wir Esel und ritten über das Belvedere des königl. Lustschlosses Quisisana nach Sorrento. Die Franzosen blieben in Castellamare zurück, und wir beide konnten uns nun um so ungestörter den Eindrücken der wundervollen Natur hingeben, die hier wirklich alles Schöne vereinigt zu haben scheint, was ihr zu Gebot steht. Diese Partie von Castellamare nach Sorrent zu Esel über den schmalen Weg, der auf den Hügeln, unweit des Meeres, unter Limonen- und Orangen-Wäldern hinzieht, ist das Schönste, was man sich denken kann. Jetzt läßt der König hier eine große bequeme Fahrstraße bauen, wobei viele Felsen zersprengt werden; man baute eben daran. Was will man Schöneres sehen als diesen Landstrich! Die himmlischste Aussicht auf den Golf von Neapel, den rauchenden Vesuv und die grünenden Gebirge mit einer Unzahl von Dörfern bedeckt! Die herrlichsten Wohlgerüche! die schönsten Menschen! besonders die Kinder sind hier so schön, sie haben so oft blaue Augen und sehen so wohl und freundlich aus! Grube und ich, glaubten auf einmal unter guten Deutschen zu sein! und das in dieser Gegend! — Die Straße geht über Vico und das Piano von Sorrent nach Sorrento — himmlisch! göttlich! hier hört alle Beschreibung auf! Wir kamen abends spät in Sorrento an, nachdem wir im Piano von Sorrent in der Cucumella kein passendes Zimmer hatten finden können; wir begegneten hier der deutschen Familie Wehrmann, wobei zwei hübsche Mädchen, sie hatten hier in der Cucumella ihr Nachtlager aufgeschlagen und kamen von Capri zurück. Wir beide stimmten vor ihren Fenstern ein deutsches Lied an, und sprengten dann auf unsern Eseln, die hier wie Pferde laufen, nach Sorrent. Wir waren in rosener Stimmung und fanden in dem Gasthaus degli 4 nazioni ein gutes Zimmer, billige und gute Bedienung. Das war eine Partie!! —

Sonnabend, den 16. Früh morgens fuhren wir von Sorrento nach Capri, um hier die blaue Grotte zu sehen. Wir zahlten für die Barke, mit Einschluß der kleinen, die hernach in die Grotte selbst fahren muß, zwanzig Car., außer dem Trinkgeld. — Auf der Überfahrt von Sorrent nach Capri wurde ich seekrank, wie immer! es dauerte zwei gute Stunden. In Capri angekommen, ruhte ich erst eine Stunde auf dem Bette in einem Fischerhause aus, und dann fuhren wir mit der kleinen Barke nach der Grotte, wobei ich übrigens so lange als möglich auf dem steinigen Ufer der Insel lang kletterte und die Barke mit Grube fahren ließ, bis endlich der Weg zu Lande nicht weiter fortzusetzen war, der übrigens wirklich gefährlich ist, und gewiß nur von Personen erklettert wird, denen das Seefahren so zuwider ist als mir, für Frauen wäre es völlig unmöglich; ich mußte immer von einem Felsstück zum andern springen. Endlich setzte ich mich auch in die kleine Barke, und nun wurden wir von zwei rüstigen, hübschen kleinen Jungen, von denen besonders der jüngste, etwa neun bis zehn Jahre alt, ein prächtiges Kind war, eine gute halbe Stunde lang auf der nördlichen Seite der Insel fortgerudert bis an die westliche Spitze, um welche man biegt, und wo sich nun endlich der Eingang zur Grotte befindet; er ist so klein und schmal, daß das Boot sich ordentlich durchdrängen und man selbst sich auf den Boden desselben legen muß. Die Geschichte ist nicht ganz ohne Gefahr. Aber welch ein Zauber, der einen mit dem ersten Schritt, den man hineinthut, umfängt! Der Himmel scheint sich zu den Füßen auszubreiten! man schwimmt auf einem blauen Feuermeer! Diese Grotte ist unstreitig das Merkwürdigste, was ich bis jetzt gesehen habe. Die Adersbacher Felsen sind in ihrer Art nicht merkwürdiger. Man sieht in das hellblaue Wasser hinein, welches wie ein Lichtmeer erscheint, und bei jedem Ruderschlag, der einige Tropfen spritzen läßt, scheinen blaue Funken zu sprühen. Dabei schwimmen die sogenannten Medusen, kleine Tiere, die wie eine Blume aussehen, darin umher. Kurz, man ist im Feenreich! Das Wasser ist, da es von der offenen See so gut als gänzlich abgeschnitten, so ruhig wie ein Spiegel. Ich war, als ich in die Grotte kam, wieder sehr unwohl, doch das verlor sich bald, und mir wurde das Scheiden aus derselben sehr schwer! Der jüngste der beiden Knaben entkleidete, bekreuzte sich und tauchte in den Grund, um uns einige

Steine herauf zu holen, auf denen orangegelbe Polypen wachsen, sie sehen sehr hübsch aus, und Grube und ich haben einige davon mitgenommen, doch schon am folgenden Tage verschwand die Farbe. Die Grotte selbst ist nicht sehr groß, etwa fünfzig Fuß lang und ebenso breit. Das Licht erscheint an verschiedenen Orten anders. Man erklärt dieses wunderbare Farbenspiel dadurch, daß ein Felsen, von dem die Grotte eingeschlossen ist, unter dem Wasser offen sein soll, so daß die gebrochenen Sonnenstrahlen die Grotte von unten auf erleuchten. Dabei sind die Wände der Grotte von weißem Tropfstein. Es ist unglaublich zauberisch, unbeschreiblich! — Wir fuhren endlich hinaus, nachdem wir uns auch noch an der schönen Resonanz in der Grotte ergötzt hatten, indem ich gebrochene Akkorde sang, die nun wie völlige Harmonieen erschienen. Nach endlichem Lebewohl fuhren wir auf unserm Bootchen wieder nach dem Ort zurück, wo man landet, und ich stieg wieder in der Fischerhütte ab, um mich erst auf dem Bett zu erholen, ehe ich die Rückfahrt zu Wasser antreten konnte. Die Fischerfrau war sehr zuvorkommend und nicht unverschämt. Nachdem ich etwas geschlafen, fuhren wir von Capri ab und landeten aber in Massa, um nicht so viel zu Wasser gehen zu dürfen. Massa ist hoch und herrlich gelegen. Hier ist ein großes Invalidenhaus, und es ist schätzenswert vom König, daß er den alten ums Vaterland verdienten Leuten dieses kleine Paradies zu ihrer letzten Ruhe gönnt. Wir nahmen in Massa Esel und ritten wieder auf einer herrlichen Straße, unter den schönsten Aussichten und Düften nach Sorrento zurück. — Alle diese Straßen sind nur zu Fuß oder Esel zu bereisen. Wir schliefen nun die Nacht wieder in Sorrent und ritten dann

Sonntag, den 17. früh von Sorrent nach Castellamare zurück, indem wir uns nochmals dieser himmlischen Straße erfreuten, wobei wir aber heute ein wenig von der Sonnenhitze zu leiden hatten. In Castellamare fanden wir heute alles festlich, die Schiffe geflaggt und die Leute im Staat. Es war das Fest des Schutzpatrons der Stadt. Nach Tische machten wir einen Spazierritt nach dem Belvedere von Quisisana, nach dem Monte Coppola, von wo aus man überall die reizendsten Aussichten hat und endlich nach dem alten Castell, in dessen Ruinen wir uns ausruhten. Als wir zurückkamen waren die Anstalten zum Feuerwerk, welches bei Festen der Italiener nie fehlen darf, schon getroffen, und

Eduard namentlich erfreute sich dessen sehr, da er ein großer Freund von Feuerwerken ist und das heutige als Vorfeier seines morgenden Geburtstages ansah. Wir sahen die Familie Wehrmann heute abend in einem Kaffee wieder; da es auf der Straße sehr voll war und man das Feuerwerk schlecht sehen konnte, flüchteten wir in ein Haus am Markt und fanden auch hier die Leute so zuvorkommend, wie man es kaum erwarten konnte. — Spät abends noch schrieb ich an die preuß. Gesandtschaft in Rom und drückte in etwas empfindlichen Worten mein Bedauern aus, daß ich nicht alles von der Umgegend Neapels würde sehen können, da man mir statt der erbetenen vierzehn Tage nur acht Verlängerung gegeben habe, daß ich aber, meiner Pflicht gemäß, zum nächsten Sonntag zur Kirchenzeit in Rom sein werde. Den Brief nahm Grube Montag, den 18. früh nach Neapel mit, wohin er mit dem Marktschiff von Castellamare ausfuhr, da er glaubte zu seinem heutigen Geburtstag in Neapel Briefe von Hause vorzufinden. Ich blieb in Castellamare zurück und machte vormittags einen Ausritt nach dem Städtchen Gragnano, in welchem fast nichts als Makkaronifabrikanten wohnen; an dieser Stadt ist ein sehr reizendes Mühlenthal, durch welches ich ritt und dann gegen Mittag nach Castellamare zurückkehrte. Ich wurde dann heftig krank und legte mich zu Bett. In diesem Zustand fand mich Grube, der nachmittag um 5 von Neapel zurückkehrte, und sein heutiger Geburtstag wurde ihm teils dadurch wie auch durch das Ausbleiben der Briefe, die er erwartet hatte, verleidet. Es that mir leid. Abends ritten wir noch einmal auf der Straße nach Sorrent bis nach Vico, welches er heute zu seinem Geburtstag durchaus nochmals sehen wollte. Beim Nachhausereiten wurde mir wieder wohler. Es ist sonderbar wie ich zuweilen so schnell heftig krank und dann wieder eben so schnell gesund werden kann. — In der Gegend bei Gragnano habe ich viele Leute mit großen Kröpfen gesehen. Auf der ganzen Tour wird man per eccelenza traktiert.

Dienstag, den 19. Früh nahmen wir uns für vier Carol. ein Kabriolet und fuhren nach Pompeji. Man geht wirklich in diesem Lande von einem Wunder zum andern! Pompeji ist die mittelste von den drei Städten, welche 79 vom Vesuv verschüttet wurden und liegt zwischen Herculanum und Stabiae (Castellamare). Wir sahen hier vor allem die beiden Theater, wovon das tragische

größer als das komische ist. Welch würdiges Theater! Diese großen steinernen Bänke und Kulissen! Ferner den Isistempel, den des Äskulap und das Amphitheater, welches viel besser erhalten ist als das Kolosseum in Rom und diesem an Größe nicht sehr viel nachgiebt. Die Privathäuser sind alle einstöckig mit einem Hofraum in der Mitte, wo herum die Zellen ohne Fenster liegen. Die großen öffentlichen Gebäude sind fast alle auf einem Fleck zusammen gelegen, und so großartig diese sind, so beschränkt sind die Privatwohnungen. Die Casa del fauno enthält wunderschöne Mosaikarbeiten, doch hat man natürlich alle Statuen und sonstige aufgefundene Kunstwerke nach Neapel in das Museum gebracht. — Dem Führer zahlten wir vier Carol. und gingen dann in das Albergo de Lapilli zurück, wo wir das Kabriolet wieder vorfanden und ein gutes Frühstück einnahmen. Das Wetter wurde nun schlecht und wir fuhren im Wagen nach Neapel zurück. — Abends ging ich in das Teatro nuovo, wo eine Oper von Raimondi: il nemico degli amogliati, gegeben wurde. Die Musik ist im Stil Cimarosas. Die Primadonna Signora Mazza gefällt mir nicht. Nachher war ein kleines hübsches Ballet. Das Haus war außerordentlich voll.

Mittwoch, den 20. bereitete ich mich zum Abreisen vor, machte Abschiedsvisiten bei Crescentini und einigen andern gemachten Bekanntschaften, und dann fuhren wir nachmittags noch einmal auf dem Posilippo in der Strada nuova spazieren. Abends gingen wir dann in das heut zum erstenmal wieder eröffnete Teatro fondo, wo eine Oper von Pacini: Ivanhoe gegeben wurde. Das Sujet ist für eine Oper zu kompliciert, die Musik gut, aber italienisch. Die Sänger waren eben nicht die besten, doch war Herr Coletti, den ich früher in Rom noch als Priester kannte, ein guter Baß. Das Haus ist sehr hübsch und hat gerade die rechte Größe. Das Orchester ist gut, doch taugt der Dirigent nichts, er paukte wieder. Donizetti war da, ich sprach ihn und nahm Abschied.

Donnerstag, den 21. Morgens um 5 Uhr fuhr ich nach Rom zurück mit Angresani für elf Scudi. Ich wäre gern wenigstens noch einen Tag geblieben, es war aber alsdann vor Sonnabend keine Gelegenheit mehr. So bin ich nicht einmal auf den Vesuv und nicht nach Ischia gekommen; doch hoffe ich Neapel noch einmal zu besuchen. Wir hatten schönes Reisewetter. Der Ab-

schied von Eduard Grube that mir recht leid! Die Nacht blieben wir in Terracina und kamen

Freitag, den 22. abends um 6 in Rom an. Ich ging sogleich zu Landsberg, den ich aber nicht mehr in seinem, sondern in meinem von mir verlassenen Quartier in der Via Belsiana fand! er ist mir überhaupt oft im Wege! Ich hörte, daß diesen Abend Academia filodramatica sei, und daß man den Rossinischen Tell gebe; ich ging mit Landsberg dorthin, doch konnte ich vor Müdigkeit nicht das Ende abwarten. Die Nacht schlief ich bei Landsberg auf dem Sopha.

Sonnabend, den 23. ging ich mich nun melden bei der Gesandtschaft, und hier entschuldigte man sich, indem man sagte, man hätte mir den Urlaub nicht länger geben, da Landsberg sich nicht hätte länger verpflichten können; er aber spricht wieder anders. Kurz sie haben mich unnötigerweise zurückgehetzt, und ich habe nun am

Sonntag, den 24. wieder zum erstenmal Orgel gespielt. Nach der Kirche bei Bunsen zu Mittag gegessen. Er zeigte mir den Brief, worin Herr v. Witzleben ihn benachrichtigt, daß der König meine Antiphonen und Choräle, die ich zur Osterwoche nach Berlin schickte, sehr gnädig aufgenommen habe.

Montag, den 25. Meine Berechnung mit Herrn Valentini gemacht. Mir bleiben überhaupt noch 460 Scudi, nachdem die Reisekosten bestritten sind; die ganze Reise hat 86 Scudi in vier Wochen gekostet. — So habe ich doch in diesem Winter hübsch zurückgelegt! Das sind etwa 700 pr. Thaler! Wenn ich je in Berlin so reich gewesen wäre! — Abends philharmonische Gesellschaft, in der man Tell wiederholte. Sehr schöne Musik das! aber leider nur schlecht executiert!

Dienstag, den 26. Vorm. am Tagebuch geschrieben. Nachmittag mit dem General Lepel spazieren geritten. — Abends nach der philodramatischen Gesellschaft, wo ein Trauerspiel gegeben wurde; es war aber so voll, daß ich gleich wieder umkehrte.

Mittwoch, den 27. Das Tagebuch von Neapel nachgeholt. An Eduard Grube geschrieben. Abends wäre ich gern wieder in die filarmonica gegangen, ich hatte aber kein Billet.

Donnerstag, den 28. Vorm. Dienst. Himmelfahrt. Nachher nach St. Giovanni in Laterano, wo die Sixtina sang und der Papst die Benediction gab. Dann nach Hause und zwei Stunden

geschlafen; die Luft ermüdet mich hier jetzt ungemein. Pranzo bei der Marchese Aracieli. Zeitig zu Bett.

Freitag, den 29. Fast den ganzen Tag im Bett zugebracht und wenigstens nichts thun können, da ich mich sehr unwohl befand. Es ist ein starkes Magenübel und war dasselbe wie am 18. d. M. Ich fuhr zum Dr. Dematheis, der mir eine Magentinktur von Absinth anempfohlen hat, die in Venedig gemacht und hier bei dem alten Portier in der Post verkauft wird. Abends las ich alle Briefe von Vater und Mutter durch.

Sonnabend, den 30. Vorm. mit Marietta Capalti viel Musik gemacht. Abends bei Mrs. R....., die mich eingeladen. Sie schenkte mir eine römische Arbeit zum Andenken, und die beiden Töchter gaben mir die englische Copie des Generalbasses, die sie für mich gemacht hatten.

Sonntag, den 31. Briefe an Vater geschrieben. — Nachmittag erst im Circo de cavalli, ledern und auch schlechtes Wetter. Besuch von Bruny und dann abends ins Teatro Argentino, wo ein Stück mit lauter Soldatenmanövern zum Jubel des Sonntagspublikums gegeben wurde.

Juni 1835.

Montag, den 1. Um 9 Uhr reisten R....s*) ab; ich war bei ihnen, doch ist mir der Abschied nicht sauer geworden. — Briefe an Vater geschrieben. —

Gestern früh hatte ich an Baini**) geschrieben und ihn gebeten, mich im cantus firmus und den alten Tonarten zu unterrichten und einen Scudo für die Stunde anzunehmen. Heute mittag wurde ich zu Bunsen geladen, der gestern abend noch mit Baini gesprochen (mit dem er jetzt zu thun hat, da er sich um die Herausgabe der Palestrina'schen Werke, die Baini bei Breitkopf u. Härtel veranstalten will, bekümmert) er feuerte mich zu meinem Vorhaben an und meinte, er würde es an den König berichten. Abends ging ich zu Baini, der mir sagte, er sei gerne bereit. Er hatte schon gegen Bunsen erklärt, daß er aber keine Bezahlung verlange. Sehr edel! — Er bestimmte die Zeit um 23 Uhr zu unsern Stunden, und morgen werde ich zum erstenmal hingehen. — Abends in

*) Die englische Familie.

**) Kapellmeister der sixtinischen Kapelle.

Teatro Valle die Stumme von Portici. Niederträchtig gegeben! ohne alle Handlung und Ballets! wie ein gerupfter Hahn!

Dienstag, den 2. Das Schreiben an Vater beendigt. — Zum Arzt gegangen, da ich so sehr an Magendrücken litt, er ließ mich eine Pillula di St. Ignazio nehmen. Wohl bekomm's! — Zum Mittag geriet ich durch Zufall in das Haus meiner ersten Wirtsleute in Rom auf St. Stephano del lacco. Sie wollten mich durchaus nicht fortlassen; ich mußte bei ihnen zu Mittag essen. Überhaupt überzeuge ich mich immer mehr, daß die Römer, wenn sie erst Zutrauen gefaßt haben, recht sehr leutselig und freundschaftlich sein können. — Ich ließ mir zwei kleine wollene Chemisetts, auf bloßer Brust zu tragen, machen.

Mittwoch, den 3. Abends erste Stunde in diesem Sommer bei Baini. Wenn er mich nur etwas höflicher behandeln wollte! ich bin einmal nicht mehr gewohnt, den Jungen zu spielen. —

Donnerstag, den 4. Mittags zum erstenmal bei dem Maler Bruny gesessen, der mich lithographieren wird. — Zum Mittag mit dem Prediger Abeken zufällig zusammen gegessen und ausführlich mit ihm über meine Ideen über Musik gesprochen; ich hoffe, er wird es Bunsen wieder sagen. — Dann zu Marietta Capalti und viel Musik mit ihr gemacht, wir sahen namentlich Rossini's Tell durch; es sind doch sehr schöne und originelle Sachen darin. — Der russische Gesandtschaftssekretär, v. Krifzof, der ein sehr guter Mensch, aber ungeheuer dick ist, scheint mit Marietta verlobt zu sein.

Freitag, den 5. — Um 7 Uhr bei Baini. Es ist doch ein höchst kenntnisreicher Mann. Dann nach Hause und das heute Gelernte ausgearbeitet, welches nun immer in zwei Sprachen geschehen muß.

Sonntag, den 7. Erster Pfingstfeiertag. — Dienst. — Dann aus dem Garten im Kapitol ein schönes Bukett gepflückt und zu Capaltis gebracht; sie waren nicht zu Hause. Mittags auf dem Korso die schöne Welt. Die Römerinnen sind viel schöner als die Neapolitanerinnen.

Montag, den 8. Zweiter Pfingstfeiertag. Als ich des Morgens früh in die Kapelle kam, um meinen Dienst zu versehen, fand ich den Kirchendiener Schwarz tot! Er war in der vergangenen Nacht plötzlich vom Schlage gerührt worden, indem er ein Schwefelbad nehmen wollte. Wie rasch tritt doch der Tod den Menschen an!! —

Gestern zog Schwarz noch frisch und gesund meine Balgen, und heute — hat er selbst keinen Wind mehr! — Ich habe manch liebes Ärgernis mit ihm gehabt; doch nun ist ihm ja alles verziehen! Gott habe ihn selig! Sein Amt wurde heut von seinem Gesellen und Lehrburschen versehen, denn er war zugleich Tischlermeister und hatte unten im Kapitol eine Werkstätte. — Nach der Kirche sah ich ihn mir noch an und gab ihm das letzte Lebewohl! — Dann zu Bruny gegangen, der an meiner Lithographie arbeitet. — Gegen Abend verließ ich meine Wohnung, die ich einstweilen in der Condotti genommen hatte und bin nun aufs Kapitol gezogen. Bunsen hat mir in der von ihm verlassenen Wohnung — er ist schon mit der ganzen Familie in Frascati, ein (freilich kleines nnd ziemlich miserables) Zimmer eingeräumt. Es hat aber eine schöne Aussicht und liegt sehr hoch. Hier werde ich nun wohl recht fleißig und ungestört die ältere Musik studieren! —

Es ist jetzt gleich Mitternacht: ich stehe also auf der Scheidegrenze zwischen 25 und 26 Jahren. Schon so alt?! — Dank Dir, gütiger Gott, für alle Deine große Gnade, die Du mir im verflossenen Jahre bewiesen hast! — Nimm mich auch ferner in Deinen Schutz und lass mich besser werden! — Wie herzlich habe ich heute abend meines guten Vaters, der lieben Mutter und aller andern Lieben gedacht! Ob sie meiner wohl auch denken? Könnten sie nicht wenigstens zu diesem Tage schreiben?! Doch — ich will nicht rechten! Gute Nacht, fünfundzwanzigjähriger Mensch! sei fleißig! Schwarz tot, mein Einzug ins Kapitol und Eintritt in ein neues Lebensjahr. — Viel an einem Tage.

Dienstag, den 9. Also wieder einen Geburtstag verlebt. Werden ihrer noch viele sein? —

Heute früh ordnete ich erst mein Zimmer, dann übersetzte ich etwas aus dem Zarlino und las im Winterfeld. Besuch bei Marietta Capalti. Sie versicherte mich, daß von einer Heirat zwischen ihr und v. Krifzof nicht die Rede sei. Das thut mir leid. — Zum Mittag beim General Lepel, wie vor einem Jahr. Seine Frau ist noch immer krank. Die Arme hat viel gelitten. — Wir aßen zu dreien mit dem Dr. de Matheis. — Nach Tische Spazierritt mit dem General vor die Piazza del Popolo. Das Wetter drohte wieder, immerfort zu regnen, und obgleich es blitzte und donnerte, so kam es doch nicht zum Regen.

Mittwoch, den 10. Heute früh trugen wir unsern guten Schwarz zu Grabe; er ruhe in Frieden! — Ich übersetzte zwei Kapitel aus dem Zarlino und ging dann gegen Abend zu Baini, den ich aber recht krank fand; er konnte kaum sprechen, darum verließ ich ihn sogleich wieder.

Donnerstag, den 11. Ich brachte Baini eine Flasche Syrup des mures für seinen Hals, den ich bei Spillmann kaufte. Nachmittags übersetzte ich am Zarlino und blieb dann zu Hause, nachdem ich etwas im Garten des Kapitols spazieren gegangen war. Diese so weit abgelegene Wohnung hat manches Gute: Ruhe, schöne Aussicht, gesunde Luft, Garten, gute Bedienung, aber die vielen Treppen sind doch höchst ermüdend.

Freitag, den 12. Abends Stunde bei Baini. Er weiß viel, aber er hat wenig unterrichtet, das merkt man. Abends zu Hause Klavier gespielt, welches ich gestern gemietet habe.

Montag, den 15. Ich überzeuge mich, im Zarlino ein unschätzbares Buch gefunden zu haben.

Dienstag, den 16. Früh zu Bruny und zu meinem Bilde gesessen. Dann nach Hause und gearbeitet. Ich wende diese Zeit nun an, um die ältere Musik kennen zu lernen und das zu ergänzen, was mir bisher zu einem vollständigen System noch immer fehlte, nämlich das, was den Tonleitern vorangeht, der Geschichte nach. Zarlino und dann Bainis mündlicher Unterricht kommen mir dabei gut zustatten.

Montag, den 22. Abends erst zu Baini, Stunde, dann zu Contis, die von ihrer Reise zurückgekommen sind, und wo jetzt wieder gespielt wird. Da ich durchaus keinen Hang dazu habe, ein Spieler zu sein, so setze ich immer sehr indifferent, und das giebt mir einen Vorteil. Gestern verlor ich ein paar Scudi, hatte aber vor einigen Tagen zwanzig Scudi gewonnen, wovon man mir jedoch dreizehn schuldig geblieben ist. — Als ich nach Hause kam, fand ich einen Brief von Eduard Grube aus Neapel, in dem ein paar Zeilen Einlage aus Königsberg waren. Das Traurigste darin war für mich die Nachricht vom Tode meines innigst geliebten Pflegevaters Haesen. — Gott vergelte ihm reichlich, was er an mir gethan hat!

Mittwoch, den 24. Ich habe mit der Signora Conti verabredet, ein Zimmer in ihrem Hause zu beziehen, da das Wohnen

auf dem Kapitol doch zu beschwerlich ist. Namentlich der Berg und dann noch drei Treppen! Man kann sie nicht öfter als einmal täglich machen, und so geschieht es denn, daß ich nicht wieder nach Hause komme, wenn ich einmal ausgegangen bin, und dadurch verliere ich Zeit zum Arbeiten. Auch ist es gefährlich, spät in der Nacht in dieser Gegend Roms nach Hause zu kommen.

Sonnabend, den 27. Vormittags kam Bunsen von Frascati nach Rom; er sprach mit mir sehr freundlich und meinte, meine jetzigen Studien seien ein Vorteil für den Staat. Gebe Gott! — Der Zarlino ist mir doch fast ein zu großer Zahlenmann! — Abends ein wenig zu Contis. Ich erhielt die dreizehn Scudi, die man mir neulich im Spiel schuldig geblieben war. In solchen Dingen scheinen die Italiener also doch sehr anständig zu sein.

Sonntag, den 28. — Nachmittags große Vesper im Peter, wo die Sixtina sang. Dann Erleuchtung der Kuppel, die ich aus dem Hause Mazzocchi sah, wo ich die Bekanntschaft einer Familie Contini machte; die Tochter gefällt mir wohl. Nach der Erleuchtung, von Mazzocchis bei einer andern italienischen Familie eingeführt, die im Vatikan wohnt, und wo schlechte Musik gemacht wurde. Auch ich habe nicht besonders gespielt.

Montag, den 29. Bruny beendigte heute meine Lithographie, und ich habe den Stein zur Druckerei gebracht. — Abends bei Contis gespielt und verloren; wie billig und absichtlich, um den letzten Gewinnst einigermaßen los zu werden.

Juli 1835.

Sonnabend, den 3. Ich habe die Lithographie meines von Bruny gemachten Bildes anfertigen lassen, eigentlich nur, um meiner guten Schwester Sophie (die Tochter seiner Mutter aus zweiter Ehe. D. H.) eine Freude zu machen. Gestern habe ich vier Kopieen davon, ein Heftchen Kanzonetten, Briefe und eine Anweisung von 200 Francs, die ich bei Torlonia auf die polnische Bank in Warschau kaufte, meiner guten Mutter geschickt. Die Besorgung des voluminösen Briefes übernahm Herr v. Krifzof, Sekretär der hiesigen russischen Gesandtschaft.

Ich konnte das Wohnen auf dem Kapitol nicht länger aushalten, es ist zu weit aus der Stadt. Gestern abend habe ich eine neue Wohnung in der Via Frattine bezogen, wo ich für zwei

hübsche Zimmer und eine Kammer sechs Scudi monatlich zahle; im Winter kostet es wenigstens das Doppelte.

Sonnabend, den 4. Mich in der neuen Wohnung eingerichtet. — An Bunsen geschrieben und ihm für die Aufnahme im Kapitol gedankt.

Sonntag, den 5. — Schöner Mittags-Korso heute; viele und schöne Damen. — Visite bei der Marchese Aracieli. — Nach Tisch den dritten Teil des schönen Scottschen Romans „Der Abt“ gelesen. — Nachher durch den Maestro Jacucci, der ein leidenschaftlicher Spieler ist, in eine italienische Familie Palerni eingeführt. Man spielte Pharao, ich gewann wieder. Überhaupt verliere ich nicht mehr, denn wenn ich einige Thaler verspielt habe, so höre ich auf; und das muß man sich zur Regel machen.

Dienstag, den 7. Ich schlafe jetzt immer so lange, und man hat überhaupt zum Arbeiten wenig Lust. Der Charakter der Italiener hängt mit ihrem Klima zusammen. Nachmittag Besuch bei Santini; er ist auf Baini eifersüchtig.

Mitttwoch, den 8. Über die alten Tonarten studiert, die mir immer unklarer werden, und einige Antiphonen darin komponiert. — Abends Stunde bei Baini, dem es auch nur halbdunkel oder halbhell zu sein scheint! — Früh zu Bett.

Donnerstag, den 9. Abends Besuche bei Mar. Capalti und Graf Lozano, an beiden Orten fand ich Landsberg, mit dem ich ganz zerfallen bin.

Freitag, den 10. Brief an Haslinger in Wien geschrieben mit einem hiesigen Musikhändler zusammen; wir wollen uns gute Musik kommen lassen. An Bunsen wegen einer Gratifikation geschrieben. — Abends Besuch bei Herrn Ingres, wo lauter Beethovensche Musik gemacht wurde. Nachmittag war ich bei Santini, der ein freundliches Gesicht macht, wenn man von ihm Musik kopieren läßt.

Sonnabend, den 11. Vormittags meine Studien fortgesetzt. Nachmittags Besuch bei Santini, von dem ich jetzt fleißig Musik durchsehen und abschreiben lassen will, um etwas Gutes mitzubringen. Er zeigte mir zwei Briefe an ihn von Zelter, die nach dessen Art mit großer Herzlichkeit geschrieben sind. Santini ist sehr eitel.

Mittwoch, den 15. Die Symphonie zu komponieren angefangen, die ich für die in Wien ausgeschriebene Preisbewerbung machen will.

Donnerstag, den 16. Fast den ganzen Tag an der Symphonie gearbeitet.

Freitag, den 17. Wie gestern.

Sonnabend, der 18. Vorm. Besuch von Thomas, der mir die vier ersten Symphonieen von Beethoven in Partitur brachte, die dem andern Pensionär der Academie de France, Elwart, gehören. — Den ersten Satz meiner Symphonie beendigt.

Montag, den 20. Das Adagio angefangen.

Dienstag, den 21. Einen Tag in der Woche muß ich doch den alten Tonarten widmen, das war heute. Ich arbeitete hierin, wiewohl ich glaube, daß es ziemlich nutzlos ist. Ein Gegenstand, der vor 300 Jahren schon nicht mehr klar war, hat durch den Verlauf dieser Zwischenzeit an Klarheit natürlich nicht zunehmen können. — Jacucci ist ein Mensch von Talent.

Mittwoch, den 22. Sehr gearbeitet am Adagio der Symphonie. Abends Musik und Ball beim Grafen Lozano als am Namensfeste der Gräfin. — Landsberg unterrichtet die Kinder im Klavierspielen.

Donnerstag, den 23. Sehr gearbeitet, fast zu heftig!

Freitag, den 24. Das Adagio beendigt! Gott sei Dank! nun hat die Seele doch ein wenig Ruhe! Wenn ich etwas mit Leidenschaft schreibe, so kann ich weder essen noch schlafen. — Gestern erhielt ich ein Schreiben von Bunsen wegen einer Gratifikation, um die er für mich einkommen will; ich soll Arbeiten ans Ministerium beilegen.

Freitag, den 31. Ich bin zum 1. August nach Frascati herausgezogen, wo ich von Montag bis Sonnabend früh gewesen bin. Ich hatte über das Schreiben ans Ministerium wegen der Gratifikation für mich mit Bunsen zu sprechen, und habe dort einen kleinen Aufsatz über mein jetziges Treiben und mein Studium der alten Tonarten angefertigt, den Bunsen nach Berlin schicken wird. Herr v. Sidow reist den 4. August ab. Man hat mich bei Bunsens diesmal recht freundlich aufgenommen; ich habe drei- oder viermal bei ihnen zu Mittag gegessen, auch einmal beim Gesandtschaftsprediger Abeken, mit dem mein Verhältnis doch viel besser ist als mit seinem Vorgänger v. Tippelskirch. Wir haben viel Liedertexte geschrieben, die am Montag, den 3. August, an Königs-

geburtstag bei Bunsen, der ein Mittagessen giebt und die Preußen, welche in Rom sind, dazu eingeladen hat, gesungen werden sollen.

August 1835.

Sonnabend, den 1. Leider erwarte ich noch immer vergebens Briefe von Vater. Die ganze Welt hat mich vergessen.

Dienstag, den 25. In diesem Monat habe ich nun größtenteils in Frascati gewohnt, und bin gegen das Ende der Woche nur zum Dienst nach Rom gekommen.

Das Interesse Bunsens an den Studien über die alten Kirchentonarten ist sehr groß, und in Frascati wird jetzt über diesen Gegenstand viel geschwatzt. Dazu trägt auch noch besonders die Gegenwart eines gewissen Dr. Meier bei, der in Frascati bei Bunsens schon lange wohnt, ißt und trinkt. Er ist ein Vielwisser, der über alles mitspricht und urteilt. Einmal habe ich ihn jedoch schon gehörig abgetrumpft, denn von Musik versteht er nichts; nun ist er etwas vorsichtiger beim Urteilen über meine Kunst geworden. Auch wohnt jetzt in Frascati ein Dr. Franz, welcher auch das Bunsensche Haus besucht. Er versteht griechisch und hat die alten Schriftsteller über Musik studiert und vieles davon aufgeschrieben. Doch da er reiner Philolog ist und kein Jota von Musik versteht, so ist das auch zu nichts zu brauchen. Aber man schwatzt doch viel darüber.

In der vergangenen Woche war auch Baini in Frascati; er besitzt dort ein Haus. Ich bin mit ihm viel zusammen gewesen, und wie ich einst mit meinem guten Klein im Weinhaus saß und dort manches von ihm gesprächsweis lernte, so saß ich in Frascati öfter mit Baini im Kaffee und hörte seinen lehrreichen Worten zu. Wir waren zusammen hinausgefahren aus Zufall und fuhren auch wieder zusammen hinein, und zwar in Bunsens Wagen. — Mein Verhältnis zu Baini ist jetzt viel freundschaftlicher. Auch Bunsen ist mir gewogen und hat etwas Achtung vor mir bekommen. Ich habe Antiphonen in den alten Kirchentönen komponiert, die ich Bunsen zu seinem heutigen Geburtstage geschenkt habe. Auch hatte ich die Idee, heute mit den besten Sängern der Sixtinischen Kapelle nach Frascati hinauszufahren, um sie Bunsen vorsingen zu lassen. Das fürchterliche Wetter hat uns aber daran verhindert, obgleich wir schon im Wagen saßen. Gestern waren die vier Sänger nach-

mittags zu einer kleinen Probe bei mir; sie heißen Sintoni, Anesi, D. Paolo und Milani. Sie singen die Solis in der Sixtina. Die gestrige Probe schon hat mir viel Freude gemacht. Das heutige Vergnügen ist gestört worden.

Donnerstag, den 27. Gestern habe ich das Finale der Symphonie zu schreiben angefangen. Heute auch am Finale gearbeitet. Abends bei Contis. — Aus meiner Wohnung muß ich schon wieder ausziehen, da ich wegen des zunächst wohnenden Kupferschmieds nicht arbeiten kann.

Freitag, den 28. Vormittags am Finale gearbeitet. Nachmittags Wohnungen besehen. Abends bei Graf Lozano. Etwas im Ekartee gewonnen. Ich fange an, mir einen Bart stehen zu lassen.

Sonnabend, den 29. Es ist auffallend kalt. Es hat sehr viel geregnet. Die Cholera rückt uns immer näher. Jetzt ist sie in Genua, man munkelt sogar von Florenz; in Livorno auch. Wie Gott will! Heute weiter am Finale gearbeitet. Abends bei Contis. Verloren etwas.

Sonntag, den 30. Man hört nichts als von Cholera sprechen. — Fleißig am Finale gearbeitet; es beschäftigt mich so, daß ich die Fochetti, die heut recht brillant waren, verließ und nach Hause ging, um weiter zu arbeiten. Ich glaube doch, daß zwischen dieser Symphonie und der ersten ein großer Fortschritt ist. Die erste wird jetzt vier Jahr alt sein.

September 1835.

Dienstag, den 1. Gestern abend erhielt ich einen sehr freundschaftlichen Brief von Bunsen aus Frascati, in dem er sich für die Antiphonen, die ich ihm am 25. v.M. zum Geburtstag schenkte, bedankt. — Heute habe ich mit Gottes Hilfe die Symphonie beendigt; jetzt lasse ich das Quartett ausschreiben, um sie doch einmal hören zu können, ehe ich die Partitur nach Wien abschicke.

Donnerstag, den 3. Gott sei Dank! endlich nach so langem Stillschweigen einen Brief von Vater erhalten. Er schreibt mir, daß auf Bunsens Anordnung jede Einlage an mich auf dem Gesandtschaftsbüreau zu Berlin abgelehnt werde und daher dieser Brief mit Post komme! Darüber will ich doch ein wenig mit Herrn Bunsen rechten! —

Sonntag, den 6. Vorm. Dienst. — Bunsen war herein gekommen und wird in den nächsten Tagen hier bleiben, um die Anstalten zum Empfang der Cholera zu treffen. — Nachmittag kamen Franken, Ulrichs, Firnunich, Brandenburg, Kölner und von Lepel zu mir. Wir tranken Kaffee, rauchten und spielten einen Schober Whist. Abends in die Fochetti. Also recht als Lüdrian den Tag verbracht. Brandenburg zeigte sich mir als teilnehmender Freund. Landsberg schadet mir immer mehr.

Montag, den 7. — Ins Theater Valle, wo man Probe von einer Oper von Ricci hielt, letztere behagt mir aber, wie alle dessen Musik, nicht sehr. Ich lud mir dort die Spieler zu einer Quartettprobe meiner Symphonie ein, die wir auf übermorgen verabredet haben. Gegen Abend fand ich bei dem Musikhändler Caverni die sämtlichen Beethovenschen Symphonien à 4 m. angekommen, die er sich, besonders auf mein Anraten, von Wien hat kommen lassen. Ich lieh mir die neunte und ging damit zu Signorina Capalti, mit der ich die beiden ersten Sätze spielte. Wir haben es nicht ganz verstanden; doch wurde sie mir viel klarer, als vor zwei Jahren, wo ich sie bei Möser hörte. Hernach noch Besuch bei Signorina Serny, die mein Freund Bruny nächstens heiraten wird.

Dienstag, den 8. Geburtstag der St. Vergine. Der Papst kam nach der Kirche St. Maria del Popolo, auf der Piazza del Popolo, und hielt dort die Messe. Die Sixtina sang eine eben nicht ausgezeichnete vierstimmige Messe. Nachher spielte ich mit Signorina Capalti den dritten und vierten Satz der neunten Beethovenschen Symphonie. Im Finale ist doch manches in der That Unerklärliche.

Nachmittags war ein große Prozession, in der das Bild der heiligen Madonna, welches von St. Lucas selbst gemalt sein soll, — wie die Sage geht, indem die Madonna ihm erschienen sei und ihn dazu aufgefordert habe — aus der Kirche St. Maria Maggiore nach St. Peter getragen wurde. Dieses sollte die Stadt und die Bewohner heiligen und vor der jetzt jeden Augenblick uns bedrohenden Cholera beschützen. Der Himmel zürnte aber, und es fing — mitten in der Prozession — an, sehr zu regnen, wodurch denn die Sache durchaus verlor und auch die vornehmen Prälaten sich zurückzogen. Das Bild selbst ist schon ganz schwarz und kaum noch zu erkennen. Das Volk schrie zum Teil evviva Maria. —

Dabei muß ich einer schönen Sitte gedenken. Wenn das Abendmahl abends zu irgend jemand gebracht wird und der Gesang der Priester den Bewohnern verkündet, daß der Leib des Herrn über die Straße getragen werde, so halten die Römer die brennenden Lampen aus dem Fenster, und im Augenblick ist die Straße illuminiert.

Sonntag, den 13. — Der Herr Regierungsrat Hagen aus Königsberg ist angekommen; er ist noch ein Schulfreund meines Vaters. Ich habe ihn nach einigen römischen Merkwürdigkeiten begleitet. Er hat so die rechte, ehrliche königsbergsche Art an sich! Wie ich das liebe! Mir geht es durch den Kopf, ich möchte Rom verlassen, da die Cholera kommt. Ich habe endlich, nach so vielen Jahren, einige Zeilen an Bertha W. in Posen zu schreiben mich entschlossen, die ich nächstens absenden werde.

Dienstag, den 15. Der Regierungsrat Hagen aus Königsberg muß bis Freitag noch hier bleiben, da die Neapolitaner Niemanden mehr nach Neapel lassen, der hier nicht eine Quarantäne von vierzehn Tagen gehalten hat. Nachgerade müßte man sich überzeugt haben, daß die Cholera sich durch dergleichen nicht abwenden läßt. Die Seuche soll übrigens im Sinken sein in Livorno. — Ich finde in Herrn Hagen eine gewisse Ähnlichkeit mit meinem Vater und auch schon deshalb bin ich gerne mit ihm zusammen. — Gestern abend gingen wir zusammen in das Theater Valle, wo zum erstenmal die Oper Eran due or son tre, von L. Ricci gegeben wurde. Die Musik ist durchaus nicht ausgezeichnet, die Worte nach Ferretischer Art schlecht, kein Sinn und Zusammenhang im Ganzen; und da die Sänger auch schlecht sind, so wurde die Oper ausgezischt. Das römische Publikum ist sehr scharf urteilend und dabei malitiös. Wie verabredet riefen sie z. B. einstimmig die zweite Donna, nach einer höchst miserablen und ebenso gesungenen Kavatine, zweimal heraus, beklatschten sie und brachen dann, sich selbst über ihre Bosheit freuend, in ein einstimmiges Gelächter aus. Ein italienischer schlechter Sänger wird wahrhaft niederträchtig behandelt, wogegen sie bei den guten auch wieder in Beifallsbezeugungen kein Maß finden. Die dramatische Compagnie gab gli Inamorati von Goldoni mit wahrhafter Meisterschaft. Das nenne ich Schauspieler! —

Nachmittags sahen wir aus den Fenstern des Hauses der Familie

Mazzocchi am St. Petersplatz die größte Prozession an, welche vielleicht je in Rom gewesen ist. Das Bild der St. Madonna, welches man heute vor acht Tagen schon aus der Kirche von St. Maria maggiore nach dem St. Peter bringen wollte, hatte man Regens halber in der Kirche Chiesa nuova abgesetzt, da die Prozession den St. Peter nicht erreichen konnte. Am vergangenen Sonntag war ein neuer vergeblicher Versuch gemacht worden, die Prozession von neuem zu unternehmen, da es wieder regnete. Das Volk nahm dies für ein übles Omen, denn die Prozession sollte zur Abbrechung der Cholera beitragen. Heute endlich, wo das Wetter gut ward, ist die Madonna nun wirklich nach dem St. Peter getragen und dort aufgestellt worden. Der Papst und alle Kardinäle gingen dabei zu Fuß, und eine unabsehbare Menschenmasse wogte hinterdrein, so daß der ganze Raum von St. Peter bis zur Engelsbrücke Kopf an Kopf gedrängt voll war. Dabei sangen sie Hymnen an die Madonna, namentlich das Evviva Maria auf die römische Nationalmelodie.

Mittwoch, den 16. Heute früh ging ich zu Bunsen und hatte mit ihm ein ausführliches Gespräch über meine künftige Stellung, da mein Aufenthalt in Rom sich doch nun einmal endigen muß. — Er meint es beim Ministerium durchzusetzen, daß ich nun zwei Jahre ein Reisestipendium bekomme und dann später eine Anstellung bei uns. Seine Idee, einst ein Konservatorium zu gründen, die auch die meine ist, beschäftigt uns. Welche schönen Aussichten für die Zukunft! —

Sonntag, den 20. Gestern sahen wir in St. Giovanni Laterano eine Priesterweihe. Viele junge Leute, etwa vierundzwanzig, wurden geweiht. Wie schade! — Vormittags erhielt ich in der Kapelle noch einen Brief von meinem lieben Vater, auch durch Herrn v. Usedom, unsern neuangekommenen Gesandtschaftssekretär, in dessen Frau ich mit Überraschung Frl. Louise Fischer, welche im Hause des Prof. Schleiermacher zu Berlin erzogen wurde, wieder fand. — Sie brachte mir Grüße von der ganzen Familie und nannte ausdrücklich Hildegard dabei! die jetzige Frau Gräfin Schwerin!

Montag, den 21. Bei Santini; von da ging ich zu Baini und fand ihn sehr liebenswürdig, auch in besserer Gesundheit. Von Santini hatte ich das Benedictus von Fazzini bekommen und es zu Baini mitgebracht. Über die Aufführung dieses Stückes sprechend,

kamen wir auf manches andere, und die Zeit ging nicht unbenutzt hin. Dann kam der beste Tenor der Sixtina, Don Paolo Boveri, hinzu, und nun intonierten wir drei sogleich das Benedictus, indem ich von einer zur andern Stimme sprang, um das fehlende Intervall zu ersetzen. — Nach Hause zurückgekehrt war es schon Ave Maria vorbei. Ich schrieb meinem Freunde Hagen einige Zeilen an Herrn v. Weißel in Neapel und ging zu ihm, um von ihm Abschied zu nehmen. Dann ging ich ins Theater Argentina. Die berühmte Schauspielerin Carolina Internari wird hier bewundert; schade, sie ist schon alt und nicht hübsch. — Im Theater fand ich Landsleute, Firnunich, Franken, Brandenburg, Weißbart und Heiser. Mit den drei ersten bin ich schon immer viel in letzter Zeit zusammengewesen. Wir waren guten Humors und am Ende wurde gesungen und sogar auf der Straße vor meinem Hause getanzt, indem ich aus meinem Zimmer im dritten Stock dazu spielte. Wenn es einmal so recht ausgelebt wird, das hab ich schon gern — nur — muß es nicht oft so kommen!

Mittwoch, den 23. Abends bei Signorina Serny, der Braut meines Freundes Bruny, ein wenig vierstimmig gesungen von meinen Arbeiten.

Oktober 1835.

Freitag, den 2. Am vergangenen Sonntag nahm mich Bunsen, welcher nachmittags wieder zu seiner Familie nach Frascati herausfuhr, mit hinaus. Ich wohnte bei ihm draußen. Diese Zeit benutzte ich zur völligen Verabredung wegen der Schritte, welche wir für meine nächste Stellung und Zwecke zu thun hätten. Demgemäß geht nun morgen ein Schreiben von mir an das Ministerium in Berlin ab, worin ich erkläre, daß ich meine Studien für Rom beendigt habe. Ich bitte darin um eine Gratifikation für das zweite Jahr meines hiesigen Aufenthalts, um meine Entlassung aus dem Dienst zum 1. April 1836; um ein darauf folgendes zweijähriges Reisestipendium; um eine jährliche Summe zur Beschaffung klassischer Musik für den Staat. Zugleich enthält es den Vorschlag, Santinis sämtliche italienische Sachen zu kaufen. Es ist mit drei Beilagen begleitet: a) Zeugnis Bainis, b) Aufsatz über alte Tonarten, c) Aufsatz über die Sixtina. Bunsen glaubt, es werde alles durchgehen und hat mir die beste Bevorwortung versprochen. Er hat Furcht, daß wenn ich erst Rom im Rücken

habe, ich mich ganz der modernen Musik überlassen werde. — Ganz nicht, aber auch nicht garnicht, wie er es durchaus will; ich habe ihm versprochen, auf der Reise keine Oper zu komponieren. Das war voreilig! Er ist sehr begeistert für den Gegenstand, — aber einseitig!

Montag nachmittag fuhr ich nach Frascati. Ich hatte mir etwas zu arbeiten mitgenommen, weil ich die Woche dort zuzubringen dachte und zwar bei Bunsen. Ich täuschte mich aber sehr. Abeken und die Familie Usedom hatten die leeren Zimmer und Betten eingenommen, und ich mußte um 11 Uhr abends, als ich ihnen genug Musik vorzumachen geholfen hatte, ins Gasthaus hinunter wandern, wo ich viel Unannehmlichkeiten hatte, da man mich nicht mehr aufnehmen wollte; mit Schreien und Schelten bekam ich ein Bett. Übrigens sagte mir Bunsen den Abend, daß meine Eingabe ans Ministerium noch nicht abgegangen sei, er hätte noch mit mir darüber zu sprechen. Morgen früh werde ich deshalb hingehen. — Es ist die Idee zu einer Art Singschule unter den hier anwesenden deutschen Handwerkern entstanden, durch welche der Choralgesang in unsrer Kapelle verbessert werden soll. Nun habe ich noch eine Last mehr! — Vielleicht kann es mir aber auch noch Freude machen, wir müssen es von der Zukunft abwarten.

Dienstag früh fuhr ich mit dem Hannöverschen Geschäftsträger, Herrn Kestner, von Frascati nach Tivoli. An diesem Ort waren Dienstag und Mittwoch viel Festlichkeiten. Dienstag abend ein großes Feuerwerk, und Mittwoch früh wurde der Fluß Anio durch die beiden großen Öffnungen, die man für ihn durch den Felsen gehauen hat, gelassen, er bildet nun einen neuen großen Wasserfall, der die Cascatellen und die Cascata di Bernini an Größe übertrifft. Der Augenblick, als sich das entfesselte Wasser zum erstenmal über den Fels hinunterwälzte und die Erde aufwühlte, war sehr imposant. Dabei war während dieser zwei Tage eine große Menge Menschen in Tivoli zusammengekommen und auch der Papst und die alte Königin von Neapel waren da. — Mittwoch abend kam ich nach Rom zurück.

Sonnabend, den 10. Gestern früh Visite bei Bunsen, der nochmals mit mir über meine künftige Stellung und die Schreiben ans Ministerium sprach. Er möchte mich gern gleich im Staate wo anstellen lassen, damit ich auf der Reise nicht der weltlichen

Kunst in die Hände falle; ich stemme mich aber mit allen Kräften dagegen, und so werden nun heute über acht Tage meine Schreiben unverändert abgehen mit seiner Empfehlung.

Gestern und heute habe ich einen Trauermarsch für Orchester auf den Tod des leider zu früh verstorbenen (neunundzwanzig Jahr alten) Bellini komponiert. Heute abend war zum erstenmal Singübung mit den Handwerkern; es waren aber nur vier gekommen.

Mittwoch, den 14. Heute abend wird mein Trauermarsch zwischen den beiden Akten der Oper Somnambule v. Bellini, die heute zum erstenmale wieder in Scene geht, aufgeführt im Theater Valle. — Sonntag abend schrieb ich an den Impresario Paterni und offerierte ihm denselben, Montag vormittag bekam ich die Antwort. Nach beendigtem Theater Montags, später als Mitternacht, war die erste Probe. Die Leute spielten schlecht, da sie von der schon ausgeführten Oper müde waren. — Ich hatte Montag nachmittag von 5 Uhr bis abends elf in einem fort gesessen und die Stimmen ausgeschrieben. — Aus der Probe sah ich, daß es besser sei, wenn das Tempo noch einmal so schnell wäre, und die Noten dagegen noch einmal so lang; und da habe ich denn gestern den ganzen Tag gesessen und die Stimmen noch einmal umgeschrieben. Die ersteren, welche nur etwas schwieriger zu spielen sind, sonst aber natürlich dasselbe enthalten, schicke ich nach Mailand an Ricordi, der den Marsch im Theater aufführen lassen mag, wenn er will und kann. — Heute vormittag um zehn habe ich Probe.

Um 1 Uhr nachts.

Die Probe vormittags ging gut; das Orchester sagte: Bravo, Nicolai. — Nachmittags schrieb ich den ersten Chor zur Hochzeitscantate für meinen Freund Bruny; die sposalizia si fanno demenica ventura. — Abends im Theater war gräulicher Spektakel; die Sänger wurden gepfiffen, da sie wirklich schlecht waren. So war denn die Stimmung des Publikums sehr ungünstig um meine Trauermusik aufzunehmen; dennoch wurde aufmerksam gehört und applaudiert. Ich hatte mich hinter die Kulissen des Theaters gezogen, um von da ungesehen hören zu können. Das Orchester spielte für Rom sehr gut.

Dienstag, den 20. Am Sonntag abend wurde im Hause Serny der Ehevertrag zwischen meinem lieben Freunde Bruny und

der Tochter des Hauses Angelica gefeiert. Wie lange haben beide diesen Tag herbeigewünscht. Sie lieben sich schon mehrere Jahre, aber ein Bruder der Braut und auch die Mutter waren gegen die Heirat und erst nach dem Ableben beider Personen hat man sich dazu verstanden. Bei den Römern wird der Ehekontrakt abgeschlossen, und nun sind die jungen Leute jedoch noch nicht vereint, wiewohl an diesem Tage die Freunde sich versammeln und lustig sind. Erst nach einigen Tagen (bei Bruny Donnerstag) werden sie völlig zusammen gegeben, nachdem sie in der Kirche getraut worden, und nun gehen sie gleich aufs Land, wo sie sich mehrere Wochen ungestörter Freude überlassen und von Visiten nicht gequält werden. Ich hatte in den letzten drei Tagen der vorigen Woche eine Kantate geschrieben, zu welcher der Advokat Visconti den Text nach meiner Angabe gemacht hatte, und der sehr gut gelungen war. Während ich ein Stück schrieb, wurde das andere schon immer brühwarm gesungen, und der Eifer unter den Einstudierenden kannte keine Grenzen! Das war noch einmal eine Künstlerwoche!

Den ersten Sopran sang Madame B. . . ., eine geistreiche Französin, die jede Feinheit der Komposition zu empfinden imstande ist. Schade, daß sie so schwach ist und ihre physische Kraft beim Singen manchmal von der innern Bewegung gebrochen wird. Ich habe unendliche Freude beim Schreiben und Einstudieren dieser Kantate gehabt, die mir, wie ich glaube, gut gelungen ist. — Wäre ich nie aus Deutschland gekommen, so hätte ich nie so geschrieben. Deutsche Schule muß da sein, das ist erste Bedingung, aber italienische Leichtigkeit muß dazu kommen. So ist Mozart entstanden, und wenn ich seinen Geist hätte, so könnte ich auch was Gutes machen!

Sonntag abend bei der Aufführung machte die Kantate nicht so großen Effekt, als wir gehofft hatten, obgleich des Lobens kein Ende war; dagegen als wir gestern abend wieder unter uns, im traulichen Kreise, ohne Zuhörer, ums Pianoforte saßen und sie wiederholten, — da empfanden wir wieder alle Seligkeiten, welche die Musik bieten kann. — Sie ist zu heilig, um nicht an Wirkung zu verlieren, wo sie sich zu vielem Gemischten auf einmal aufgetischt sieht. Man muß mit der lieben Muse gar zart umgehen!! — Wir sangen einiges aus dem zweiten Finale von Cosi fan tutte.

Heute vormittag setzte ich das Pianoforte-Arrangement zur Kantate. — Nachmittags war ich nach zwei Wochen Pause, während dessen ich durch andere Arbeiten beschäftigt war, wieder bei Baini. Er nahm mich jedoch freundlich auf, und ich zeigte ihm auch die Kantate. Daß diese nicht ganz schlecht sein kann, geht daraus hervor, daß der Eifer der Sänger dafür nicht erkaltet ist, sondern sie dieselbe auch nach der Aufführung noch immer wiederholen wollen.

November 1835.

Montag, den 2. Jetzt sind die Totenfeste, und die Sixtina, die den ganzen Oktober Ferien hat, muß nun fast täglich singen. Sonnabend hörte ich den Vesper in der Sixtina; sie sangen herrlich! es war ordentlich, als ob sich die Stimmen während der Ferien erfrischt hätten. Einige merkwürdig schöne und höchst originell harmonierte Psalmodien kamen vor, von denen ich zwei niederschrieb. Der erste oder einhundertzwölfte Psalm (denn beide fangen mit Beatus vir an, und ich konnte nur die Anfangsworte verstehen) war göttlich! Den muß ich noch haben.

Die mit der französischen Familie B. . . . . durch die Kantate angeknüpfte Bekanntschaft erhält sich noch und macht Fortschritte. Gestern abend hatte ich das Vergnügen, daß Herr B. . . . . nebst Frau und Tochter mich besuchten. Wir waren dann noch spät abends bei Serny zusammen, wo auch Bruny, der Glückliche, mit seiner jungen Frau sich befand.

Nachmittags kurzen Besuch der bekannten hübschen Fortunata mit ihrer Mutter und ihrem Bruder. Einfache gute Leute.

Dienstag, den 3. — Zu Mittag aß ich bei Lepri mit dem Regierungsrat Hagen, der gestern abend aus Sizilien und Neapel zurückgekehrt ist. Dann machten wir zusammen eine Visite bei Bunsen, der uns einlud, abends zum Thee wiederzukommen. Wir machten etwas Musik, der Tenor der Sixtina D. Paolo war da. Bunsen will durchaus den Choralgesang in den Kirchen wieder rhythmisch machen! Was wird aus unsrer Kapelle werden, wenn ich fortgehe und Niemand mehr da ist, der mit Händen und Füßen gegen alle diese Neuerungen strebt! — Was werden die noch für einen Gottesdienst zusammenbrauen! Der neue Geheimsekretär v. Usedom glaubt etwas von der Musik zu verstehen und bestärkt Bunsen immer mehr noch in seiner Idee.

Mittwoch, den 4. Früh. Fast die ganze Nacht hat mir von Mozart geträumt. Mir war, als ob ich ihn in einer kleinen Stadt als alten, kleinen, wohlaussehenden Mann wiederfände, und ich ihm erst nicht glauben wollte, daß er es sei, und als ich mich dann endlich davon überzeugte, tausend Thränen an seinem Halse vergoß.

Vormittags im Theater Valle. Die einaktige Oper l'ingamno felice di Rossini hat mir nicht gefallen. Bei einer gewissen Stelle fing zweimal das ganze Parterre an, laut mitzusingen, und dann beklatschten sie sich hinterher. Was man doch hier alles im Theater erlebt!

Donnerstag, den 5. — Zu Mittag aß ich mit dem Regierungsrat Hagen bei Bunsen. — Nach dem Essen wurde das Gespräch über Musik wieder sehr lebhaft zwischen Bunsen und mir, und ich konnte ihm nur mein Bedauern zu erkennen geben, daß er bei richtigem Gefühl so wenig Kenntnis der Sache besitze, wobei ich ihm offerierte, ihn in der Musik zu unterrichten.

Freitag, den 6. Vorm. bekam ich einen Brief von Bunsen, der mich zum Mittag einlud mit der Bitte, ihm nach Tische die erste Stunde zu geben. So ist es denn auch geschehen. Vorm. machte ich noch Baini einen Besuch. —

Bunsen schickte mir auch seinen Aufsatz, mit dem er meine Eingaben an das Ministerium vom vorigen Monat begleitet hat. Er ist jetzt, wie mir scheint, für mich eingenommen. Was man doch durch Beharrlichkeit durchsetzt!

Mittwoch, den 11. Wir kommen jetzt wöchentlich zweimal zusammen, einmal bei der französischen Familie B. . . . ., einmal bei Bruny, wo dann Musik die Hauptunterhaltung ausmacht und wir die Annehmlichkeit haben, immer ein Quartett von Sop. A., T. und B. zu bilden. Wir singen allerlei aus allen Musikperioden; neulich zwei lateinische Hymnen aus dem sechzehnten Jahrhundert von S. Calvisius. Sie machten einen merkwürdigen Effekt! —

Sonntag, den 15. Die Abende bin ich jetzt in der Regel entweder bei B. . . . s oder bei Bruny, wo wir gute Musik machen.

Sonnabend bekam ich einen Brief von Bunsen, in dem er die Wiedereinführung des Psalmodierens, der Antiphone und seiner sonstigen Gebräusel verlangt. Ich bin noch unentschlossen, jedoch

werde ich mich schwerlich dazu verstehen. Der greuliche Unsinn und die erlittenen Qualen des vorigen Jahres liegen noch zu sehr in meinen Gliedern.

Freitag, den 20. In diesen Tagen habe ich einen langen und sehr bittern Briefwechsel mit Bunsen über das Psalmodieren geführt. Ich wollte durchaus nicht, und er hat es nun endlich, aber nur mit Gewalt durchgesetzt. Gestern abend war zum erstenmal eine Probe bei ihm davon. Den Briefwechsel hebe ich mir auf. — Gestern, nachdem wir uns nach diesem famosen Briefwechsel zum erstenmal wiedersahen, herrschte natürlich eine fühlbare Spannung; jedoch wir beherrschten uns beide. — Heute abend haben wir wieder das Psalmodieren ableiern müssen. Es geht allerdings besser als im vorigen Jahr; ist doch aber etwas Geistloses. — Bunsen wird nun wohl einsehen, daß ich es nur aus Überzeugung nicht wollte. Ich that mein Möglichstes um es herzustellen.

Montag, den 23. Am Sonnabend abend war wieder meine Singübung mit den Handwerkern, die ich nun auch zum Psalmodieren anwandte. Die übrigen Sänger, mit denen ich Donnerstag und Freitag bei Bunsen probiert hatte, kamen hinzu. Es ging wirklich erträglich, und wenn erst die Sache auf mein Musikgehör nicht mehr geradezu einen beleidigenden und widerwärtigen Effekt machen wird, so werde ich nichts mehr als Musiker, aber noch immer als Mensch und Kirchenbeamter dagegen sprechen, — denn es ist was Geistloses und Mechanisches, und menschliche Kräfte können was besseres zum Lobe Gottes zustande bringen als Verse abschnattern. — Übrigens habe ich einen rechten Falsobordone aus der Sixtina dazu angewandt, den des achten Kirchentons.

Als mich Bunsen, Sonnabend abend, so nach allen Kräften die Sache ins Werk setzen sah, obgleich, wie er weiß, ich dagegen bin und es nur aus Gehorsam thue, da hat er doch wohl Achtung vor mir bekommen, und als wir uns im Hausflur der Kapelle allein sahen, küßten wir uns herzlich und ich konnte mich einiger Thränen nicht erwehren. — Er lud mich auch gestern, Sonntag, zum Essen ein; ich nahm es an, war aber sehr still bei Tische. —

Gestern abend, Sonntag, als ich vom Essen bei Bunsen zurückkam, hatte ich zum erstenmal Singakademie bei mir und überhaupt zum erstenmal Gesellschaft mit Damen in meinem Hause. Ich

habe, um dies bewerkstelligen zu können, ein neues Quartier genommen, wohin ich vorgestern, Sonnabend, gezogen bin. Ich habe ein hübsches Schlafzimmer auf der Sonnenseite und ein großes Zimmer nach vorn heraus auf der Nordseite; ich zahle acht Scudi monatlich. Also habe ich zugelegt! — Gestern, Sonntag, war 1) Festa di St. Cecilia, 2) Geburtstag der Madame B....., 3) Bruny und Angelika vier Wochen verheiratet. Es war eine Gesellschaft von etwa zwanzig Personen bei mir, worunter Mad. B..... und Tochter, Signora Bruny, Signora Mercuri und Frau Platke (eine Deutsche, die mir jedoch ziemlich unangenehm ist). Wir sangen erst altitalienische Musik. Dann einiges aus meinem zehnstimmigen Psalm. Dann Brunys Hochzeitskantate. Danach gingen die Fremden fort, und wir blieben im traulichen Kreise bis Mitternacht zusammen, sangen Volkslieder vierstimmig am Kamin („Passe temps après de la cheminée“ ou „La fin ordinaire de nos conversations“, unter diesem Titel hatte ich vormittag der Madame B..... ein Geschenk mit einer Sammlung Volkslieder gemacht,) wir tanzten sogar, und ich hatte eine tüchtige Bowle Glühwein kommen lassen. — Herrliches Leben gestern abend. Als sie fortgingen, hörte ich noch auf der großen Piazza di Spagna „Quando vidi la Rosina“ anstimmen. Begeistertes Volk, diese Italiener! —

Februar 1836.

Dienstag, den 23. Ich bin, Gott sei Dank, immer gesund gewesen. — Der Karneval ist nun vorbei. Er war eben so munter, vielleicht noch munterer als die frühern, obgleich in diesem Jahr wenig Fremde hier sind. — Ich habe im Karneval alles mitgemacht, mich mehrmals maskiert: als Dame, Teufel, Mohr, Stutzer mit Bart. Dennoch ist die melancholische Stimmung, in der ich mich besonders durch den gänzlichen Mangel an Antworten auf meine Briefe befinde, vorherrschend geblieben, und meine Freude war immer nur eine augenblickliche. —

Der König hat mir abgeschlagen, eine Unterstützung zu einer ferneren Reise zu bewilligen; dagegen habe ich die Gratifikation von 250 Thlr. erhalten. Ja, lieber Gott, die mußte er mir wohl geben, denn es ist unmöglich ohne dieselbe in Rom auch nur zu essen, und ich habe jetzt fast alles (bis auf 150 Scudi) im

vorigen Winter Zurückgelegte zugesetzt. Die offizielle Antwort des Ministeriums auf mein Entlassungsgesuch u. s. w. erwarte ich noch.

März 1836.

Dienstag, den 1. Der berühmte Komponist Donizetti ist jetzt hier; er hält sich mehrere Tage auf. Ich habe seine Bekanntschaft erneuert; er ist sehr liebenswürdig. Vor mehreren Tagen war er an einem Vormittag bei mir; ich spielte ihm mein letztgeschriebenes Duett vor, wobei er mir manchen Rat gab, der von seiner großen Meisterschaft zeugte, namentlich Theaterpraxis. Ich habe ihn noch öfter sonst gesehen und erwarte ihn auch noch einmal bei mir. Neulich morgens tranken wir eine Flasche Champagner bei mir, den ich gern für seinen Rat zahlen konnte. Ich nehme jetzt Violinstunden.

Sonnabend, den 5. Donizetti ist noch einmal bei mir gewesen und hat die Partitur des Duetts von neuem durchgesehen und nochmals einige Änderungen geraten. Ich stehe gut mit ihm. Vielleicht kann diese Bekanntschaft mir die Gelegenheit verschaffen, mit einer Oper aufzutreten. Donizetti ist während seines Hierseins der Glanzpunkt der Gesellschaften.

Montag, den 7. Donizetti hat mir gestern eine Art Zeugnis in Form eines kurzen Briefes an Ferretti gegeben, worin er sich vorteilhaft über mich ausspricht. Ich denke es zu benutzen, um mir die Gelegenheit zu verschaffen, eine Oper zu schreiben. Er ist heute nacht nach Neapel abgereist.

Palmsonntag, den 27. Die heilige Woche ist nun wieder da und also wahrscheinlich die letzte, die ich in meinem Leben in Rom zubringe. Darum will ich denn auch noch die Sixtina recht fleißig hören und nichts versäumen. Heute kommt das wunderschöne Stabat mater a 8 von Palestrina vor! es war göttlich anzuhören, man sah die Engel mit der Mutter Claciti weinen! — sie sangen schön! —

Aschermittwoch, den 30. — Das Miserere a 10 von Baini. Es ist durchaus keine gute Komposition; es sind eine große Menge unvorbereiteter Eintritte und verminderter Septimenakkorde und Dominantenakkorde darin; auch sogar Melodietrivialitäten: zweimal [Notenbeispiel] was wahrhaftig so unpalestrinasch als möglich ist. Überhaupt gehört die heutige Musikaufführung zu den schwächsten in der Sixtina.

6*

Gründonnerstag, den 31. Unsre Gesandtschaftskapelle beginnt jetzt immer schon morgens 8 Uhr in allen diesen Tagen, um vor zehn beendigt zu haben und noch nach der Sixtina zu kommen. Da haben wir denn also viel zu thun. Ich bin in allen diesen Tagen sehr unwohl gewesen. Heute kehrte ich deshalb von unsrer Kapelle vormittags nach Hause zurück, besonders da ich alle diese Zeremonien von heute schon voriges Jahr gesehen habe.

Nach der Sixtina geht man gewöhnlich noch zum St. Peter hinunter, wo in der Kapelle die Sänger von St. Peter das Miserere singen; es ist von neuern Meistern: Zingarelli, Fioravanti u. s. w. Die Engländer, die sich hier in großer Menge versammeln, geben nicht selten dieser Musik vor der der Sixtina den Vorzug, was ihnen zu verzeihen ist.

Charfreitag, den 1. Um acht unsre Kapelle. — Ich hatte einigen von den Sängern meiner aus Handwerkern gebildeten Singschule einen vierstimmig gesetzten Falsobordone eingeübt, worauf wir die Antiphonen unsrer Choräle sangen; es ging sehr gut. — In der Sixtina hörten wir hierauf die schönen Improperj von Palestrina. Das Tempo wird außerordentlich langsam genommen. Die heutige Feierlichkeit ist sehr schön und würdig. Nachmittag habe ich wegen Krankheit das Miserere versäumt, doch ist es, wie gesagt, beinahe dasselbe als gestern. Auch ist Don Mariano, der erste Sopran, heute nicht gekommen, weil er nicht mehr hat aushalten können. Der Dienst der Sixtinischen Sänger in dieser Woche ist in der That außerordentlich. In der Kapelle im St. Peter (Capella del Covo) sang man ein frivoles Miserere, von wem, weiß ich nicht, und ich kam noch gerade zum Ende desselben in St. Peter an. Die Funktion in der Sixtina war heut eine Stunde früher beendigt als gestern. Das war der Grund, warum ich zu spät kam und es versäumte. Um die Sixtina zu hören stand ich noch besonders aus dem Bett auf und nahm mir einen Wagen, und nun kam ich doch zu spät! das war mir sehr verdrießlich, denn ich hatte die ungeheuerste Migräne.

Sonnabend, den 2. Früh morgens fuhr ich nach St. Giovanni Laterano, wo im Batisterio die Taufe der bekehrten Juden und Türken sein sollte — in gänzlicher Ermangelung wurde jedoch heute ein christliches Kind getauft. Die Zeremonien finden sich im Uffizio unter dem heutigen Tage angezeichnet und wurden vom

Kardinal Vicario Odescalchi verrichtet. Von da nach der Sixtina. Hier wird heute erst eine Menge Cantus firmus, die Prophetion, gesungen. Die Melodie dazu, die auch sonst oft vorkommt, (siehe in meinen Lektionen bei Baini) ich habe sie, wie vieles andere, während des Singens nachgeschrieben. Ebenso die Litanei. Hierauf kommt die Messe. Das Kirie, langsamer, würdiger sehr alter cantus firmus. Hierauf stimmt der Papst das Gloria in excelsis an, zugleich werden alle Glocken wieder geläutet und die Kanonen auf der Engelsburg gelöst. Der Chor fällt mit dem sechsstimmigen Gloria aus der Messe dell Papa Marcello von Palestrina ein. Diese ganze Messe hat einen sehr imposanten und ernsten Charakter, wegen der tiefen Stimmenmischung: Zwei Bässe. Das Credo bleibt aus. Sancto und Benedictus aus derselben Messe; hierauf stimmt der Papst Alleluja an, er singt es dreimal, und die Kapelle antwortet jedesmal. Er singt jedesmal einen Ton höher, was nicht leicht ist — doch machte er es sehr gut, der alte Herr, da überhaupt Gregor XVI. in allem, was zu dem höchst kombinierten Aktus gehört, sehr bewandert sein soll. Seine Stimme ist ein starker, etwas hell klingender Baß.

Sonntag, Ostern. Es hat den ersten und zweiten Feiertag heftig geregnet. Darum hat weder die Erleuchtung der Peterskuppel noch die Girandola stattfinden können. Deshalb bin ich auch Sonntag früh nicht in den Peter gegangen und habe also weder die Musik daselbst gehört noch die Benediction gesehen. Es ist zwar die Sixtina, die an diesem Tage in St. Peter singt, doch hört man wenig davon wegen der ungeheuern Menschenmenge und des Spektakels, und auch weil sich die Musik in dem zu großen Raum verliert. Vocaliter hält, wie auch Baini sagt, im Peter nur Palestrina aus und auch dieser kaum. Neuere Musiker würden ganz verschwinden. Das Posaunengeblase, dessen ich mich von den beiden vorigen Jahren erinnere, und das sich hören läßt, wenn der Papst das Sakrament nimmt, ist wirklich niederträchtig; übermäßige Sexten und verminderte Septimen, und weiß der Teufel was, kommt darin vor. Es sticht greulich gegen die Sixtina ab, ist aber sehr deutlich zu hören.

Mai 1836.

Montag, den 9. Ich habe nun meine Entlassung und eine abermalige Gratifikation von 150 Thlr. zur Rückreise vom

Ministerium erhalten und bin nun in diesem Augenblick ein freier Mensch mit etwa 400 Scudi barem Gelde. Wenn das Wetter gut und ich gesund geworden sein werde, so gehe ich zuerst nach Neapel. Ich gehe jetzt mit der Idee um, eine italienische Oper zu schreiben.

Dienstag, den 10. Gestern habe ich den Vatikan noch einmal besucht und dabei zugleich zum erstenmal die Bibliothek gesehen d. h. die Säle derselben. Sie ist außerordentlich groß und schön in Ordnung. Monsignor Mezzofanti war nicht zu Haus; ich werde ihn nochmals aufsuchen. Ich habe noch einmal alle Säle des Vatikanischen Museums durchlaufen. Die Gemälde im Appartamento Borgia sind schon sehr unkenntlich und vergraut. Die Corridore di Bramente und die Chiaramonte interessieren mich wenig; es sind lauter alte Büsten und Inschriften und nur für echte Archeologen genießbar; ein wenig mehr der Braccio nuovo. Im Museo Clementino bewunderte ich nochmals den Laokoon und den Apoll von Belvedere. Die Gemäldesammlung hat der jetzige Papst schon wieder umsetzen lassen, so daß sie nicht mehr mit den Nachweisungen Neugebaurs übereinstimmt. Das ewige Umändern im Vatikan ist sehr unangenehm. Mir gefällt hier vor allem eine Auferstehung Christi von Rafaels Lehrer Pietro Perugino, mehr als alles andere. Die berühmte Rafaelsche Himmelfahrt ist mir wegen des verfluchten schielenden Jungens immer gestört worden. Ich bin nicht Kenner genug. Aus demselben Grunde kann ich Dominichinos berühmte Freska in Grotta Ferrata, die Austreibung des Teufels durch den h. Nilus, nicht leiden. Die Stanzen Rafaels sind für mich das schönste der Malerei, und besonders das letzte (oder vielmehr erste) Zimmer, die Schlacht Konstantins vorstellend. Die Logen interessieren ebenfalls sehr, sind aber wegen des ewigen Hinaufsehens erschrecklich ermüdend zu besehen.

Sonnabend, den 14. Im Teatro Valle ist heute abend ein sehr seltener Fall vorgekommen. Der spanische Pensionär Tomas Genoves sah in der Generalprobe, Freitag abends, voraus, daß seine Oper, die heute abend in Scene gehen sollte, ausgepfiffen werden würde, denn man pfiff bereits in der Probe. Er hat sich sämtliche Stimmen ins Haus bringen lassen, um zu korrigieren, und Sonnabend konnte man weder ihn noch die Musik finden, so daß das Theater keine Vorstellung hatte und die bereits gekauften Billets zurückzahlen mußte.

Sonnabend, den 29. Ich betreibe jetzt so eifrig als möglich die Unterhandlungen mit dem Theater Valle, um für dasselbe zum Herbst eine Oper zu schreiben.

Gestern abend bei Ferretti ließ sich ein Improvisator hören. Das Gedächtnis desselben war in der That erstaunlich! Er setzte sich eine Riesenaufgabe. Er diktierte nämlich drei verschiedenen Personen drei verschiedene Sonette auf dieselben Reime über einen gegebenen Gegenstand, die jedoch so gemacht waren, daß das zweite die Fortsetzung des ersten und das dritte die Fortsetzung des zweiten bildete. Zuerst diktierte er die ersten Verse aller drei Sonette, dann die zweiten aller drei Sonette u. s. w. — Um aber die Größe seines Gedächtnisses genügend zu zeigen, hielt er mit dem Diktieren nach gewissen Abschnitten inne und machte inzwischen ein Gedicht aus dem Stegreif auf gegebene Worte über einen andern Gegenstand, wo denn doch natürlich seine Phantasie von den Sonetten abgelenkt wurde, zu denen er dann wieder zurückkehrte und fortfuhr, sie zu diktieren. Als er sie zuletzt alle drei hintereinander vorlas, standen sie im schönsten Zusammenhang. Es war der bekannte Advokat Regaldi.

Juli 1836.

Sonnabend, den 2. Heute abend um Ave Maria (8 Uhr) werde ich Rom verlassen, um meine Mutter in Warschau zu besuchen. — Trotz der mir bevorstehenden Freude des Wiedersehens möchte ich weinen, und habe schon geweint! —

Vor zwei Wochen war ich mit dem General v. Lepel und seiner Frau iu der Villa di St. Paolo des Monsignore Pontini, zwischen Frascati und la Colonna, wo wir vierzehn Tage angenehm zubrachten. Dann erhielt ich Mutters Brief, den ich so lange erwartete, und so habe ich mich denn zur plötzlichen Reise entschlossen. — Den 30. Juni abends waren wir noch im Kolosseum und sangen von meinen vierstimmig gesetzten Liedern. Madame B....., de Dominicis, Sardi und ich. — Eugenie B..... ging an meinem Arm und gab mir Liebeszeichen. Das gute Mädchen! Schade, daß sie so wenig Charakter hat!

Wir aßen zu Abend kalt im Kolosseum. Der Maestro Genoves und noch viele andere waren da. Es war ein schöner Abend!

Adieu! Göttliches Rom! Auf Wiedersehen!

Macerata, Donnerstag, den 7. Ich muß mich des letzten Abends in Rom, Freitag, den 1., im Hause B. . . . . und des höchst gleichgültigen Abschieds, den sie von mir nahmen, erinnern. Wirklich, ich will auch von niemandem mehr glauben, daß er mir gut sei. Ich hätte geglaubt, Eugenie würde weinen, wenn ich ging, und statt dessen lachte sie! Wie konnte ich Narr aber auch tiefes Gefühl bei einer Französin voraussetzen! Dennoch war meine Eitelkeit so höchst gekränkt, und dabei der bevorstehende Abschied von Rom überhaupt mir so schmerzlich, daß ich mich beim Weggehen schon kaum mehr halten konnte und auf der Treppe schon die Thränen gewaltsam hervorbrachen. Sardi und Dominicis wollten mich begleiten und noch zu guterletzt zu Abend mit mir essen, ich konnte es aber vor Unmut nicht aushalten und ließ sie allein. — Sonnabend konnte endlich vor den vielen Geschäften, welche die Abreise stets verursacht, und der Gemeinheit der gierigen Dienstboten, Wirtsleute u. s. w. von edlern Gefühlen nicht mehr die Rede sein, und so fuhr ich denn abends um Ave Maria ab. Sardi, Genoves, (der bald nach Madrid zurückzukehren gedenkt) de Dominicis und Herr Vollard kamen noch auf die Post, um mich zu sehen.

Die Reise ging rasch vorwärts; ich schlief viel.

Ich hatte von Rom aus an Mrs. Watts, eine Engländerin, die ich dort kennen gelernt hatte und die sich in Macerata später mit ihrer Tochter heimisch niederließ, geschrieben, daß ich in Macerata ein Konzert bei der Durchreise geben wolle, wenn man dasselbe vorher arrangieren könnte und ich dadurch nicht zu sehr aufgehalten würde. Bei meiner Ankunft auf der Post in diesem Ort, fand ich schon das mich erwartende Dienstmädchen der Mrs. Watts. Sie führte mich in das Haus derselben, wo ich sehr freundlich aufgenommen und eingeladen wurde, einige Tage zu verweilen, wenn auch der Jahreszeit wegen auf Veranstaltung eines Konzerts nicht zu rechnen sei. Da ich sehr müde war, so nahm ich gern das freundliche Anerbieten an. Es war Montag, den 4. abends. Zum Dienstag abend lud Mrs. Watts einige Personen ein. Die Tochter Katarina, schon alt, etwa 35 Jahr, spielte selbst ein Trio von Czerny; sie ist sehr furchtsam und trotz ihres Alters höchst jungfräulich. Auch ich spielte mit vielem Beifall. Am folgenden Morgen machte mir Mrs. Watts den Vorschlag, einige Wochen bei ihr zu bleiben bis die große Hitze vorüber ist, und in

der That, sie hat recht. Schon bei der kurzen Reise von Rom hierher haben wir unendlich gelitten, wie würde es nun erst sein, wenn ich noch fast einen Monat lang meine Reise immer fortsetzen wollte, zumal ich leidend bin. So habe ich es denn angenommen und werde hier in Maccerata etwa sechs Wochen zubringen. Ich werde Katarina täglich eine Stunde geben und von ihr dafür eine im Englischen erhalten.

August 1836.

Bologna, Dienstag, den 30. Meinem Vorsatz gemäß, blieb ich im Hause von Mrs. Watts in Maccerata. Das Leben ging dort ziemlich angenehm hin. Des Morgens gab ich und nahm ich die mit Katarina verabredeten Lektionen, die mich aber oft in die übelste Laune versetzten, da Katarina ohne alle natürliche Anlage ist. Im Englischen habe ich einige, jedoch wenige Fortschritte gemacht, da die Unregelmäßigkeit und gänzlich sinnlose Willkürlichkeit der englischen Aussprache mir einen Widerwillen gegen diese Sprache einflößte. Überdies hatten wir zur Lektüre ein englisches Buch, Anecdots of music, gewählt, welches so viel mich Beleidigendes, schiefe Kunstansichten (englische) enthielt, daß ich oft nicht anders konnte, als meinem Unwillen in bittern Exklamationen Luft machen. —

Die beiden englischen Damen sind voll von Vorurteil und unterdrücken jede natürliche Regung aus Grundsatz und Erziehung. Es ist ein Greuel. Höchst ekelhaft war der alte schwarze Pudel, zahnlos, stinkend, ohne Haare und krank, den Mrs. Watts wie ihr Schoßkind behandelte, fütterte, küßte u. s. w. Auch dies, glaube ich, aus Grundsatz.

Am 22. verließ ich Maccerata.

Bologna ist wegen der stets fortlaufenden Arkaden sehr angenehm. Man leidet weniger von der, in diesen Tagen unausstehlichen Hitze. — An ein Konzert werde ich nicht denken können, da jetzt fast die ganze schöne Welt Bolognas in Campagna ist.

Eine sehr angenehme Bekanntschaft habe ich an dem Signor Francesco Aria, einem jungen lebenslustigen Mann und großem Theaterliebhaber, gemacht. Der Maestro Genoves hatte mir einen Brief an ihn mitgegeben. — Aria lud mich zu einer Landpartie nach Castell St. Pietro ein, wo wir gestern, Montag, den ganzen Tag sehr angenehm und heiter zubrachten. Es waren etwa

zwanzig junge Leute dort. Man war sehr lustig im Hause eines Herrn Zanoni und speiste sehr gut. Von den excellenten Weinen des Landes bekommt man erst einen Begriff, wenn man so bei den Gutsbesitzern ißt. — Ich setzte vor Tafel schnell ein Lied in Musik, was eben so ex impromptu von einem der Anwesenden gedichtet wurde und bei Tafel mit Jubel gesungen ward. Schon kenne ich die beste Jugend Bolognas und bin kaum zwei Tage hier. Man zeigte sich recht liebenswürdig gegen mich, sowohl als Fremden, wie als Maestro. Der Sohn Pilottis befand sich auch in der Gesellschaft. (Sein Vater war Direktor des Liceniums in Bologna und hatte eine Messe komponiert, die sich fast durch nichts von italienischer Opernmusik unterscheidet; er hat sonst in Italien einen Ruf als Kontrapunktist und gelehrter Musiker.) Der gute Humor der Italiener ist bewunderns- und beneidenswürdig. Es war ein vergnügter Tag gestern. Schade, daß keine schöne Frauen dabei gewesen. Das Ganze erinnerte mich oft an unsre Liedertafel in Berlin. Das Leben eines Maestro ist doch so übel nicht! —

Traurig ist der politische Zustand Bolognas seit 1831. Die Universität ist geschlossen. Der junge bolognesische Adel darf sich kaum aus den Thoren der Stadt begeben. Die Fremden müssen, wenn sie sich hier aufhalten wollen, Personen nennen, die für sie garantieren. Aria darf in kein angrenzendes italienisches Land gehen, und so die meisten. — Die Gesellschaft, in der ich gestern war, scheint größtenteils aus solchen jungen Männern bestanden zu haben, die dem (traurigen) Priester-Gouvernum nicht geheuer sind. Ich denke, mir wird das nicht schaden.

Ich erhielt heute die Nachricht, daß in der Akademie zu Berlin ein Theologie-Studierender den musikalischen Preis vom 3. August d. J. gewonnen habe. Ist das nicht eine Schande für uns Musiker?! —

September 1836.

Freitag, den 2. Gestern früh kamen die Schüler Pilottis zu ihm ins Haus, um ihm ihre Arbeiten zu zeigen. Es waren sechs wackere junge Leute da mit größtenteils fünfstimmigen Doppelfugen. Ich glaubte, daß man in Italien gar nicht mehr so Kontrapunkt studierte. Pilotti ist ein sehr guter Kontrapunktist, aber seine Gedanken sind eben nicht männlich, d. h. die Themas. Es ist in Haendel und Bach und in deutscher Schule überhaupt doch ein

andrer Saft! Zur kräftigen Männlichkeit und Erhabenheit können die Italiener sich nicht aufschwingen. Außerdem sind die Musiken Pilottis sich alle ähnlich wie ein Ei dem andern, obgleich mit großer Instrumentalkenntnis geschrieben. Sie erinnern mich an die ebenso langweiligen Erzeugnisse des Cav. Neukomm.

Freitag, den 9. Ich lebe sehr angenehm hier. Fracesco Aria bringt mich täglich in neue Gesellschaften, größtenteils in Campagna, nahe bei Bologna, wo jetzt die ganze vornehme Welt lebt. — Ich habe die Signora Tibaldi, welche früher in Berlin in der Königsstadt Furore machte, hier gefunden; sie spricht mit großer Liebe von Berlin. Jetzt ist sie hier sehr gut verheiratet an einen Bankier.

Ich befinde mich unwohl, namentlich leide ich an großen Magenbeschwerden.

Sonnabend, den 10. Gestern war ich im Liceo filarmonico! Welche schauderhafte Unordnung in der vom Padre Martini hinterlassenen Sammlung! Nicht einmal ein Katalog existiert! Alles steht durch- und übereinander wie Kraut und Rüben, und jeder nimmt davon, was er will! — So geht das Schöne zugrunde!

Freitag, den 23. Ich habe im Liceo gute Acquisitionen gemacht. Viele alte schätzenswerte Kompositionen habe ich unter dem Wust herausgeholt und werde dafür eine Kleinigkeit bezahlen.

Gestern erhielt ich von der Post das Patent als königl. preuß. Musikdirektor.

Das Bologner Cimiterico (Begräbnisplatz) ist sehr schön und großartig.

Dienstag, den 27. Zum erstenmal in meinem Leben stehe ich mit einem Mädchen in einem ernsthaften Versprechen. Adelaide J. . . . ., welche überaus heiratslustig ist, hat mir die Worte einer Erklärung fast aus dem Munde gezogen, und ich habe sie ausgesprochen. Das Mädchen ist reich, aber häßlich. Schon bereue ich meine Übereilung.

Die Familie J. . . . . lebt etwa eine italienische Meile entfernt auf einem sehr schönen Landsitze. Ich bin wieder einmal recht unentschlossen!! — In Deutschland ist die Cholera! und ich soll hinein? —

Oktober 1836.

Sonntag, den 2. Ich habe nun hier fast fünf Wochen zugebracht und muß ernsthaft daran denken, einen ordentlichen Schritt vorwärts für die Zukunft zu thun! — Wenn man so fast rein dem Nichtsthun und dem Vergnügen lebt, als ich diese Zeit in Bologna, so ist es doch auf die Dauer unmöglich auszuhalten. Ich bin fast wöchentlich zwei- oder dreimal in neue Gesellschaften in der Campagna gebracht worden, wo man fast überall tanzt. — So habe ich denn, da ich den Walzer gut verstehe, mit manchem Mädel einen freundlichen Blick gewechselt. — Was das schlimmste ist — ich bin wirklich in Adelaide J. . . . . ein wenig verliebt! Wenigstens quält mich die Eifersucht, wenn ich andere mit ihr schön thun sehe. Wir Männer, (ich wenigstens), sind sehr schwach; ich glaube, wir lieben mehr aus Eitelkeit als aus Neigung! Wenn mich ein Mädchen merken läßt, daß sie mich lieb hat, so kann sie sicher sein, mich in ihr Netz zu ziehen. — Ich habe Adelaide in vergangener Woche fünf Abende gesehen. — Doch muß ich mich losreißen, — die Ehe würde nur unglücklich ausfallen — ich glaube, sie liebt mich eigentlich nicht, sie sucht nur jemanden, um zu heiraten.

Ich habe nun den Entschluß gefaßt, die Reise zu meiner Mutter nach Warschau noch aufzuschieben und Italien nicht zu verlassen, bis es mir gelungen ist, eine Oper hier zu schreiben. Deshalb werde ich nun in der nächsten Woche nach Mailand abreisen, wo ich diesen Plan auszuführen hoffe.

Das einzige, was ich für meine Kunst von dem Aufenthalt in Bologna gewonnen, sind die aus dem Liceo gekauften alten Noten. — Und ein achtstimmiges Pater noster, was ich, bei Ansicht so manchen alten Meisterstücks, zu komponieren Lust bekam. — So wie die alten italienischen Meister schreibt doch niemand mehr! Die wahre Kunst ist tot! —

Dienstag, den 4. In der Vesper gestern, die in der Kirche St. Petrarca mit großem Orchester aufgeführt wird, hörte ich, daß man ein Stück noch einmal von vorne anfangen mußte!! —

Freitag, den 7. Das Geschick scheint mich in Bologna festhalten zu wollen. Gestern früh um 5 Uhr sollte ich nach Mailand abreisen; der Wagen war schon bestellt, und ich fuhr mit

Aria Mittwoch abend noch zum letztenmal zu J. . . . . s hinaus, um Abschied zu nehmen. Adelaide war sehr gut: wir küßten uns und wechselten sogar Ringe.

Wir fuhren etwa um 10½ Uhr wieder in die Stadt hinein, Aria ging noch ins Theater und ich nach Hause, wo ich alles zur Abreise packte. Dann hatten wir noch nach Mitternacht ein Rendezvous im Kaffee de Servi: hier verbreitete sich auf einmal die Nachricht vom Tode der Malibran, und sogleich wurde festgesetzt, daß ich den nächsten Morgen nicht abreisen, sondern für das Theater Communale eine Trauerkantate schreiben sollte. Wir gingen noch gegen 2 Uhr nachts zum Direktor, Marchese Zeppi, um seine Bestätigung einzuholen, und so ließ ich denn Donnerstag früh den Wagen ohne mich fahren und sitze nun wieder, vielleicht für einige Wochen, in Bologna! Den Plan zur Kantate habe ich bereits gemacht; es sollen lebende Bilder darin vorkommen.

Adelaide wird zufrieden sein, daß der Zufall mich gefesselt hat! — Wie wird nur unser Verhältnis Ende nehmen?

Dienstag, den 29. Nun wird denn doch wohl mein Aufenthalt in Bologna ein Ende nehmen! Nachdem ich den Plan zur Kantate der Direktion mitgeteilt hatte, setzte ich mich sogleich an die Arbeit, und in etwa acht oder neun Tagen hatte ich die Kantate beendigt. — Der Impresario Alessandro L. . . . . ist einer der größten Lumpenhunde, die auf dieser Erde anzutreffen sind: er schindet alle Menschen, die mit ihm in Berührung kommen und sucht jedem das Blut auszusaugen. Als Bezahlung für meine Arbeit hatte ich nichts verlangt, mir jedoch ausbedungen, daß das Eigentumsrecht mir verbleiben sollte, und daß ich die Kantate nur für die erste Vorstellung dem Impresario umsonst überließe. — Die Arbeit war ungefähr in den letzten Tagen des vorigen Monats fertig, und ich drängte nun, die Aufführung zu beschleunigen. Das ging aber durchaus nicht, wie ich gehofft hatte. Der Impresario wollte die bedeutenden Ausgaben, welche die lebenden Bilder in der Art, wie ich sie entworfen hatte, kosten mußten, nicht machen und ein andrer wollte sie auch nicht übernehmen, und so zog sich denn unter Hin- und Widerstreiten ein ganzer Monat hin. Endlich entschied sich L. . . . . die ganzen Ausgaben zu übernehmen, wenn ich von den Bildern die letzte Scene, die den Parnaß im Großen vorstellen sollte, verringern wollte. Ich mußte am Ende, um die

Sache nur zur Aufführung zu bringen, zu allem ja sagen, und das war mein Unglück, denn die schändliche äußere Ausstattung hat der Musik den Hals gebrochen.

Am 21. d. M. kam die Sache zur Aufführung. Der Chor bestand etwa aus 103 Sängern, die sich zusammengefunden hatten, und obwohl die Ausführung nicht mit deutscher Präcision vonstatten ging, so war sie doch ziemlich gut. — Die Ouvertüre wurde applaudiert und auch mehrere Chöre der Kantate, z. B. der Männerchor und der Chor ohne Orchester. Aber die lebenden Bilder, für welche die Italiener überhaupt keinen Sinn haben, waren dermaßen schlecht vorgestellt, daß das Publikum darüber lachte und am Schlusse der Kantate nicht applaudierte. So fiel ich denn aus allen meinen Himmeln. Die Familie J. . . . . war natürlich im Theater, welches überaus voll war, und meine verletzte Eitelkeit wurde eben durch Adelaidens Dabeisein in den ärgsten Mißmut gesteigert. Freilich sagten alle, daß man gegen die Musik nichts einwenden könne, sondern, daß die ganze Schuld auf die Kleinlichkeit der bildlichen Vorstellungen zu schieben sei; aber das kann mich wenig trösten, da ich bei andrer Ausführung auf Vorrufen und späterer Wiederholung der Kantate, (an einem andern Tage) gerechnet hatte. Ich war tief gekränkt und das um so mehr, weil ich fühle, bessere Anerkennung verdient zu haben, und weil ich in Adelaidens Augen gewinnen wollte. — Bologna! warum hast du mir das gethan? —

Von Adelaiden, an der ich wirklich mit einer Art von Leidenschaft hing, sehe ich mich einem andern, sehr jungen Mann hintangesetzt! Es ist recht gut so — es schmerzt mich sehr — aber ich kann um so eher mich zur Abreise entschließen! Wenn ich nur Kraft genug besitze, mich nicht mit ihr auszusöhnen, wozu sie gewiß Gelegenheit suchen wird. — O Weiber, Weiber, Otterngezüchte! An Treue und Liebe ist bei ihnen kaum mehr zu glauben! Und ich bin auch wirklich viel zu sentimental! Wenn ich nur alle Sachen mehr auf die leichte Achsel nehmen könnte! Bologna ist für mich eine treffliche Schule gewesen! Alle die jungen Leute, die ich hier kennen gelernt habe, und derentwegen ich immer das Kaffee de Servi besuchte, und die im Theater den Ton angeben, an ihrer Spitze Francesco Aria, verließen meine Fahne am Abend der Aufführung der Kantate, — sie hätten wohl dem Ausgang eine andere Wendung geben können,

wenn sie gewollt hätten! — Ich bin betrübt, betrogen, an Geld viel ärmer, aber an Erfahrung viel reicher!

Nach der Aufführung wollte mir nun der Impresario L. . . . . noch sogar die Musik vorenthalten und der mündlichen Verabredung entgegen die Stimmen an den Kopisten B. . . . . verkaufen, damit dieser sie wieder verkaufen möge, wie es denn hier in Italien der Schandgebrauch ist, wo sich Impresarien und Kopisten vom Fett der Komponisten nähren. — Ich habe es aber durchgesetzt, daß die sämtlichen Stimmen mir haben ausgeliefert werden müssen.

Bunsen hat wohl recht: kein scheußlicheres Volk giebt es, als Theatergesindel! —

Dezember 1836.

Donnerstag, den 1. Rossini ist jetzt in Bologna, welches eigentlich sein Wohnort ist, wo er Haus und Hof hat und seine Frau und seinen Vater. Den letzteren, einen äußerst muntern Alten, hatte ich schon früher kennen gelernt, ihm selbst wurde ich am vergangenen Sonntag im Hause J. . . . . vorgestellt, wo er zu Mittag gespeist hatte, und wo ich seinetwegen gegen Abend hinging. Er ist noch nicht alt und hat ein galantes Gesicht. Die ganze Welt spricht schlecht von seinem Charakter, es soll kein wahres Wort aus ihm kommen. Kann man denn ein so großer Künstler und dabei schlechter Mensch sein? Ich werde ihn morgen in seinem Hause aufsuchen. — Er sprach Sonntag abend über Beethoven und stellte dessen Klaviermusik über seine andern Kompositionen.

Sonntag, den 4. Jetzt halte ich mich nur noch Rossinis wegen hier auf. Ich war bei ihm, er empfing mich sehr artig und forderte mich selbst auf, ihm einiges von meinen Arbeiten zu zeigen. Er versprach mir einen Brief nach Mailand. Ich war gestern und vorgestern morgens bei ihm. Er lebt hier sehr einfach, geht früh schlafen und steht früh auf. Ich habe übrigens Rossini nicht so falsch gefunden, als er ausgeschrieen wird: er hat gelobt an meinen Arbeiten und getadelt.

Adelaiden habe ich seit Mittwoch nicht gesehen — es drängt mich doch sehr, sie zu sehen! Wenn ich sie nur erst ganz vergessen hätte! —

Piacenza.

Mittwoch, den 14. Ich habe nun also Bologna verlassen! — Der Abschied von Adelaiden ist mir nicht so sauer geworden,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] 1817.

[illegible]

Bekanntschaft einer anderen, und so bin ich denn in kurzer Zeit in Mailand recht bekannt geworden. Es fanden im Karneval außerordentlich viele Ballfeste statt, und ich habe noch in meinem Leben niemals so viel getanzt als diesmal. Der glänzendste Ball, den ich mitmachte, war der beim Gouverneur. Hier fand ich die beiden Marchesinnen Olivazzi, die vor drei Jahren mit ihrer Mutter in Salzbrunn waren, wieder. Die Mutter ist tot, die ältere Schwester an einen Herrn Bassi verheiratet; sie ist eine schöne Frau, doch hat eine Krankheit sie sehr gebleicht.

Der Korso (ohne Pferderennen) kann sich an Eigentümlichkeit und Nationalität durchaus nicht mit dem römischen vergleichen, wo überhaupt der Karneval viel ausgelassener ist. Hier ist alles mehr elegant und pariserartig. Die Bälle im Hause des Bankier Seuferheld, der eine sehr hübsche Frau hat, waren sehr animiert und elegant; auf einem führte ich mit Signora Seuferheld den Kotillon auf.

Da ich beim besten Willen es doch in dieser Zeit nicht dazu bringen konnte, meine Karriere zu beschleunigen und mich meinem Zweck, hier eine Oper zu schreiben, näher zu führen, so ließ ich mich allmälig ganz in den Strudel der Feste hineinziehen und sah mit gelassenen Augen an, wie meine Barschaft immer geringer wurde. — Am Ende des Karnevals war endlich die Notwendigkeit, Geld zu verdienen auf den höchsten Punkt gestiegen, und so mußte ich mich denn zu einem ernsten Schritt entschließen. Ich ließ mir vom Gouverneur einen Brief an den Hof zu Parma geben und reiste dahin ab, um dort ein Konzert zu veranstalten. In Mailand konnte ich mich dazu nicht entschließen, teils weil ich einmal so aufgetreten war, daß es mir nicht mehr anständig genug erschien, zu meinem Besten ein Konzert zu geben, teils auch, weil ich für Mailand nicht fertig genug Klavier spiele. Ich verließ daher — wie leid es mir auch that — Freitag früh Mailand (der Karneval dauert bis Sonnabend mitternacht) und gab so die beiden letzten Tage des Karnevals dort auf.

Einschaltung d. H.: Da Nicolai in seinem Tagebuch erst später einer neuerwachten Liebe erwähnt, welche ihn mit ganz besonderer Gewalt ergriffen hatte, so wäre an dieser Stelle darzulegen, daß dies die Ursache gewesen, weshalb er mit so schwerem Herzen den mailänder Festlichkeiten entsagte, indem er auf die beiden letzten

als ich geglaubt hätte. Ich habe jedoch zu schreiben versprochen und Haarlocken gewechselt. Eigentlich habe ich doch eine Sünde an Amor begangen, denn es ist doch im Grunde nur ein mit ihm Spielen gewesen, das wir getrieben haben. —

Rossini hat mir einen Empfehlungsbrief an Merelli in Mailand mitgegeben, an den ich schon viele andere Briefe habe.

Mailand.

Donnerstag, den 29. Der Grenzkommissar hat mich mit einem römischen Réfugé, namens Nicolai verwechselt, obgleich das Tier denn doch sehen konnte, daß ich kein Römer sei! —

Freitag reiste ich ab und kam abends in Mailand an. Hier bin ich nun heute vierzehn Tage; ich habe schon viele Bekanntschaften gemacht. Mailand ist sehr teuer und es herrscht großer Luxus. Wie es werden wird, weiß ich nicht, da ich heute das letzte Geld, 400 Zwanziger, vom Bankier erhoben habe. Noch ein Monat, und — wir sind kahl! Es muß was verdient werden. Beim Gouverneur habe ich mich persönlich vorgestellt, er nahm mich sehr freundlich auf, und ich bin bereits dort in Gesellschaft und zum Mittag gewesen. Graf Hartig macht hier das erste Haus. Meine übrigen Empfehlungsbriefe habe ich abgegeben. Ich spiele etwas Klavier, um ein wenig in Übung zu kommen. Meine Zimmer sind unfreundlich; ich will ausziehen. Seit drei Jahren sehe ich hier zum erstenmal Schnee. Es ist kalt, schneeig und schmutzig wie in Deutschland.

Die Scala ist mit dem Wilhelm Tell von Rossini eröffnet worden. Diese Musik verstehen die Italiener noch nicht, und die Sänger sind auch schlecht. Das Theater ist zu groß, die Musik verliert sich darin. Ich überzeuge mich immer mehr, daß die Musik in kleinerem Raum gewinnt.

Merelli, der Impresario der kaiserl. Theater, macht mir Hoffnung, mich schreiben zu lassen, und ein Graf Pacta, der bei den Theatern ein Wort mitspricht und beim Gouvernement angestellt ist, protegiert mich. Wer weiß, wie das noch alles werden wird. In Italien sitze ich nun vor der Hand fest.

Februar 1837.

Mailand, den 24. Ich habe in Mailand einen höchst angenehmen Karneval verlebt: eine Familie verschaffte mir die

Bekanntschaft einer anderen, und so bin ich denn in kurzer Zeit in Mailand recht bekannt geworden. Es fanden im Karneval außerordentlich viele Ballfeste statt, und ich habe noch in meinem Leben niemals so viel getanzt als diesmal. Der glänzendste Ball, den ich mitmachte, war der beim Gouverneur. Hier fand ich die beiden Marchesinnen Olivazzi, die vor drei Jahren mit ihrer Mutter in Salzbrunn waren, wieder. Die Mutter ist tot, die ältere Schwester an einen Herrn Bassi verheiratet; sie ist eine schöne Frau, doch hat eine Krankheit sie sehr gebleicht.

Der Korso (ohne Pferderennen) kann sich an Eigentümlichkeit und Nationalität durchaus nicht mit dem römischen vergleichen, wo überhaupt der Karneval viel ausgelassener ist. Hier ist alles mehr elegant und pariserartig. Die Bälle im Hause des Bankier Seuferheld, der eine sehr hübsche Frau hat, waren sehr animiert und elegant; auf einem führte ich mit Signora Seuferheld den Kotillon auf.

Da ich beim besten Willen es doch in dieser Zeit nicht dazu bringen konnte, meine Karriere zu beschleunigen und mich meinem Zweck, hier eine Oper zu schreiben, näher zu führen, so ließ ich mich allmälig ganz in den Strudel der Feste hineinziehen und sah mit gelassenen Augen an, wie meine Barschaft immer geringer wurde. — Am Ende des Karnevals war endlich die Notwendigkeit, Geld zu verdienen auf den höchsten Punkt gestiegen, und so mußte ich mich denn zu einem ernsten Schritt entschließen. Ich ließ mir vom Gouverneur einen Brief an den Hof zu Parma geben und reiste dahin ab, um dort ein Konzert zu veranstalten. In Mailand konnte ich mich dazu nicht entschließen, teils weil ich einmal so aufgetreten war, daß es mir nicht mehr anständig genug erschien, zu meinem Besten ein Konzert zu geben, teils auch, weil ich für Mailand nicht fertig genug Klavier spiele. Ich verließ daher — wie leid es mir auch that — Freitag früh Mailand (der Karneval dauert bis Sonnabend mitternacht) und gab so die beiden letzten Tage des Karnevals dort auf.

Einschaltung d. H.: Da Nicolai in seinem Tagebuch erst später einer neuerwachten Liebe erwähnt, welche ihn mit ganz besonderer Gewalt ergriffen hatte, so wäre an dieser Stelle darzulegen, daß dies die Ursache gewesen, weshalb er mit so schwerem Herzen den mailänder Festlichkeiten entsagte, indem er auf die beiden letzten

Tage des Karnevals verzichtete: es war eben wieder, wie das nicht anders zu erwarten, während der vielen Ballfestlichkeiten eine der schönen Südländerinnen seinem liebesempfänglichen und augenblicklich leer stehenden Herzen bedenklich nahe getreten. Ein näherer Verkehr ließ sich leicht einleiten: sie wählte ihn zu ihrem Lehrer. Das Alleinsein mit ihr, zugleich ihr überaus zärtliches Entgegenkommen bei großer Schönheit und Anmut mußte ihn gefangen nehmen, wenn selbst sein leichtvertrauendes Herz minder empfänglich gewesen wäre. Es war ein Unglück für ihn, daß er gerade in voller Thatenlust, Mitte der zwanziger Jahre, nicht sofort die Beschäftigung fand, nach der er so sehnlich strebte, vielmehr seit seiner Entfernung von Rom, frei von jedem amtlichen Zwange, in den Strudel der Gesellschaften gezogen wurde und so in die Zaubergärten Armidas geriet. Mit dem Namen jener Zaubrerin möge denn auch die schöne Geliebte Nicolais bei künftiger Erwähnung belehnt werden. Auch sie übte jenen unwiderstehlichen Zauber auf ihren Erkorenen aus, wie ihn Nicolai in dem Maße noch nie empfunden.

Nach dem Vorangeschickten dürfte es verständlicher sein, wenn Nicolai nun fortfährt: „Donnerstag nacht tanzte ich bis 3 Uhr den letzten Walzer mit Armida und um 4 Uhr saß ich in der Diligence. — Armida, die ich den Mond nenne, schwebte gerne mit mir dahin; wir verstanden uns.

Sanft schlief ich in der Diligence ein und erwachte fast den ganzen Tag nicht, bis wir abends spät (Freitag, den 10. d. M.) in Parma ankamen. Ich hatte Briefe an den Groß-Hofmeister, Graf Bombelles, und die erste Hofdame, Gräfin Scarampi, (eine liebenswürdige alte Dame!) Demzufolge wurde der Frau Herzogin der Vorschlag zum Konzert gemacht und von derselben angenommen. Die Akademie fand den 14. abends bei Hofe statt; es waren etwa hundert Personen eingeladen. Erst gab man meine Symphonie zur Kantate der Malibran, und außerdem spielte ich zweimal Klavier, einmal das Rondo in D-moll Nr. 58 mit Quartett und die Polonaise in Es-dur mit Orchester. Nach dem Konzert sagte mir die Herzogin viel Schmeichelhaftes; tags darauf händigte mir Graf Bombelles eine schwere goldene Tabatiere ein. Dadurch geriet ich in Verlegenheit, denn ich brauchte Geld, und so gab ich denn dem Hofintendanten die Dose, damit er mir dafür geprägtes Geld gebe.

Ich erhielt 375 Francs dafür. Die Gräfin Scarampi wurde krank, sonst sollte ich in deren Gemächern noch einmal vor der Herzogin spielen. Ich reiste gleich wieder nach Mailand zurück, wo ich den 18. abends ankam. So hatte ich denn etwa 300 Zwanziger bei der Geschichte gewonnen. Auch hatte ich nach Leipzig an die neue dortige Musikzeitung einen Aufsatz über die Sixtina geschickt, um auch von da Geld zu machen und fand nun in Mailand einen Brief aus Leipzig mit 44 fl. vor, die für den Aufsatz und op. 25 von Hoffmeister gesandt waren. So ist denn nun für die nächsten Wochen mein Schiff wieder flott: Hernach wollen wir weiter sorgen.

Eine sehr angenehme Sache ist mein Verhältnis zu meiner Schülerin Armida. Sie ist meine Schülerin in der Theorie der Musik und ich glaube: ich bin geliebt von ihr. Auch ich habe sie sehr lieb. Gott sei Dank, so ist denn mein Herz nicht mehr so gräßlich leer! Ich fühle in meinem Herzen, daß es etwas anderes ist als mit Adelaide in Bologna, wo ich nur aus geschmeichelter Eitelkeit in Liebesnetze fiel. Hier nähern sich meine Gefühle mehr denen, welche die schönsten meines Lebens waren und bleiben werden — die gegen Bertha W. in Posen. Liebe, Liebe! sie ist doch das Höchste auf Erden!! —

Die ganze Familie hat mich übrigens gern. Gestern, den 22., fand bei ihren Eltern eine musikalische Akademie statt. Die älteste verheiratete Tochter spielte mein D-moll-Rondo mit Quartett. Sie spielt meisterhaft! Auch sind außer ihr noch mehrere ganz ausgezeichnete Klavierspielerinnen in Mailand. Meine C-moll-Ouverture wurde mit Quartett und mit zwei Pianofortes ausgeführt und gefiel sehr. — Welche Seligkeit — Armidas Blicke — sanft und süß wie der Mond und dabei — meine Kompositionen ausgeführt. Das Leben des Künstlers ist so elend nicht, nur — — muß er von Hause aus nicht arm sein! Wenn Vater gespart hätte!! — Aber ach, es ist nur zu sehr das Gegenteil! Im Karneval erhielt ich einen Brief von ihm aus Berlin, in dem er eine Unterstützung von fünfzig Thlr. von mir verlangt! Damals hatte ich fast garnichts und nach meiner Zurückkunft aus Parma schickte ich ihm, was ich entbehren konnte in meiner selbst so mißlichen Lage, 10 fl. — Daß ich doch so traurige Familienverhältnisse haben muß! — —

Anmerk. d. H.: Die nächste Seite des Tagebuchs nimmt ein poetischer Erguß ein, welchen Nicolai der Geliebten gewidmet, und

welcher beweist, wie großer Schwärmerei, zugleich aber auch — man könnte sagen — heiliger Innigkeit der Empfindung er fähig gewesen:

„An den Mond.“ Den 25. Februar 1837.

Holdes, süßes Gestirn! ich liebe dich! — Wie die Nachtviole am Tage geschlossen dasteht und ihr Haupt senkt, wenn aber dein sanftes Antlitz aufgeht sich erhebt und alle ihre Blätter dir entgegenstreben und alle ihre Kelche sich dir öffnen und balsamische Wohlgerüche vor dir ausströmen, so strebt meine Seele nach dir, lieber, schöner Mond! Des Tages Geräusch, der Sonne prächtiger Glanz können sie nicht erwecken — sie schlummert und träumt von dir! Da erscheinst du — und sie erwacht, sie möchte hinaufschweben zu dir, ihre Schwingen heben sich und ihre Saiten klingen dir entgegen!

O süßes Licht,
Verschwinde nicht!

Meine Seele bedarf es, dich zu sehen und dich wieder zu sehen und möchte ewig an deinem Antlitz hangen! Du bist das Leben, von dem meine Seele sich nährt, du bist der Atem, den sie trinkt!

Sonntag, den 26. Gestern ging in der Scala das neue Ballet, Amor und Psyche, von Taglioni in Scene. Es gefiel nicht. — Mythologische Darstellungen und alles ähnliche wollen die Italiener einmal nicht sehen. Alles so was macht sie lachen. Ich erinnere mich noch zu lebhaft meiner Kantate in Bologna.

März 1837.

Donnerstag, den 9. Gestern lernte ich Basili kennen, der mit seiner Stellung unzufrieden ist. So geht es den Musikern, die eine andere Richtung als die der Welt einschlagen! — So wird es mir wohl auch immer gehen! —

Mercadante sah ich gestern früh; er hielt Klavierprobe seiner neuen Oper il Giuremento.

April 1837.

Die Karnevalssaison ist nun vorbei. Mercadantes Giuremento hat Furore gemacht und verdient es.

Einschaltung d. H.: Inzwischen hatte die Liebe Nicolais zu Armida sich dermaßen zur Leidenschaft gesteigert, daß die nun folgenden Tagebuchblätter ausschließlich hierauf bezügliche Aufzeich-

nungen enthalten, wovon nur das Wesentlichste in kürzerer Zusammenfassung zur Mitteilung geeignet erscheint. Zunächst fordert diese Leidenschaft, hinsichtlich des Charakters Nicolais, zur Lösung eines psychologischen Rätsels auf. Armida war aus angesehener Familie, die Gattin eines auch von Nicolai geachteten Mannes, Nicolai selbst ein Mann von unzweifelhaft sittlichem Werte. Wie konnte die Bewunderung, welche er für Schönheit und Anmut dieser Frau empfand in unbezwingliche Leidenschaft ausarten? Fände auch dies seine Begründung in der Unberechenbarkeit der Leidenschaft selbst, so sind doch in vorliegendem Fall nebenher noch ganz andere Ursachen maßgebend, deren Einwirkung hier zu berücksichtigen bleibt: die hauptsächlichste Schuldentlastung für Nicolai bildet zunächst auch hier, wie in vielen analogen Fällen, die Pflichtvergessenheit der Frau; denn das rückhaltlos zärtliche Entgegenkommen zumal einer schönen Frau entflammt erfahrungsmäßig erregbare Naturen fast immer zur Leidenschaft. Vernunftgründe kommen dagegen nicht auf. Auch Nicolai bemerkte die Schlange nicht unter den Blumen. Er hielt diese Liebe, auch von Seiten der Geliebten, wie er sie selbst empfand, für „edel, aus geistiger Zuneigung entstanden“, und fährt fort seinem immer von neuem erregten Entzücken über die bezaubernde Schönheit und Lieblichkeit Armidas Ausdruck zu geben:

„Ich habe die aufrichtigsten Beweise von Armidas Liebe. Sie ist schön! — ach, wie schön! — Möchte der Engel, der mir einst die Pforten des Paradieses öffnen soll auch so schön sein! — Ihr Gesicht ist sanft und gut wie der Mond. Ihr gescheiteltes Haar hängt zu beiden Seiten in vier schönen Locken herab. Gestern hatte sie abends ein Blümchen auf einer Seite! — O Engel! sie weiß es, daß ich sie so gerne sehe!“ — Mithin zeigte sie geflissentlich, daß sie einzig danach strebe, ihm zu gefallen, wodurch sie selbstverständlich den schwärmerischen jungen Mann dermaßen berückte, daß er das unbefangene Urteil verlor, wie pflichtvergessen diese Frau handele. Vielmehr bedauerte er es tief, sie nicht heiraten zu können: „Wie schade, daß sie nicht mein mehr sein kann vor der Welt. Sie hat ihren Mann, wie sie sagt, nicht aus Liebe geheiratet, wie denn dies so oft in Italien geschieht!“ — Mit dieser Eröffnung suchte sie das Gewissen des Geliebten zu beschwichtigen. Es gelang ihr das auch einigermaßen und um so mehr, weil sie selbst, die Angebetete, nicht die mindesten Gewissens-

skrupel zu haben schien. Daß diese Frau so grenzenlos leichtfertig das heiligste Sittengesetz verletzen konnte, daran ist nicht allein sie selbst im Besonderen, als vielmehr die Stellung im Allgemeinen schuld, welche die italienische Frau in der Ehe und überhaupt einnimmt. Hierüber giebt eine Abhandlung des Dr. Scheff: „Die italienische Damenwelt in englischer Beleuchtung“ einen sehr bemerkenswerten Aufschluß. Sie bespricht die Stellung der Italienerin der bessern Stände, und unterzieht dieselbe einer gerechten vorurteilsfreien Prüfung. Daraus geht hervor, daß die italienische Frau infolge ihrer oberflächlichen Erziehung — wobei allerdings Ausnahmen gelten — nicht geeignet ist, die geistige Gefährtin ihres Mannes zu sein; sie steht nicht neben, sondern unter ihm. Die Ehen werden meist in frühster Jugend der Italienerinnen leichtsinnig, ohne Prüfung geschlossen. Wörtlich heißt es in der erwähnten Schrift: „Thatsache ist, daß die gesellschaftlichen und moralischen Voraussetzungen der italienischen Ehe bis ins Innerste und von Grund aus ungesund sind. — Kein Italiener und keine Italienerin werden sich durch gesetzliche und sittliche Bedenken davon zurückhalten lassen, unerlaubte Verbindungen einzugehen, wenn die Neigung sie dazu treibt. Ihr Blut ist heiß, und alle predigen und glauben, daß Liebe kein Gesetz kenne. Der Umstand, daß auch der Charakter der Ehe als Sakrament keinen Italiener zurückhält, seine Eide zu brechen, bestätigt, daß man nur mit den Lippen an das unauflösbare Sakrament der Ehe glaubt. Eine hochachtbare, durchaus sittlich reine Italienerin versicherte, daß sie mit innigstem Bedauern es zugeben müsse, in ihrem ganzen — und zwar ausgebreiteten — Bekanntenkreise wisse sie nicht eine einzige Frau zu nennen, die ihrem Manne ausnahmslose Treue bewahre, und ihre Bekannten gehörten der guten Gesellschaft an.“ So wird gerade in den gesellschaftlich höher stehenden Kreisen die Heiligkeit der Ehe illusorisch gemacht, und es kann nichts nützen, daß die kirchliche Unzulässigkeit der Ehescheidung es verhindert, sich aus bereits gelockerten Banden ganz zu befreien, denn der Leichtsinn sprengt auch ohnedies die Fesseln des Kirchengesetzes, sowie des unwandelbaren Sittengesetzes überhaupt, dessen Verkündigung Goethe gerade einer edlen Italienerin in den Mund gelegt hat, als sie dem Manne, der behauptet: „erlaubt ist, was gefällt“ erwiedert: „erlaubt ist, was sich ziemt“. Ist doch speziell die Frau aller Völker und aller Zeiten

berufen, dieses Gesetz zu wahren, wie einst die Priesterin das heilige Feuer der Vesta, und Entartung, der Gegensatz normaler, ethischer Schönheit ist es, wenn die Frau dem zuwider handelt. Der Protest dagegen kann niemals verstummen.

Nicolai empfand dies in seinem ehrlichen, rechtschaffenen Innern sehr wohl, er vermochte nur mühsam sein Gewissen zu beruhigen. Aber mit der Verblendung eines leidenschaftlich Liebenden entschuldigte er dennoch die Geliebte und sich selbst: „Unsre selig unglückliche Lage giebt wohl zu bittern Betrachtungen genug Anlaß! — Wir sind beide unverdorbene Seelen — wir sündigten, doch sündigen wohl noch bessere Menschen! Ich mache mir keinen Vorwurf! denn unsre Liebe ist zu groß!“ — Und allein in der großartigen Wahrheit und Echtheit seiner Empfindungen, in dem Seelenschmerz, den er erlitt, durfte er auch die Entsühnung für seine Schuld finden. Nicht sehr oft läßt sich der Ausspruch Christi mit gleicher Berechtigung wie auf die Seele Nicolais anwenden: „sie hat viel geliebt, darum sei ihr viel vergeben.“

Wenngleich diese Verirrung des Herzens den sittlichen Wert Nicolais nicht herabzusetzen vermochte, so übte sie doch auf sein künstlerisches Streben und Schaffen zu jener Zeit einen nachteiligen, hemmenden Einfluß aus. Er empfindet hierüber bittre Reue, ohne sich aufraffen zu können:

„Sie raubt mir übrigens viel, viel Zeit, denn meine Gedanken sind nur bei ihr. Was soll ich sagen? — Diese ganze Zeit ist nur in der Liebe zu Armida hingegangen. Alles, alles, was ich that und dachte war für sie — und jeder Augenblick ohne sie verlebt, verloren, unnütz! — Daß dies Verhältnis zu tausend Unannehmlichkeiten, Drangsalen, Ängsten, Freuden und Leiden führen mußte, ist klar. Was soll ich all das dem Papier anvertrauen? Die Tage werden mir unvergeßlich sein! — Ich habe natürlich nichts verdient, nichts verdienen wollen! ich habe mich nur immer mit ihr wirklich oder in Gedanken beschäftigt. Einige liebeatmende Romanzen sind das ganze künstlerische Erzeugnis dieser Zeit gewesen, und mit großem Gleichmut sah ich meine Kasse immer schmäler und schmäler werden. Heute früh habe ich den letzten Thaler in die Tasche gesteckt. — Mir ist jedoch von Merelli der Antrag gemacht worden, nach Wien als Gesanglehrer am Theater in Stelle des verstorbenen Cicimari und zugleich als Kapellmeister

mit 1200 fl. Gehalt zu gehen. Wahrscheinlich wird das Geschäft heute abgeschlossen werden (April 1837). Dann werde ich also meine Armida verlassen! —

Sie ging zu ihrer Schwester aufs Land, fünf Meilen von Mailand. — Ihre Abwesenheit gab mir Mut, etwas für mich zu unternehmen. Ich gab am 28. eine Akademie im Ridotto della Scala. Sie war zusammengestoppelt und eigentlich meiner nicht würdig, aber — ich brauchte Geld; ich war ganz und gar ausgebeutelt. Ich verdiente etwa 100 fl. dabei.

Inzwischen war von Wien der Kontrakt der dortigen Direktion des kaiserl. Hoftheaters am Kärthnerthor angekommen. Ich bin als Kapellmeister mit 1200 fl. Gehalt engagiert. In diesem Monat (Mai) noch muß ich dort sein! Wie soll ich es ertragen, Armida zu verlassen?! — Wenn sie mitkommen wollte!? — Ich habe ihr sogleich geschrieben und ihr den Vorschlag gemacht. Sie kann mit ihrem Mann ja doch nicht mehr glücklich sein! — Gott mag mir verzeihen! — Wenn sie will, so löse ich mit Gewalt ihre Bande und kette sie an mich! Ihr Mann würde sie sogleich aufgeben, wenn er wüßte, wie es um uns steht, und daß sie ihn nur schätzt und achtet, nicht aber liebt, wie mich!" — Zum Glück blieb Nicolai bewahrt vor den Konsequenzen eines so übereilten Schrittes, denn die lebenskluge, sonst so unbesonnene Frau ging auf diesen Vorschlag ernster, opferbereiter Liebe nicht ein; warum auch? sie kannte die Liebe nur als Leidenschaft, welche keines Opfers, sondern nur des Egoismus fähig ist, sie kannte als Katholikin die Unmöglichkeit der Ehescheidung und konnte daher im Ernst nie an eine gesetzliche Verbindung mit dem Geliebten gedacht haben. Warum sollte sie ihre geborgene, glänzende Lebensstellung an der Seite ihres Mannes einer unsichern Zukunft opfern? Nicolai unterzog sie — ohne daran zu denken — mit diesem Vorschlag gleichsam einer Feuerprobe auf die Echtheit ihrer Liebe, die sie nicht bestand, ihren Gesinnungen gemäß nicht bestehen konnte. Er scheint das in der Folge auch eingesehen zu haben, denn ohne Klage und Bedauern über die verklungene Zeit, erwähnt er noch zweimaligen flüchtigen Wiedersehens in Mailand in seinem Tagebuch, bis zuletzt jede Spur des Erinnerns an die einst Angebetete daraus verschwindet. Diese Liebe an sich betrachtet er indessen gleichsam als Norm aller seiner Liebesempfindungen. Er notiert nach der Tren-

nung noch mehrere Details — um sie nicht zu vergessen — aus jener „selig-bewegten Vergangenheit" und schließt mit den Worten: Die Thatsache selbst ist unvergeßlich und zieht sich in ihren Folgen durch mein ganzes Leben!" —

Wien 1837.

Freitag, den 23. Juni. Sonntag, den 21. Mai nachmittags ½5 Uhr, reiste ich nach Wien ab, wo ich Donnerstag, den 25. (nach Mitternacht) also eigentlich Freitag früh ankam.

Nun bin ich also hier am kaiserl. Hoftheater Kapellmeister. Viel Ränke und Kabale hat man mir schon in den Weg gelegt. Rechtlichkeit und guter Wille wird sie besiegen. Ich bin zugleich erster Gesanglehrer am Theater.

Sonntag, den 25. Heute abend werde ich folgende Schrift ins Orchester schicken:

An die geehrten Mitglieder
des k. k. Hof-Opern-Theater-Orchesters.

Der Gefertigte ist durch die verehrte Administration dieses k. k. Hof-Operntheaters aufgefordert worden, morgen abend, den 26., eine Ouvertüre seiner Komposition ausführen zu lassen, wozu die Probe morgen früh um 9 Uhr stattfinden wird. Er wünscht bei dieser Gelegenheit, bei welcher er zum erstenmal das Orchester dirigieren wird, zugleich den ersten Satz von einer seiner größeren Symphonien zu probieren und rechnet dabei auf die Gefälligkeit der geehrten Orchestermitglieder.

Er wünscht sich aufrichtig Glück, einen Posten zu bekleiden, auf den er stolz ist, und tritt denselben mit dem Versprechen an:

stets das Beste der Kunst und des Orchesters im Auge zu haben und zu befördern.

Wien, am 25. Juni 1837.

Nicolai,
Kapellmeister an diesem
k. k. Hof-Operntheater, königl.
preuß. Musikdirektor und Ehrenmitglied mehrerer Akademien der Musik.

Dienstag, den 27.

Durch die gestrige Aufführung meiner Ouverture (in der Probe) und des ersten Satzes meiner D-dur-Symphonie glaube ich doch.

ziemlich die Meinung des Orchesters für mich gewonnen zu haben. Es ging alles gut. Das Publikum applaudierte die Ouvertüre sehr; sie konnte indeß noch besser gehen.

Anmerk. d. H.: Während dieses einjährigen Wiener Aufenthaltes komponierte Nicolai seine erste Oper: Rosmonda. Er erwähnt dessen erst später. Auffallend ist die kurze Dauer dieser ersten wiener Anstellung: wahrscheinlich erwiesen sich „Rechtlichkeit und guter Wille“ doch nicht ausreichend, jene „Ränke und Kabale“ zu besiegen, die man ihm schon beim Antritt des Amtes in den Weg gelegt, vielleicht um so mehr, als seine Neider die Bedeutung Nicolais als Musiker erkannt hatten.

Venedig, den 3. Juli 1838.

Mein Engagement in Wien war mit dem 1. Juni aus. Es ist nicht erneut worden. So ziehe ich denn wieder nach Italien. Merelli sagte mir, ich möchte nach Mailand kommen, er hätte ein Engagement bereit für mich in Turin. Den 27. Juni verließ ich Wien. Ich wollte diesmal Venedig wiedersehen. Ich ging mit dem Kourier nach Triest, um von da mit dem Dampfboot nach Venedig zu fahren. Da aber in Triest schlechtes Wetter eintrat, so fürchtete ich die Seekrankheit und zog es vor, zu Lande zu reisen. Den 1. Juli abends kam ich in Venedig an. Ich fand meinen Freund, den Maler Nerly, auf dem Platze St. Marco auf. Den folgenden Morgen, gestern, besuchte ich sogleich die Familie Perotti. Alle waren erstaunt und erfreut, mich in Venedig zu sehen. Sie hatten gerade eine Partie nach dem Lido vor mit einigen guten Freunden, an der ich sofort teil nehmen mußte. Giuditta war die Freundlichkeit selbst. Sie ist sehr verblüht in den vier Jahren meiner Abwesenheit. Die jüngste Schwester, Fanny, ist nun hübscher, obgleich auch sie am Ende der Blütezeit steht. Arme Mädchen!

Dem alten Perotti werde ich heute meine in Wien komponierte Oper Rosmonda vorspielen. Er ist in Venedig von Einfluß, vielleicht hilft mir das vorwärts.

Verona, den 13. Juli.

Nachdem ich zehn Tage in Venedig geblieben war, verließ ich es vorgestern um nach Mailand zu gehen, wohin mich Merelli beordert hat.

Hier in Verona habe ich den Dichter Gaetano Rossi aufgesucht; ich hatte an ihn einen Brief von Perotti. Er hat 183 Opernbücher gemacht! Merelli pflegt sich seiner zu bedienen, und so dürfte ich denn auch nächstens mit ihm zusammen schreiben, wenn es nach Wunsch geht. Ich habe Rossi zu Mittag geladen und ihn splendied bewirtet und mir seine Zuneigung zu gewinnen gesucht. Er sprach viel von Meyerbeer, für den er die ersten Operntexte geschrieben hat. — Abends führte man mich zu einem cosi detto Maestro Foroni. Dieser Mensch kontrapunktiert auch! Er hat mir Sachen gezeigt a capella für zwölf oder noch mehr Stimmen und Fugen à 4. Nein! — solche Schweinerei habe ich denn doch noch nie gesehen. Ein Ochs muß es besser machen. Und das ist der erste Maestro in Verona! — Wirklich, es steht doch jämmerlich um die Kunst in Italien. Perotti hat wohl recht, zu jammern! — Pilotti in Bologna ist auch gestorben, auch Zingarelli in Neapel. Kontrapunkt kann jetzt kaum mehr ein lebender Mensch in Italien. Das Thema zu Foronis fungierter Sauerei war:



Ist es möglich ein dümmeres Motiv zu erfinden? — Nein, — es war zu toll und zu dumm; ich weiß nicht, ob ich mich ärgern oder lachen soll! — Und dabei glüht der Mensch für die Kunst! — Genug! ich werde es Perotti schreiben.

Turin, den 26.

Nachdem ich mehrere Tage in Mailand geblieben war, wo ich Armida wiedersah, reiste ich nach Turin ab.

Einschaltung d. H.: Diese flüchtige Erwähnung der Geliebten, die einst seine ganze Seele erfüllt hatte, ist auffallend; sie bestätigt die schon früher geäußerte Vermutung, daß die Vernunftgründe der so schwärmerisch geliebten Frau, welche seinen Heiratsvorschlag ablehnte, nach und nach wohl auch bei ihm Zustimmung gefunden, zugleich aber auch seine heiße Liebe für immer abgekühlt hatten. Seine Abwesenheit und amtliche Thätigkeit, dies alles mochte mit dazu beigetragen haben. Wenigstens ist als Gradmesser seiner Gefühle eine philosophische Betrachtung anzusehen, welche er zu jener Zeit aus Scribes „La Vieille“ in sein Tagebuch eintrug und damit gleichsam das Facit seiner Liebe zog: »Il faut

avoir aimé une fois en sa vie, non pour le moment où l'on aime, car on n'éprouve alors que des tourments, des regrets, de la jalousie; mais peu à peu ces tourments-là deviennent des souvenirs qui charment notre arrière-saison. J'ai entendu des gens d'âge avancée dire, en se rappelant le passé: ‚nous étions bien malheureux, c'était là le bon temps'; — ces souvenirs-là influent plus qu'on ne croit sur le caractère et adoucissent notre humeur. Ils rendent l'âge mûr plus aimable; et quand vous verrez la vieillesse douce, facil et tolérante, vous pourrez dire comme Fontenelle, l'amour a passé par là«. Und man könnte hinzufügen: wehe nun gar dem Künstler und seiner Kunst, durch dessen Inneres nie der Schmerz der Liebe gezogen ist. So hatten denn auch auf die moralisch gesunde Natur Nicolais die heftigen Frühlingsstürme seiner Seele nicht verheerend, sondern klärend eingewirkt. Sein eifrigstes Streben ging nun dahin, in seiner Lebensstellung d. h. in seiner Kunst vorwärts zu kommen. Das Auf und Ab des Gelingens, diese Wellenbewegung menschlicher Schicksale, findet sich in den nun folgenden Blättern seiner Tagebücher aufgezeichnet.

Fortsetzung der Tagebücher.

Merelli schrieb mir den nötigen Empfehlungsbrief an Giacone, den Impresario von Turin, und so reiste ich hierher ab, in der Idee, Kapellmeister am hiesigen Theater zu werden, denn Merelli sagte mir, er hätte zur Besetzung dieser Stelle von Giacone den Auftrag. — In Novara blieb ich drei Tage, war fast ausschließlich bei Mercadante, der mich sehr freundschaftlich aufnahm, und spielte ihm meine Oper Rosmonda vor, über die er mir auch noch manches gesagt hat. Mercadante hat mehrere Schüler bei sich im Hause; jedoch für einen Lehrer des Kontrapunkt kann ich ihn nicht anerkennen; auch er hat kein System im Kopf. Alles ist Praxis.

In Turin angekommen — sagt mir Giacone, daß für den Herbst und Karneval d. J. die Kapellmeisterstelle bereits besetzt sei durch einen gewissen Corini!! — So hat mich nun Merelli in eine bedauernswerte Lage versetzt! ich habe unnütz eine Reise hierher gemacht. Ich schrieb sogleich an ihn und an den Grafen Pacta in Mailand. Ich denke, er wird doch so gerecht sein, nun

anderweitig für mich zu sorgen, da er mich unnütz eine Reise hat machen lassen! —

Unterdessen suchte ich gestern noch Herrn Felix Romani auf. Ich hatte keinen Brief an ihn, dennoch nahm er mich freundlich auf und hat mich heute zu Mittag geladen. Ich gab ihm das **Mistero** und **il desiderio**, seine Romanzen, die ich in Wien habe drucken lassen und sagte ihm, daß ich seine Rosmonda komponiert hätte. Vielleicht ist es doch zu etwas gut, daß mich das Schicksal nach Turin geschleudert hat. Wenn Romani für mich Interesse nähme und ein Buch schriebe! — Ich wäre ein gemachter Mann, denn er ist in Italien vergöttert!

August 1838.

Den 11. August. Ich habe seither beinahe täglich bei Romani zu Mittag gegessen. Er hat es unternommen, die Rosmonda für mich umzuarbeiten. Ich wartete auf die Vollendung dieser Arbeit, als ich vorgestern von der Direktion des Theaters angegangen wurde, die erste Oper in Scene zu setzen, da der Maestro Corini krank geworden ist. Ich habe acceptiert. Es dauert vierzehn Tage, denn am 25. wird das Theater eröffnet. Die Oper ist Mercadantes Briganti. Ich erhalte dafür 300 Francs.

Vor der Hand will ich noch bis zum 15. September hier bleiben, um die Krönung des österreichischen Kaisers in Mailand vorübergehen zu lassen, da dort jetzt alles übertrieben teuer sein wird. Der Kaiser kommt dort den 1. September an, und bleibt bis zum 15. dort.

Mailand, den 20. September.

Die Krönung ist hier vorüber, und so bin ich denn sogleich nach Mailand gegangen. Seit drei Tagen bin ich hier; Merelli habe ich schon gesprochen, doch hat er mir kein anderes Wort gesagt als: **buon giorno, come va.** Es ist ein Hundsfott, und dafür bereits in ganz Italien anerkannt.

Mit Giacone in Turin habe ich vor meiner Abreise einen Kontrakt gemacht, und bin somit für 2500 Francs verpflichtet, ihm für das große Theater Regio eine neue **Opera Seria** für den Karneval 1839—40 zu liefern. So bin ich denn nun endlich auf dem Punkt, nach dem ich so lange geschmachtet habe.

Den 28. September. Morgen werde ich nach Venedig abreisen. In Mailand ist für mich nichts zu schaffen, da ich mit Merelli gespannt bin. — Gestern abend war ich für mein Geld in der Scala, man gab die Norma mit der Schobelechner, Donzelli, der Goldberg aus Wien, die hier eben so schlecht wie dort heult. Die Vorstellung war, mit Ausnahme Donzellis, so schläfrig, daß ich bitterlich schlafen mußte. Alle Tempis zu langsam und zwei zu geschwinde.

Rom, den 21. November 1838.

Ich ging von Mailand nach Venedig in der Hoffnung hier in der Fenice meine Rosmonda herauszubringen. Lanari wollte dieselbe geben, jedoch als Opera di obbligo. Hierzu konnte ich mich nicht verstehen, da mir Perotti davon abriet. Er sagte, daß die Venezianer an ihre Opera di obbligo zu große Prätensionen machen, und daß ich deshalb durchfallen würde, auch wenn die Musik gut wäre. Sie wollen einen Maestro di primo cartello für ihr schweres Geld — und darin haben sie recht. Ich hätte nun Lanari gerne persuadiert, meine Oper als altra musica nova zu geben, indeß, davon hat er nichts wissen wollen.

In dieser Zeit war der fünfzehntägige Aufenthalt des Kaisers in Venedig (vom 5.—20. Oktober), und man hatte deshalb die Fenice auf einige Wochen geöffnet. Die Kompagnie Lanaris ist gegenwärtig die Ungher, Moriani (Napoleone, Tenor), Coselli (Baß).

Ich spielte der Ungher einiges aus der Oper vor, und die Partie der Eleonore schien ihr gut. Sie interessierte sich deshalb für mich bei dem Impresario von Triest, Signor Natale Fabrici; so habe ich es denn durchgesetzt, (nachdem ich deshalb von Venedig eine Ausflucht mit dem Dampfboot nach Triest gemacht hatte) daß ich auch für Triest, und zwar für den kommenden Herbst 1839 engagiert bin, meine Oper Rosmonda in Scene zu setzen. Die Sänger werden die Ungher, Moriani und Coselli sein.

Nachdem ich nun dies Geschäft abgemacht hatte, war für mich in Venedig nichts mehr zu thun. Dabei ging meine Kasse, in die, seitdem ich Wien verlassen hatte, nichts mehr geflossen war, außer die 300 Francs in Turin, stark auf die Neige. Ich mußte nun irgendwo mich hinziehen, wo ich meine Opern für den Herbst 1839 in Triest und für den Karneval 1839—40 in Turin schreiben und

zugleich während dieser Zeit meine Existenz durch Stundengeben bestreiten könnte. Ich wählte Rom. Meine Kasse reichte gerade knapp aus, um die Post bis Rom bezahlen zu können, und so bin ich denn hier am 16. d. M. ohne einen Kreuzer angekommen und befinde mich in der größten Geldverlegenheit.

Von Venedig aus hatte ich nach Wien an Herrn v. Vesque geschrieben, daß er mir die 112 fl., die ich von meinem Schüler Köhn noch zu fordern habe, einkassieren und mir sogleich nach Rom schicken möchte. Ich habe aber hier keinen Brief aus Wien vorgefunden. Ich wandte mich an meinen Freund Nicolo Sardi, doch ist er leider in der That außerstand, mir ein kleines Darlehn machen zu können. Gott weiß, wie das werden wird. Ich hatte darauf gerechnet, das Geld aus Wien auf der Post vorzufinden und auch sogleich einige Stunden geben zu können. Bis jetzt ist es nichts mit alledem — und ich mache kleine Schulden, die mir entsetzlich auf die Seele drücken! —

An General Lepel hatte ich geschrieben und meine Ankunft angezeigt; seine Frau hat indeß jetzt den Jacucci zum Lehrer, den ich ihr bei meiner Abreise aus Rom vor zweieinhalb Jahren empfahl. Der Landsberg (aus Berlin), den ich bei seiner Ankunft in Rom überall einführte und als Violinist empfahl, giebt jetzt überall Klavierstunden und ich — bin ohne Beschäftigung und ohne Geld! — Aus allem Guten, was ich jemals andern gethan, ist mir nichts als Übles bis jetzt erwachsen. —

Landsberg!

Köhn!

Ja, Gutes thun ist ein dankbares Geschäft! Als Landsberg nach Rom kam, schoß ich ihm Geld vor; wer giebt mir heute einen Scudo? — Ich kann ihn unmöglich darum bitten, wir sind geradezu verfeindet.

Ich bin heute den 21. Oktober 1838 ohne einen Rejecco in der Tasche! Habe aber zwei Scritturen, die für Triest mit 1000 Lire austriache (einen halben Benefiz und die Hälfte das Eigentumsrecht der Partitur) und die von Turin mit 2500 Francs in der Tasche. Wer giebt mir aber auf künftig zahlbares Papier etwas? — Ich bin sehr traurig! Mein Trost ist, daß ich das Geld nicht durchgebracht habe; ich habe nur anständig gelebt.

Den 26. November. Nachdem ich vergebens mehrere Personen gebeten hatte, mir gegen Verpfändung meiner Scritturen eine kleine Summe zu leihen, erbot sich Costaggini, ein Professore di Violoncello, dazu, jedoch gegen Verpfändung von Sachen von effektivem Wert. Ich kramte alles, was ich von Gold besaß, zusammen, selbst meine goldene Uhr, ein Geschenk von Graf Alex. Potocki, und meinen Siegelring, ein Geschenk von Frau v. Vesque aus Wien, und übergab es ihm, wofür er mir fünfundzwanzig Scudi brachte. Das war am 23. Denselben Tag kam auch ein Brief aus Wien von Herrn v. Vesque, der mir sagt, daß auf der österreichischen Botschaft ein Wechsel auf 100 fl. für mich bereit liege, die mir dieser Freund schickt gegen Einkassierung jener Summe, die mir Köhn schuldet und die das Theater auszahlt. So ist denn, Gott sei Dank, die größte Not vorüber! — Hundert Gulden werden aber hier, wo jetzt alles furchtbar teuer ist, nicht lange ausreichen, und bis jetzt habe ich noch gar keine Lektion zu geben. Heute will ich den Wechsel von der Botschaft holen, einkassieren und dem Costaggini meine Pfänder wieder abnehmen. Lächerlich war der Kontrast, der in diesen Tagen in meiner äußeren Erscheinung und meiner Tasche stattfand, denn da ich gleich meine alten Bekanntschaften, und namentlich die vornehmen, aufsuchte, so wurde ich in diesen Tagen zu Grafen, Ministern u. s. w. zu Mittag oder in Soiree geladen. Künstlerleben!

Rom, 26. März 1839.

Dienstag der heiligen Woche.

Ich habe mich wieder aus allem Elend herausgerappelt. Ich bekam bald darauf einige Lektionen zu geben, größtenteils bei russischen Familien, von denen in diesem Jahr viele hier sind. Besonders nützte mir dabei die Bekanntschaft mit dem Grafen Michel Wielhorski aus Petersburg, der ein großer Musikoman und Komponist ist. Ich lernte ihn zuerst bei Graf Ludolf kennen, und so ging es denn weiter. Der russische Großfürst Thronfolger ist auch im Karneval hier gewesen. Auf Wielhorskis Vorschlag habe ich für denselben drei Militärmärsche komponiert. Eines Abends fuhren wir zu ihm und spielten ihm dieselben vierhändig vor. Bei seiner Abreise erhielt ich einen kostbaren Brillantring von ihm.

Ich gebe ungefähr täglich drei Stunden zu je einem Scudo; dabei habe ich bereits 150 Scudi erspart, obgleich ich viel Geld im Karneval ausgegeben habe, mir nichts abgehen ließ und gegenwärtig alles ungeheuer teuer ist.

Liszt ist jetzt hier und macht viel Aufsehen. Er hatte an mich geschrieben, und ich hatte ihm seine Wohnung besorgt. Dennoch werden wir wohl nie intime Freunde werden — er trägt die Nase zu hoch!

Gründonnerstag. Gestern Mittwoch nachmittag war das Miserere à 10 von Baini. Ich kann nur darüber sagen, daß es zu viel dissonierende Akkorde enthält und gegen Palestrina zu sehr absticht. Der Chor tritt manchmal nur für ein Wort ein, um ein Forte herauszubringen.

Dies Jahr ist die Menge der Fremden so ungeheuer, daß man überall nur mit Lebensgefahr durchkommt. So voll war es auch heute abend in der Sixtina. Erst singt man eine Lamentation von Palestrina und dann das Miserere halb von Bai halb von Allegri. Man konnte wegen der ungeheuern Fülle und des Herumstoßens gar nicht ordentlich zuhören.

Karfreitag. Vormittags konnte ich weder in unsre Kapelle noch in die Sixtina gehen, da Angelini (der erste Violinist des Teatro Valle) zu mir kam und einen Akt meiner Oper mit mir durchnahm, wegen der Violinpassagen. Es ist jedoch alles gut und spielbar bis auf wenige Noten.

St. Peter gleicht jetzt in den Nachmittagstunden einer öffentlichen Promenade, in der die Engländer und andere Fremde und auch die Römer spazieren gehen, konversieren und mitunter ein wenig der Musik zuhören. Ich machte es übrigens ebenso, da mich die Musik der Capella Giulia nicht interessiert und man auch wegen des großen Lärmens nichts hören kann.

Das Miserere wurde heute — ich hatte eine Stimmgabel mit — in Sib minore intoniert, (in G-min. ist es geschrieben) so daß Don Mariano gleich zu Anfang das hohe B intonierte. Im Laufe des Stückes sank man um einundeinenhalben Ton und hörte in Sol auf.

Triest, im Oktober 1839.

Nachdem die Fremden alle abgereist waren und meine Stunden aufgehört hatten, zog ich mich in einen entfernten Teil der Stadt

zurück, in die Via della Punificazione posso Piazza Barberina, in dasselbe Haus, in welchem ich für Liszt eine Wohnung gemietet hatte, (aus der er aber schon wieder ausgezogen war) und da fing ich tüchtig zu arbeiten an. In der tollsten Hitze vom 24. Mai bis Ende Juni habe ich den ganzen ersten Akt meiner Oper für Turin, welche „Il Templario“ heißen wird, gearbeitet. Im Juli machte ich einen Teil des zweiten Aktes. Dann war ich müde und erschöpft und fühlte Veränderung nötig. Ich verließ Rom in den ersten Tagen des August und brachte diesen Monat wieder in Maccerata im Hause der Mrs. Watts, wie vor drei Jahren, zu. Dort beendigte ich den zweiten Akt des Templario.

Am 10. September reiste ich über Loreto, wo ich die casa santa besuchte, nach Ancona. (Zwischen Rom und Maccerata besuchte ich die berühmten Wasserfälle von Terni). In Ancona schiffte ich mich mit dem Dampfboot nach Triest ein. Eine höchst angenehme Reise. Die Überfahrt dauerte nur sechzehn Stunden. Ich war nicht seekrank und soupierte im Schiff mit Appetit. In Triest angekommen, fingen gleich die Qualen wegen Aufführung meiner Rosmonda an. In diesem Herbst ist hier unstreitig das erste Theater in Italien, denn wir haben die Ungher, den Tenor Moriani und den Baß Cosselli, der zwar schon sehr gefallen ist, indes noch seine frühere Reputation zu erhalten weiß. Ich setzte meinen Plan trotz aller Schwierigkeiten durch, die hauptsächlich in der Erlangung der Approbation der städtischen Theaterdirektion ihren Grund hatten. Mein Ehrgefühl litt sehr dabei, jedoch — keine Rosen ohne Dornen! — Meine Rosmonda wird nun also hier in dieser Saison, nachdem sie durch vieles Umarbeiten fast gänzlich ihre ursprüngliche Gestalt verloren hat, unter dem Titel Enrico 2do in Scene gehen. — Mehrere Änderungen im Libretto des Enrico (Rosmonda) sind notwendig geworden. Mit Romani ist nichts anzufangen. Ein Dr. Summa, der Verfasser einer populären Tragödie, Parisina, der hier in Triest lebt und ein junger liebenswürdiger Mann ist, hat diese Änderungen zu machen unternommen. Die Introduktion des zweiten Aktes hat Marini, der Römer, gedichtet. Romani wird böse sein — aber ich konnte mir nicht anders helfen!

Triest, den 2. Dezember 1839.

Am 26. November ging mein Enrico 2 d in Scene. Der Erfolg ist ein halber gewesen. Er hätte wohl ein ganzer sein können, wenn ich nicht so vielerlei Unglück dabei gehabt hätte. Die Ungher hat schändlich gesungen, besonders die letzte Scene, und hatte die Partie so wenig studiert, daß sie nicht einmal die Worte wußte! — Dennoch ging es im Ganzen gut. Den zweiten Abend noch besser: am ersten wurde ich nach dem ersten Akt zweimal gerufen; — am zweiten Abend nach beiden Akten einmal; — am dritten Abend, Benefiz des Moriani, wurde nur der erste Akt gemacht, und ich wurde wieder herausgerufen.

Turin, den 14. Februar 1840.

Am 11. d. M. ging im hiesigen großen Theater (Teatro Regio) mein Templario in Scene. Der Erfolg ist ein ungeheurer gewesen. Er hat alle Erwartungen und Hoffnungen übertroffen. So habe ich denn, ein Deutscher, in Italien eine entschiedene Furore gemacht.

Meine Sänger waren:

Rebecca . . . . Antonietta Marini-Ranieri.
Rovena . . . . . Luigia Abbadia.
Emma . . . . . Villa.
Vilfredo . . . . Lorenzo Salvi.
Isacco . . . . . Bassi.
Gualtiero . . . . Bruni.
Briano . . . . Cesare Badiali.
Cedrico . . . . . Pio Botticelli.
Luca . . . . . . Pollonini.

Die Direktion des Orchesters hatte Herr Gebhard. — Das Orchester ist für Italien sehr gut. — Ich habe die drei Abende, wie gebräuchlich, am Cembalo gesessen. Den ersten Abend bin ich elfmal vor die Scene gerufen worden, außer den häufigen Beifallsbezeugungen im Laufe der Akte. Den zweiten Abend viermal und den dritten Abend (obgleich die Königin im Theater war) dreimal.

Man erweiset mir jetzt hier eine Menge von Ehrenbezeugungen. So geht die Welt! — auf und ab!

Turin, den 23. März 1840. Meine Oper „Il Templario“ wird bei Lucca in Mailand gedruckt. Ich bin engagiert, nach

Genua zu kommen und sie dort in Scene zu setzen. Morgen reise ich dahin ab. Der König hatte Märsche bei mir bestellt. Ich habe sie ihm persönlich einhändigen dürfen. Die Königin hat die Dedikation der Oper acceptiert. Für beides habe ich vom Könige eine goldene Tabatiere mit Brillanten bekommen. Ich habe sie bei demselben Juwelier, wo der König sie hatte kaufen lassen, umgetauscht gegen eine goldene Repetieruhr a cilindra mit goldener Kette. Die Dose kostete 1014 Francs. Für 940 Francs hat sie der Juwelier wieder angenommen.

Mailand, den 19. Juni 1840.

Ich ging am 24. März von Turin nach Genua, wohin mich mein Kontrakt rief, um den Templario in Scene zu setzen. — Die Oper wurde am 20. April im Teatro Carlo Felice mit großem Beifall aufgenommen. Sie war als ich abreiste bereits dreißigmal gegeben worden. Man hatte auch in Genua die größte Güte und Freundlichkeit für mich. Besonders freundlich wurde ich aufgenommen im Hause des Marchese Francesco Pallavicini, dessen Frau Luise, nata Sauli, eine sehr interessante Dame ist. Ich wohnte im großen Palast Doria bei Don Domenico Doria Pamphili, dem ich aus Rom befreundet war. Kurz es ging alles nach Wünschen und sehr brillant. — Genua ist eine wunderschöne Stadt. — Ich blieb dort bis zum 10. Juni, an welchem Tage ich nach Turin abreiste, um neue Scritturen mit Giacone zu machen, ging alsdann nach Mailand, woselbst ich nun zwei Monate zubringen werde. Mein Templario wird die Scala im Herbst eröffnen.

Brescia, den 27. August 1840.

Der Templario ging am 13. August bereis in Scene alla Scala. Der Erfolg ist auch hier ein glänzender gewesen, obgleich ich diesmal in Mailand gar keine Visiten gemacht oder neue Bekanntschaften angeknüpft hatte; war also um so mehr ein unparteiisches und strenges Urteil von Seiten des Publikums. Nach sechs Vorstellungen verließ ich Mailand, wo indessen der Templario noch immer gegeben wird. Ich reiste nach Bergamo und Brescia, um Donzelli, Lonati, die Padolini unn die Frezzolini zu hören, für welche Künstler ich in meinen nächsten Opern zu komponieren haben werde. —

Hier in Brescia habe ich die nähere Bekanntschaft von Erminia Frezzolini gemacht, die jetzt unstreitig die erste Sängerin in ganz Italien ist. Ich bin ihretwegen hier geblieben und werde noch einige Tage bleiben, da ich, gemäß meines Kontrakts, erst am 1. September in Triest einzutreffen brauche, wo mein Templario am 15. September als erste Oper der Herbstsaison in Scene gehen wird. — Mir steckt stark eine Heiratsidee mit Erminia im Kopf! — Voyons.

Abends 7 Uhr. Der Vater Erminias, der bekannte Basso Buffo Frezzolini, ist heute angekommen — er war in der Romagna —. Ich habe an Erminia geschrieben und gefragt, ob sie meine Hand acceptieren will. Ein Advokat Paolo Baruchetti, den ich hier zufällig kennen lernte, und dessen Offenheit und Freundlichkeit mein Zutrauen gewonnen, war der Überbringer des Briefes, und in dieser Stunde erwarte ich seine Zurückkunft mit einer Antwort von Erminia.

Freitag, den 28. August. Die Antwort Erminias ist dahin ausgefallen, daß ich mit ihrem Vater sprechen möchte. Ich will das aber aus ihrem eigenen Munde hören, ehe ich mit ihm rede. Ich habe diese Nacht unter Beratungen mit dem neuen Freunde Baruchetti und mit Schreiben an Erminia zugebracht.

Sonnabend, den 29. Es sind seitdem zwei Unterredungen mit dem Vater Frezzolini gewesen. Er möchte natürlich den Goldfisch, den er in seiner Tochter besitzt, nicht aus dem Netze lassen; indes wird er es doch über kurz oder lang müssen. Wir werden heute noch zu einer Entscheidung kommen, und das um so mehr, da ich noch heute nacht aus Brescia abreisen muß, um den 1. September in Triest sein zu können, wohin mich mein Kontrakt ruft. — Ich habe für den Moment folgende Engagements: kontraktlich für Turin und Genua Opern zu schreiben. So kann ich denn gegen Erminias jetzt sehr glänzend stehende Laufbahn doch etwas aufweisen. Vereint könnten wir eine ungeheure Karriere machen. Ich hoffe, daß die Heirat zustande kommt; — bin jedoch willens, die Vollziehung bis zu einem gewissen Punkt hinauszuschieben, um uns einigermaßen besser kennen zu lernen. Vorderhand werden wir heute wahrscheinlich unsre Verlobung vollziehen.

Bologna, den 27. September 1840.

Wir vollzogen wirklich in Brescia am 30. August unsre Verlobung. Der Vater, der seine Tochter schlecht behandelt, und mich an das Verhältnis zwischen meinem Vater und mir, wie es in meiner Kindheit bestand, erinnert, — und der dennoch von ihrem Talente und Gelde lebt — ist gegen die Heirat. Wir werden aber alles durchsetzen, auch gegen seinen Willen, denn wir sind beide majorenn. — Unterdessen mußte ich Erminia verlassen und reiste am 1. September von Brescia ab nach Triest. Hier besorgte ich inzwischen alle meine zur Heirat notwendigen Papiere, die jetzt schon alle in vollkommenster Ordnung sind. Zugleich hielt ich die Proben des Templario, der am 19 d. M. im Teatro grande in Scene ging, mit Rita Gabussi (Rebecca), Moriani (Vilfredo), e Sebastiano Ronconi (Briano). Die Aufführung ließ in jeder Hinsicht viel zu wünschen, aber dennoch ist der Erfolg günstig gewesen, und ich habe mich diesmal wirklich überzeugt, daß der Templario eine Oper ist, die schwerlich Fiasco machen kann, denn wenn sie je elend gesungen wurde, so war es diesmal der Fall! Moriani scheint die Stimme schon ganz verloren zu haben.

An der Scala in Mailand dauern die Vorstellungen des Templario noch immer fort!! — seit sechs Wochen.

Unterdessen beendigte Erminia ihr Engagement in Brescia und verließ, mit Ehrenbezeugungen überhäuft, diese Stadt am 17. — Sie ist nach Bologna gegangen, wo sie diesen Herbst in Ruhe im Hause einer Signora Marchioni zubringen wird, indem sie sich durchaus nicht entschließen konnte, zu ihrer Familie nach Proieto zu gehen, wohin der Vater abgereist ist, denn sie hätte dort wirklich im Fegefeuer gelebt.

Ich stand unterdessen immer mit ihr in Briefwechsel, und kaum war mein Templario in Triest in Scene gesetzt, so reiste ich hierher nach Bologna, um sie wiederzusehen. Ich kam hier am 25. an. Übermorgen reise ich nach Mailand, um die beiden Opernbücher für den Karneval machen zu lassen, werde aber gleich wieder nach Bologna zurückkehren, um in Erminias Nähe zu sein; und hier werde ich meine Oper für Genua schreiben.

Einschaltung d. H.: Daß Nicolai mit Erminia Frezzolini eine sogenannte Vernunftheirat einzugehen beabsichtigte, scheint im

Widerspruch mit seiner idealen Auffassung von Liebe und Ehe zu stehen und seinem Charakter wenig zu entsprechen. Dennoch ist dieser scheinbare Widerspruch leicht zu lösen: die tiefe Liebesenttäuschung, welche er zuletzt durch Armida erlitten, mußte seine ideale Auffassung von Liebe und Treue aufs äußerste herabgestimmt, ja im tiefsten Grunde erschüttert haben. Bis jetzt hatte er noch kein wahrhaft treues Herz gefunden, das die aufrichtige treue Hingabe seines Herzens erwidert hätte. Nach den Erfahrungen, die er gemacht, wäre es kein Wunder gewesen, wenn er der Liebe für immer entsagt haben würde. Blieb ihm doch die Liebe zu seiner Kunst als Äquivalent; und diese war es auch, die ihn zu jener Zeit erhob, fortriß, all sein Empfinden, seine Thatkraft und in hohem Grade auch seinen Ehrgeiz in Anspruch nahm, ihn zuletzt ausschließlich beschäftigte. Die schöpferische Thätigkeit — jenes seltsame, rätselhafte, liebeverwandte, göttliche Glück — sie verhieß ihm, dem Künstler, ein zuverlässiges Heilmittel für die bis jetzt schwerste Verwundung seines mimosenhaft empfindsamen Gemütes. Sie allein verhieß ihm eine glückliche Zukunft, das endliche Erreichen hoher Ziele. Zu jener Zeit lernte er Erminia Frezzolini kennen, sie erschien ihm als die erste Künstlerin Italiens, für sie wollte er schreiben, durch sie seine Werke gehoben sehen. So lag auch der Gedanke an eine Verbindung mit ihr fürs Leben nicht gar sehr fern, wobei eine Herzensbeteiligung doch eigentlich nicht ausgeschlossen blieb. Dennoch wäre es nie zu einer Heirat mit Erminia gekommen — wenn selbst eine solche durch Intriguen nicht verhindert worden wäre — sobald seine Braut die ihm unerläßlich dünkende Charakterprüfung nicht hätte bestehen können. Aber auch während all der Ereignisse, welche zuletzt die Aufhebung des Verlöbnisses herbeiführten, war Nicolai so bitter schmerzlichen Empfindungen hingegeben, daß eine innigere Herzensbeteiligung seinerseits auch in diesem Verhältnis nicht zu verkennen ist.

Fortsetzung der Tagebücher.

Wien, den 4. April 1841.

Vieles ist vorgegangen! — ich bin aber so ungeheuer beschäftigt gewesen, daß ich selbst nicht einmal in mein Tagebuch schreiben konnte. So will ich denn nun in Kürze mir einiges davon nachträglich notieren.

Gegen Ende Septembers v. J. war ich also in Bologna, um in der Nähe Erminia Frezzolinis (jetzige Madame Poggi! —) zu sein. — Nach zwei Tagen mußte ich bereits nach Mailand abreisen, um meine Geschäfte nicht ganz zu vernachlässigen. Ich reiste, nachdem ich die Geschäfte beendet hatte, sogleich wieder nach Bologna zurück, wohin mich die häufigsten und zärtlichsten Briefe von Erminia riefen. Ich nahm das Buch Odoardo e Gildippe mit.

In der ersten Hälfte des Oktober war ich bereits wieder in Bologna und schrieb nun hier die Oper Odoardo e Gildippe für Genua ungefähr in sechs Wochen. Tages über war ich an den Schreibtisch gefesselt, die Abende brachte ich mit Erminia gewöhnlich im Theater zu. Die Unannehmlichkeiten und Zänkereien zwischen uns fingen aber bereits an, und ihr zänkischer und durchaus herzloser Charakter gab mir tausend Bitterkeiten zu erfahren und kostete mich unzählige Thränen; — ich hatte wirklich angefangen, sie zu lieben — und mein Herz empfing täglich neue Schläge; — oft war ich auf dem Punkt, sie zu verlassen. Hätte ich es nur gethan! — Unter solcher Stimmung schrieb ich meine Oper für Genua! . . . . . und so verging mir der Oktober und November unter Qualen und Pein, die aber durch Aussöhnungen immer wieder vergessen wurden. — Ich sehe jetzt ein, zu welchem schändlichen Zweck ich gedient habe! — ich sollte nur den Anhaltspunkt zu einer Trennung Erminias von ihrem Vater ihr geben — weiter war ich ihr nichts, und nur zu sehr hat sich das in meinem Herzen immer quälende Gefühl, daß ich nicht geliebt sei, bestätigt. — Soll ich aufrichtig sein? — auch ich liebte sie nie, wie ich zu lieben fähig bin — wie ich einst Armida liebte! — So ist es denn recht gut — und gewiß zu meinem Glücke, daß unsre Heirat sich nicht gemacht hat.

Ich sandte die Partitur nach Genua. Die Zeit war nun gekommen, daß Erminia ihrem Kontrakt gemäß nach Turin und ich nach Genua abreisen mußte. Sie wollte ihren Vater nicht erwarten, dessen Absicht war, sie aus Bologna abzuholen und nach Turin zu begleiten; sie wollte den entscheidenden Schritt thun und mit mir nach Turin reisen. So geschah es. Wir mieteten einen Wagen und ich führte sie, begleitet von ihrer Kammerjungfer und Freundin Marchioni, über Mailand nach Turin. Auf der Reise zankten wir wenig, obgleich etwas, im ganzen trug dieselbe aber

eher zu einer Wiederannäherung der Gemüter als zur verstärkten Abstoßung bei. Ja, in Turin angekommen, wurde unser Verhältnis zärtlicher als es vielleicht bis dahin je gewesen war, und ich schmeichelte mir wirklich, daß ihr Herz für mich zu fühlen anfinge. In Turin blieben wir noch einige Tage beisammen, dann aber mußte ich nach Genua und schied von ihren Thränen begleitet. In Genua fing ich meine Proben sogleich an. Unterdessen kam der Vater Frezzolini nach Turin. Ebenso der Tenorist Poggi. Was sie miteinander getrieben, beraten und abgekartet haben, weiß ich nicht. Das Ende davon war, daß nach einigen Tagen Erminia mir einen verstellten Brief schrieb, in dem sie mich um einige früher an mich geschriebene Briefe bat — die ich ihr dann auch sogleich übersandte, obwohl ich hieraus bereits die Gewißheit ihrer abscheulichen Absicht schöpfte. — Einige Tage darauf kam ein anderer Brief, der anzeigte, daß sie für jetzt die Idee des Heiratens aufgeben müsse. — Hierauf riß ich aber die Sache mit einem Stoß durch, indem ich die Auswechselung unsrer Briefe verlangte und ihr einen Brief kalt, förmlich, kurz und per Sie schrieb.

Nach Ende des Karnevals heiratete sie den Sänger Poggi; in Mailand wurden sie getraut. Poggi habe dem Vater 40 000 Frcs. ein für allemal gezahlt, sagt man.

Odoardo e Gildippe ging am 20. Dezember in Genua in Scene; fiel nicht durch und hatte keinen Erfolg, sondern wurde gleichgültig aufgenommen. Man hat die Oper zwanzigmal, glaube ich, ruhig fortgegeben und ist dann zu andern Opern übergegangen. Sie ist wahrscheinlich für immer der Vergessenheit anheimgefallen. Ich reiste nach den ersten drei Vorstellungen sogleich nach Mailand ab.

Das für Mailand bestimmte neue Buch von Temistocle Solera „Nabuco" war durchaus unmöglich in Musik zu setzen, — ich mußte es refüsieren, überzeugt, daß ein ewiges Wüten, Blutvergießen, Schimpfen, Schlagen und Morden kein Sujet für mich sei. — Der Nabuco taugte nicht. Der Proscritto taugte nicht. Die Frezzolini, die ich mir damals — als wir verlobt waren — für diesen Karneval ausbedungen hatte, war zu meiner Feindin geworden. Ich selbst war höchst krank physisch und moralisch.

Unter solchen Umständen wünschte ich denn nun, die Oper lieber nicht zu schreiben; aber Merelli konnte mich nicht mehr absolvieren, da es die einzige neue Oper in diesem Karneval, und

er dem Gouvernum deshalb verpflichtet war. — Unter den beiden vorhandenen Büchern war am Ende der Proscritto doch noch weniger untauglich, und so mußte ich mich zur Komposition dieses Buches bequemen, wiewohl ich von Anfang an einsah, daß aus einer so schändlichen Poesie niemals etwas Ordentliches gemacht werden könne. Ich ging an die Arbeit am 4. Januar und mußte in sechs Wochen mit den drei Akten fertig sein. — So geschah es! — Ich sah voraus, daß meine Oper Fiasco machen müßte — so geschah es! — Sie wurde also in der Quaresima am 13. März aufgeführt mit: Leonora — Erminia Frezzolini-Poggi. Arturo — Dominico Donzelli. Edmondo — Filippo Coletti. Giogio — Castellon. — Die Frezzolini sang so gut wie gar nicht, die Aufführung war infam, schändlich! ich wurde absichtlich malträtiert. Die Oper hat nach meinem Urteil einige Stücke, die sich halten können, wenn auch das Ganze unmöglich Glück machen kann.

Mein Verhältnis mit der Frezzolini war abscheulich. Schon in der Probe haben wir nie ein Wort gewechselt, und ich war des schlechten Erfolges vollkommen gewiß.

Die Oper wurde nur einmal gegeben. Merelli hat sie zwar wieder geben wollen, jedoch die Frezzolini, deren Betragen selbst dem Publikum mißfallen hatte und die an jenem Abend persönlich gezischt wurde, wollte durchaus sie nicht mehr singen, so hat man mir wenigstens berichtet. Ich habe sie nie wieder gesprochen.

Ich wurde nunmehr von Merelli engagiert, meinen Templario dieses Frühjahr hier in Wien mit den Italienern zu geben. Am 24. März verließ ich Mailand und kam am 1. April in Wien an. Obgleich ich von Merelli nur 200 fl. bekomme, so ging ich doch auf das Engagement ein, denn es ist nunmehr mein fester Vorsatz, endlich einmal meine Mutter und Schwester in Warschau zu besuchen, und da liegt denn Wien auf der Straße von Mailand mir bequem. Das war der Grund, weshalb ich es annahm. — So werde ich denn, besonders dispustiert durch die letzte Begebenheit an der Scala, vielleicht nicht so schnell nach Italien wiederkehren und meine Oper für den kommenden Herbst in Turin wohl nicht schreiben, sondern den Kontrakt auflösen.

Ich reiste am 24. März um Mitternacht ab. Abends war ich noch bei Armidas Eltern, wo ich Armida sah.

Anmerk. d. H. Es ist dies das letzte Mal, daß er der einst

angebeteten Frau flüchtig erwähnt. Gleich darauf trägt er folgende Notiz ein:

„Deutsche Mädchen sind fühlender und eher zu gewinnen als italienische, und das gewöhnliche Urteil, welches das Gegenteil sagt, ist falsch.“

Ich reiste diesmal durch Tirol über Innsbruck und Salzburg. In Innsbruck sah ich in der Hofkirche die Menge der im Jahre 1550 von Löfler gegossenen Bronzestatuen all der alten österreichischen Fürsten und Damen. Sie stehen um das Grabmal Kaiser Maximilians, welches die Mitte der Kirche einnimmt. Auf dem Grabmal sind die Thaten Kaiser Maximilians in weißem Marmor auf das ungeheuer feinste und ausgeführteste gearbeitet; es sieht fast wie ein Gemälde aus. Diese Basreliefs, die sehr berühmt sind, wurden von Collin, auch in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts, ausgeführt. Mir kommt es doch vor, als ob diese Arbeit sich zu sehr in Kleinigkeiten und Spielerei verlöre. Er hat fünfundzwanzig Jahr daran gearbeitet.

In der Hofkirche ist jetzt ein Monument für Hofer errichtet, von Schaller in München ausgeführt. Es stellt Hofer mit der Fahne in Lebensgröße dar. Das für diesen Gegenstand bestimmte Modell von Kleber steht im Museum und hätte etwas viel Schöneres gegeben.

Den tiroler Landesverteidigern von 1809 wird nun auch in der Hofkirche ein Monument errichtet. Es wird von dem Tiroler Ant. Krismair in Rom angefertigt, von dem einige schöne Arbeiten, namentlich eine Maddalena, bereits im Museum stehen. Ein gleichfalls für das Monument angefertigtes Modell von dem tiroler Bildhauer Stahlknecht in Paris hätte nichts desto weniger etwas sehr Schönes gegeben, ist aber nicht acceptiert worden und steht nun im Museum. So geht es denn in unsrer Zeit in allen Künsten! — wenn ich einen Sohn habe, er soll alles werden, nur nicht Künstler! —

In Salzburg sah ich das Geburtshaus Mozarts, und war in dem Zimmer, wo dieser Heiland der Musik das Licht der Welt erblickte! — ich werde es nie vergessen!! — Auch besuchte ich Mozarts Witwe, Frau v. Nissen, und fand eine rüstige, wohlaussehende, jedoch schon sehr alte Frau in ihr. Sie war sehr gütig und schenkte mir ein Bild Mozarts und Bildnisse ihrer Söhne als Kinder. Es wird nunmehr endlich daran gedacht, Mozart ein

Denkmal in Salzburg zu setzen. Es soll noch in diesem Jahre geschehen.

Wien, den 1. Juni 1841.

Gestern abend ging endlich hier mein Templario in Scene. Ich dirigierte selbst. Die Aufnahme von Seiten des Publikums ist sehr günstig gewesen, obgleich die Aufführung keineswegs eine der besten war. Chöre und Orchester gingen wohl sehr gut, indes Moriani detoniert immer mehr und die Taddolini hat an ersten Abenden in der Regel vor Angst keine Stimme. Morgen ist die zweite Aufführung, und da wird denn alles wohl besser gehen. Der Tenor in der Introduzione mußte wiederholt werden, und ich wurde nach dem ersten und dritten Akt gerufen.

Anmerkung: Über den Templario berichtet ein wiener Zeitgenosse: „Il Templario, dessen Libretto mit so vielen andern Operntexten die Entlehnung des Stoffes aus einem und demselben Walter Scottschen Roman teilt, errang bedeutenden Erfolg. Diese Oper wurde nicht nur auf den meisten Bühnen Italiens gegeben, sondern fand auch bald, während der italienischen Staggione, auf dem Kärthnerthortheater in Wien entschieden günstige Aufnahme. Insbesondere war es die Ouvertüre, die gründlicher gearbeitet, als es bei modernen italienischen Eröffnungsstücken sonst der Fall zu sein pflegt, und außer ihr einzelne Nummern, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf den jungen Komponisten lenkten. Von den letzteren erlangten sogar einzelne eine solche Popularität, daß man sie noch jahrelang nachher von herumziehenden Drehorgeln, — die bekanntlich in Wien eines hohen Grades der Vervollkommnung sich erfreuen, und ebensowohl Strauß und Gungl wie Verdi und Flotow leiern — in allen Straßen aufspielen hören konnte.“

Tagebuch.

Wien, den 7. August 1841. Nach der Aufführung des Templario wurde mir von der Administration des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärthnerthor der Antrag gestellt, wieder als Kapellmeister einzutreten. Es war mein geheimer Wunsch, und so war die Sache bald abgeschlossen. Ich bin demnach auf drei Jahre als erster Kapellmeister engagiert, bekomme 2000 fl. jährlich, kann zwei Monate, Juli und August, auf Urlaub gehen (dann fällt aber das Gehalt aus). Auch soll ich in dieser Zeit eine große deutsche Oper liefern. —

Mein Kontrakt begann mit dem 1. Juli. Ich ging nun sogleich einen Monat auf Urlaub und reiste in den letzten Tagen Junis nach Warschau ab, um endlich einmal meine Mutter zu besuchen, die ich seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hatte. Ich kam am 26. Juni in Warschau an. Man braucht ca. vierundeinhalb Tage zur Reise von Wien bis dahin. Meine Mutter fand ich wohl und rüstig aussehend. Meine Halbschwester, Sophie Berson, ist dort an einen Schneider, namens L. . . . verheiratet. Diese Mesalliance, zu der unendlicher Leichtsinn und Charakterlosigkeit, auch unglückliche Familienverhältnisse den Grund gaben, ist ihr jetzt unerträglich, und sie ist nicht glücklich. Sie hat überdies von der Mutter eine verzärtelte und verkehrte Erziehung erhalten und gar keine moralische Kraft. Sie hat keine Kinder. L. . . . ist ein geiziger und nicht über seinen Stand gebildeter Mensch. — ! — Daß ich natürlich wünschte, aus solchen Verhältnissen mich bald zu entfernen, ist einleuchtend. Ich wohnte bei L. . . . und habe es oft bereut. — Von der dortigen Gesellschaft zog ich mich dieserhalb so viel als möglich zurück; ganz war jedoch Umgang nicht zu vermeiden. Hauptsächlich wurde ich im Hanse eines Herrn v. Cichocki bekannt, in welchem Fräulein Josephine Turowska wohnt, die beim dortigen Theater als Sängerin engagiert ist und meine Schülerin wurde, während der kurzen Zeit meines Warschauer Aufenthaltes. Sie hat viel Fortschritte gemacht und zahlte mir einen Dukaten für die Stunde, deren sie nur fünfzehn nehmen konnte. Man behandelte mich übrigens dort mit großer Auszeichnung. Der alte Musikdirektor Elsner studierte just sein Oratorium Passio Christi ein. Ich fand dort den Dr. Sauvan, der da etabliert ist, und der schon in Rom mein Freund war, wieder; ebenso Herrn Teichmann, Violinist beim Theater. Herr N. . . . ., Musikdirektor, ist ein brutaler und ungebildeter Kerl, dem ich tüchtig bei Elsner die Wahrheit sagte. Ferner fand ich in Warschau meinen Freund Eduard Grube aus Königsberg wieder, der eine Warschauerin zur Frau hat und gerade dort bei seinen Schwiegereltern zum Besuch war. Warschau ist doch eine sehr schöne Stadt — aber jetzt sehr unglücklich. Unglückliches, dreimal unglückliches Polen! — Warschau hat auch schöne Umgebungen; am schönsten ist es in Willanow (Villa nuova) und dem nahe gelegenen Lustschloß Lazienki.

Ich reiste den 26. Juli wieder ab von Warschau und war den 31. wieder in Wien, wo ich nun mein Amt antreten werde.

Der Abschied von Mutter und Halbschwester ist mir nicht sauer geworden. Ich bin schon nicht dazu auf der Welt, glückliche Familienverhältnisse zu haben: — Der Vater in Berlin thut auch nichts als jammern, und alle möchten von mir Geld haben. Wie soll ich das nur machen? —

Einschaltung d. H.: Hier tritt eine Pause von drei Jahren in den Tagebuchaufzeichnungen ein. Doch entsteht keine Lücke, weil Nicolai alsdann auf die Erlebnisse während jener Zeit zurückkommt und die Notierung derselben nun in ununterbrochenem Zusammenhang erfolgt. Die Unterbrechung benutzend, sei es gestattet, noch einmal zurückzublicken auf das im Leben des Künstlers so bedeutungsvolle Ereignis, das Wiedersehen der seit fünfzehnjähriger Abwesenheit entbehrten Mutter. Die unausgesprochenen Empfindungen des Sohnes, die nur im Schlußsatz in kurzen Worten traurigster Resignation angedeutet sind, lassen sich unschwer zwischen den Zeilen erkennen, sobald man sich die lebhafte und tiefe Empfindungsweise Nicolais vergegenwärtigt: in der Fremde hatte er vergebens nach aufrichtiger, wahrer Liebe gesucht, er hoffte sie endlich am trauten Herzen der Mutter zu finden, aber dieser alles vergütende Ersatz blieb ihm versagt; er durfte selbst für seine Kindesliebe kein Genüge finden. Das Herz der Mutter, welche ihn seit frühster Jugend nie um sich gehabt, kaum gekannt, ward ihm entfremdet. Wie grell tritt dieser Mißklang im Leben Nicolais hervor, gedenkt man, zu unwillkürlichem Vergleiche, eines anderen unsterblichen Künstlers im Bereiche rhythmischen Wohllauts, des gleichfalls in der Fremde weilenden Heinrich Heine, welcher heimkehrend in der Liebe der Mutter die einzige und endliche Befriedigung fand und dies am Schlusse seines tief empfundenen Sonetts an seine Mutter zu ergreifendem Ausdruck bringt:

„Und immer irrte ich nach Liebe immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hause krank und trübe.
Doch da bist du entgegen mir gekommen,
Und ach! was da in deinem Aug' geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe."

Unserm Tondichter ward diese Auflösung der ihn so schmerzlich berührenden Dissonanz nicht beschieden. Es lag in seinem Geschick eine, bei so vielen Vorzügen des Gemütes und der Persönlichkeit, kaum begreifliche Konsequenz völliger Liebesverneinung, d. h. der Versagung jener tiefen, seelischen Zuneigung, wie er sie ersehnte, und deren Entbehrung den Schmerz seines Lebens bildete. Und dennoch, in gewisser Beziehung versöhnend mit dem Walten seines herben Geschickes wäre die Annahme, daß der hochbegabte Sohn den Einflüssen der — wie er in Bezug auf seine Schwester selbst sagt — verzärtelnden Erziehung einer zu nachsichtigen Mutter entzogen blieb. Die ihm angeborenen Vorzüge reiften nun zu freier, unverkümmerter Entfaltung und begründeten so seine erstaunliche Ausdauer, Selbständigkeit und, vor allem, Charakterfestigkeit, die ihn, in oft so schwierigen Lebenslagen, auszeichnete, und ihn in der Fremde in seinem jugendlichen Alter vor Gefahren schützte, denen ein verzärteltes Muttersöhnchen nicht Widerstand hätte leisten können. Nicolai erzog sich selbst, er bildete in der That seinen Charakter in dem Strom der Welt. Und manche Gefahr gab es da zu umschiffen; um nur eine zu nennen: das Hazardspiel in den römischen Gesellschaften. Durch ein ernstes, strenges: „Was soll das werden?“ beschränkte er seine Teilnahme daran, um sie zuletzt gänzlich aufzugeben. Thätigkeit war auch hier das große Zauberwort, verderbliche Leidenschaften zu bannen, während sie zugleich die Erreichung hoher Ziele in Aussicht stellte. Als er nun, bald nach zurückgelegtem einunddreißigsten Lebensjahr, in Wien sein Amt antrat, konnte er demselben einen ganzen Mann zur Verfügung stellen mit gefestigtem Charakter, ernstem Wollen, gediegenem Können und unverwüstlicher Thatkraft.

Was den Einfluß seines Wiener Aufenthaltes auf seinen ferneren Bildungsgang, in musikalischer Hinsicht, betrifft, dies darzuthun, bleibe einem Zeitgenossen Nicolais überlassen, dem im Vorwort erwähnten wiener Dichter, Siegfried Kapper, dessen Berichte über Nicolai in der Folge (unter: S. K.) noch öfter Verwendung finden werden.

Einschaltung S. K.: „Mit Nicolais Bekanntwerden und günstiger Aufnahme in Wien beginnt für ihn und seine musikalische Dichtung ein neuer Umschwung, der mit dem Augenblicke praktisch wird, in welchem wir ihm den Kapellmeisterstab des Hof-Operntheaters nächst dem Kärthnerthor übertragen sehen.

Unstreitig nicht ohne Rückwirkung auf ihn war die spezifische Musikatmosphäre Wiens im allgemeinen und insbesondere das rege und anregende Künstler- und Dichterleben dieser Residenz gerade während der Jahre seines Aufenthaltes daselbst. Der absolute Virtuosenenthusiasmus hatte soeben seinen Kulminationspunkt überschritten, und der Sinn für wahres Künstlertum und echtes künstlerisches Schaffen fing an, aufs neue sich geltend zu machen. Zu keiner Zeit vielleicht wie damals gaben so viele einheimische Musiker wenigstens ihren guten Willen kund, der Musik über das Musikmachen den zeitweilig verlorenen Vorrang wiedererringen zu helfen. Vornehmlich wandte man sich der Komposition deutscher Originalopern zu, nach ihr der deutschen Liederdichtung. Es war die Zeit der Versuche Geigers, Netzers, Prochs, Hovens und selbst des gelehrten Sechter. Flotow und Lorzing allarmierten das Publikum. Selbst die Musik der Vorstadttheater hatte, namentlich unter dem Einflusse Emil Titls, einen Aufschwung von Wenzl und Adolf Müllers wienerisch gemütlichem Volksstile zum Opernhaften genommen. Preier, Randhartinger und vor allen Proch und Dessauer, dieser durch innern Gehalt, jener durch das enorme Quantum seiner Produktionen die Aufmerksamkeit fesselnd, waren nebst dem frühverstorbenen Fuchs, nebst Hackel, Hölzel und mehreren andern auf dem Gebiete des Liedes in der von Schubert geschaffenen Richtung thätig. Der Männergesangverein, nach dem Vorbilde der deutschen Liedertafeln, war entstanden, um die Vokalmusik unter seine Fittige zu nehmen, und zu einer, in Wien bis dahin nicht gekannten Vervollkommnung zu erheben. Die Orchesterkonzerte kamen in Aufnahme.

Wie seit lange keinem andern gegenüber bildete sich in kurzer Zeit zwischen diesem neu aufstrebenden musikalischen Sinne Wiens und Otto Nicolai eine Wechselwirksamkeit heraus, die für beide ihre goldenen Früchte trug. Die Periode dieses Rapportes ist für den Bildungsgang Nicolais unstreitig ebenso bedeutsam gewesen, als für die Beurteilung seines weiteren künstlerischen Strebens von ganz besonderem Interesse. Sie zeigt uns den Künstler Schritt für Schritt sich von den fremden Elementen loslösen und zur Entfaltung der ihm innewohnenden Eigentümlichkeit gelangen, und bietet im ganzen wie im einzelneu manchen instruktiven Einblick.

Der erste Schritt der Rückkehr vom italienischen Maestro zur echten deutschen Künstlerschaft war die eifrige Wiederaufnahme des Studiums der deutschen Klassiker. Das Ergebnis dieses Studiums war die jährlich sich wiederholende Aufführung der herrlichen Orchesterwerke Mozarts, Haydns, Beethovens in den philharmonischen Konzerten."

Fortsetzung der Tagebücher.

Wien, den 13. September 1844.

Wie geht es denn nur zu, daß ich mir gar nicht mehr die Zeit verschaffen kann, einiges in dies Buch zu meiner einstigen Erinnerung einzutragen? — Wahrscheinlich, weil ich jetzt in einer Anstellung, also doch in einer Art von Gleichförmigkeit lebe, und weil auch die dreißiger Jahre wohl die sind, wo der Mann vor Geschäften nicht zu etwas anderem kommen kann.

Ich bin nun über drei Jahre in Wien und habe nach Ablauf meines ersten Kontraktes, der auch drei Jahre umfaßte, das Engagement noch auf ein Jahr, also bis anfangs Juli 1845, abgeschlossen. In den verflossenen drei Jahren wußte ich mir die Achtung und Anerkennung des Publikums als Kapellmeister in hohem Grade zu erringen — ebenso die meines Orchesters. Wenn die Stellung eine lebenslängliche, kaiserliche wäre, so würde sie wenig zu wünschen übrig lassen. Ich übernahm bei meinem Eintritt ins Amt die Direktion sämtlicher Opern von Mozart, Gluck, Beethoven, Cherubini, Spontini, welches ich meiner Stellung als erster Kapellmeister schuldig zu sein glaubte. Meine Herren Kollegen sind der bisher nur als Liederkomponist bekannte Heinrich Proch und Wilhelm Reuling. Die Zauberflöte ist die einzige Mozartsche Oper, die ich an Proch überlassen habe. Ich that es, weil ich fürchtete, daß sie bei ihrer Wieder-in-Scene-Setzung mißfallen würde, da mir die Mittel zur Besetzung nicht gut genug zu sein schienen, namentlich wegen der drei Genien und der drei Damen. Ich bereute dies später oft, denn es ist hier einmal so Sitte, daß jeder Kapellmeister die Oper behält, die ihm einmal gehört, und nun kann ich Proch unmöglich die Zauberflöte wieder abnehmen, würde es auch nicht durchsetzen.

So habe ich also während dieser drei Jahre fortdirigiert und, besonders im letzten, bei unablässiger Thätigkeit; denn — irre ich mich nicht sehr — so fängt jetzt an, die gute deutsche Opern-

musik die italienische wieder etwas aus dem Felde zu schlagen. Wie sehr ist aber auch Italien in den letzten fünf Jahren gesunken?! Donizetti lebt fast immer in Paris oder Wien, in welch' letzterer Stadt er jetzt als k. k. Kammerkapellmeister und Hofkompositeur mit 4000 fl. Gehalt auf Lebenszeit engagiert ist — und thut nichts mehr für Italien. Rossini ist ganz verstummt. Wer jetzt in Italien Opern schreibt ist Verdi. Er hat auch den von mir verworfenen Operntext Nabucodonosar komponiert und damit großes Glück gemacht. Seine Opern sind aber wahrhaft scheußlich und bringen Italien völlig ganz herunter. — Ich denke unter diese Leistungen kann Italien nicht mehr sinken, — und jetzt möchte ich dort keine Opern schreiben.

Ich trat also im August 1841, nachdem ich von Warschau zurückgekehrt war, mein Amt in Wien an. Ich habe Don Juan, Figaro, Fidelio, Wasserträger, Entführung aus dem Serail, Vestalin dirigiert und auch manches andere daneben, als: Belagerung von Korinth, Lucia di Lammermor, les Martyrs, la Favorite und vieles in den italienischen Saisons. Wir halten nämlich neun Monate deutsche Oper, April, Mai und Juni aber italienische.

Bald nach meiner Ankunft in Wien, im September, den 21., machte ich die Bekanntschaft der auf mein Leben von so großem Einfluß gewesenen (est-ce passé?) Julie .... — die ich als Baronin Julia .... kennen lernte. Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß nach dem, was ich bereits geliebt und gelitten hatte, mein Herz noch solcher Passion fähig sein konnte, — und doch war dies die stärkste Liebe, die ich bis jetzt im Leben gefühlt. Und auf einen solchen Gegenstand — auf einen meiner eigentlich unwerten — mußte sie fallen! Auf diesem Altar opferte ich die heiligsten Flammen meines Herzens! Wie ist das möglich? wie soll ich es mir erklären? — und dennoch ist dies so! — Das ist die unwiderstehlich allgewaltige Macht der Schönheit. Denn schön war Julie als ich sie kennen lernte, schön, sehr schön! und sie liebte mich mit jenem wütenden Feuer, das seinen Grund nur in dem Bewußtsein, daß sie mich überselig mache, haben konnte. Bereits nach wenigen Tagen fiel die Binde von meinen Augen, — ich erkannte, daß sie kein rechtschaffenes Mädchen sei, d. h. kein tugendsames. Ist es deshalb unmöglich, sie zu lieben oder von ihr uneigennützig geliebt zu werden? — Nein! — Denn ich habe durch

zweiundeinhalb Jahre die außerordentlichsten Beweise großer, großartiger Liebe von ihr erhalten. Für mich opferte sie sich — für mich wurde sie unglücklich! — Ich müßte dies Opfer durch ein ebenso großes vergelten, — ich müßte sie heiraten, denn noch liebe ich sie unendlich. Aber mein Ehrgefühl, mein Stolz, sie sind größer, heftiger, als jede andere Empfindung.

Seit dem Januar dieses Jahres (1844) hat sie endlich Wien verlassen und lebt in Temeswar in Ungarn, wahrscheinlich, um unter den unsäglichen Qualen unsrer Herzen nicht uns beide getötet zu sehen. Es waren zweiundeinhalb Jahre wahnsinniger, unglücklicher, überseliger, abspannender, tötlicher Leidenschaft.

Einschaltung d. H.: Nicolai täuschte sich auch diesmal, wie schon so oft in seinem Leben, wenn er die gleiche Echtheit und Tiefe seiner Empfindungen auch bei der Geliebten voraussetzte und die schrankenlosen Ausbrüche ihrer verwerflichen Leidenschaft für außerordentliche Beweise großartiger Liebe hielt. Die Gegenbeweise blieben auch nicht allzulange aus; denn als sie sich in Temeswar aufhielt, trieb sie ihren Liebessport mit einem andern Manne in gleicher Virtuosität weiter. Nicolai kommt später noch einmal darauf zurück. Dank seiner tüchtig und edel angelegten Natur hatte diese Leidenschaft, die einen moralisch weniger kräftigen Charakter zugrunde gerichtet haben würde, ihn seinem künstlerischen Wirken und Schaffen nicht entzogen; ihm selbst ist das kaum begreiflich in Erwägung der Gemütserregungen, welche er damals erlitten. Er spricht sich darüber aus am Anfang der nächsten

Fortsetzung der Tagebücher.

Daß ich in dieser Zeit dennoch manches, sogar einflußreiches in der Kunst gethan — bewundere ich fast selbst. Es konnte nur dadurch ermöglicht werden, daß ich jetzt in dem für mich blühendsten Zeitpunkt meines Lebens stehe. Ich will mir das selbst zurufen und nicht vergessen, daß diese Blüte- oder Fruchtzeit nicht lange dauert. Sollte ich wohl noch was Ordentliches leisten? Gott lasse es geschehen! und erhalte mir vor allem Gesundheit!

Das Bedeutendste, was ich in diesen drei Jahren in Wien gethan, ist die Gründung der philharmonischen Konzerte. In diesen Konzerten habe ich bis jetzt nur durchaus klassische Musik zur Aufführung gebracht, und in diesem Sinne sollen sie auch fortbestehen.

Es finden alljährlich zwei solcher Konzerte statt. Ich vereinige zu diesen Aufführungen sämtliche Mitglieder meines Orchesters, die auch noch durch einige andre Künstler aus der Stadt — Dilettanten sind ganz ausgeschlossen — verstärkt werden, um die Zahl von sechzehn ersten Violinen u. s. w. zu erreichen. Die Harmonie besetze ich immer einfach und brauche dazu also keine fremden Kräfte. Im Kärthnerthor-Theater sind neun erste, neun zweite Violinen, vier Bratschen, fünf Violoncells, fünf Kontrabässe, drei Flöten, drei Oboen, drei Klarinetten, sechs Corni, drei Fagotti, vier Tromben, zwei Timpani, vier Tromboni, eine große Cassa, ein Triangel engagiert. — Als erster Orchesterdirektor fungiert Joseph Helmesberger, der zugleich Mitglied der k. k. Hofkapelle und Professor am Konservatorium der Musik ist. Ich schätze ihn als tüchtigen braven Mann und Musiker, nur ist er ein wenig zu ruhig für mich. Der zweite Orchesterdirektor heißt Grutsch — ich gestehe ehrlich, daß ich seinen Strich als Vorgeiger im Orchester lieber hinter mir höre. —

Da die philharmonischen Konzerte durchaus keinem andern Grund ihr Bestehen verdanken, als meinem freien Willen und dem freien Willen sämtlicher Orchestermitglieder, so fällt mir in jedem Jahr von neuem die Schererei zu, die Leute dazu zu vereinigen, da sich diesen herrlichen Aufführungen selbst dennoch einige Querköpfe entgegensetzen. Das Unternehmen hat bei dem Publikum und bei der Kritik den einstimmigsten Anklang gefunden, und nach jedem philharmonischen Konzert singen sämtliche Journale Wiens unisono in allen Tönen mein Lob und das meines Orchesters.

Die Einnahme wird unter sämtliche Orchestermitglieder gleichmäßig verteilt, wobei jedoch die Komiteemitglieder je einen Teil mehr, Helmesberger noch einen Teil mehr, und ich das Vierfache eines Mitgliedes profitiere. Die sechs Konzerte ergaben einen Überschuß von ca. 8000 fl. Wenn bei unsrer nur temporären Anstellung ein Pensionsfonds denkbar wäre, so würden diese Konzerte den schönsten Fonds dazu beisteuern können. Vielleicht setze ich das auch noch durch!

Wir haben uns bis jetzt hauptsächlich an Beethovensche Symphonien gehalten und damit gut gethan. Besonders hat die Aufführung der großen Neunten mit Chören, von der ich dreizehn Proben machte, wahre Sensation erregt und ist den Leuten zum erstenmal klar geworden.

Auch fand ein eigenes Konzert im März 1843 statt, in welchem ich meine Ouvertüre mit Chor über Luthers Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott", mein achtstimmiges Paternoster und mehrere Stücke aus meiner italienischen Oper „Il Proscritto" aufführte.

Einschaltung S. K. über die philharmonischen Konzerte: „In diesen Konzerten an der Spitze eines so virtuosen Orchesters, wie das des Hofoperntheaters, hatte Nicolai bald Gelegenheit, seine ganze Tüchtigkeit als Dirigent zu entfalten. Der Fleiß, mit welchem er die Symphonien dieser Meister seinem Orchester einstudierte, war ein wahrhaft eiserner, die Ausdauer, mit der man ihn während der Proben bei den oft unscheinbarsten Kleinigkeiten verweilen sah, bis der gehörige Effekt erzielt war, eine unbeugsame. Man sah es ihm bei solcher Gelegenheit an, daß er frühzeitig lehren gelernt, und die Gabe der Mitteilung, der faßlichen, klaren Auseinandersetzung und vor allem die Geduld, die er sich als gewissenhafter Lehrer schon in früher Jugend erworben haben mochte, trug nun ihre herrlichen Früchte. Mag man immerhin bei dergleichen Anlässen einen nicht unmerklichen Zug von „Schulmeistertum" oder selbst Pedanterie an ihm bemerkt haben wollen; die Wirkungen, die er auf diese Weise erzielte, gehörten dafür auch zu dem Vollendetsten, was ein Orchester überhaupt zu erreichen vermag. Unter seinem Taktierstabe hörte es auf, eine Mehrheit einzelner Musiker zu sein, deren jeder seinen Part für sich hat und wurde ein einziger und einheitlicher Künstlerkörper, der durchdrungen von einer tiefeingehenden, sorgfältigen, einheitlichen Auffassung, mit Wärme und Begeisterung ein einheitliches Ganzes schafft. Die philharmonischen Konzerte Nicolais waren förmliche Musikfeste für das musikalische Wien, bei dem sich der Leiter derselben schon um ihretwillen einen ebenso unvergeßlichen Namen gegründet, als er sich durch die klare und verständliche Vermittelung der am wenigsten zugänglichen Werke jener großen Meister, namentlich Beethovens, um das größere Publikum ein unvergängliches Verdienst erworben."

Tagebuch: In meinem Kontrakte befindet sich der Passus, daß ich in diesen drei Jahren eine große deutsche Oper liefern und zur Aufführung bringen könnte. Ich habe mich aber stets vergeblich bemüht, ein deutsches Opernbuch zu erhalten, denn alles, was mir darin von verschiedenen Dichtern geliefert wurde und wobei ich

keine Kosten scheute, war durchaus unbrauchbar. Der Mangel deutscher Original-Opernmusik ist hauptsächlich darauf zurückzuführen.

Einschaltung S. K.: Als ich zuerst mit Nicolai bekannt wurde, fand ich ihn bereits im Besitze einer ganz ansehnlichen Sammlung von Manuskripten deutscher Operntexte, die ihm sämtlich während der kurzen Zeit, die er sich damals erst in Wien aufhielt, von den verschiedensten Autoren zugesandt worden waren, einzelnes darunter von sonst namhaften Dichtern und selbst von solchen, die, wie Otto Prechtler, zu jener Zeit eines speziellen Rufes als Verfasser von Operntexten sich erfreuten. Die Summen, die er nach und nach dafür verausgabt, waren nicht unbedeutend. Brauchbar von dem Standpunkte der Anforderungen, die er an den schriftstellerischen Anteil einer Oper stellen zu müssen glaubte, war keines, — ein Urteil, das Nicolai eben nicht immer in den mildesten Ausdrücken zu fällen liebte. Was er von einem guten Opernbuche vor allem andern verlangte, war, daß es überhaupt auch ein gutes Drama sei. Alle Anforderungen, welche die Kunst an eine Tragödie, an ein Schauspiel, an ein Lustspiel stellt, sei sie auch an ein Opernbuch zu stellen berechtigt. Alle Gesetze der Handlung, der Exposition, Verwicklung, Peripetie und Katastrophe, der Charakteristik und des Dialoges, sodann der Ethik, die für jene gelten, müssen auch für die Oper ihre Geltung haben. Nichts davon könne nachgelassen, nichts hintangesetzt werden. Darin aber, daß die deutschen Librettisten schon dieser obersten Anforderung sich meist entschlagen, sah er zugleich den wesentlichsten Grund, daß sie überhaupt auch meist verfehlte Opernbücher liefern. Zu einer Oper schiene ihnen eine Fabel bald gut genug, wenn sie nur ein halbwegs romantisches Kolorit trüge, und Gelegenheit — — zu Chören gäbe. Um einen guten Trauerspiel- oder Lustspielstoff wäre es den Dichtern gewöhnlich leid und sie entschlössen sich lieber, ihn ganz unbenutzt zu lassen, als daraus eine Oper zu gestalten. Daher auch die Erscheinung, daß sich die Komponisten genötigt sähen, ihre Texte sich meist nach Romanen oder bereits vorhandenen Dramen anfertigen zu lassen. Sodann aber forderte er auch, daß die Oper außerdem auch noch, und zwar insbesondere ein musikalisches Drama sei, das ist diejenige Form der dramatischen Dichtung, welche der Musik an der Durchführung des Dialoges

und der Charakteristik einen wesentlichen Anteil zugewiesen wissen will. Diesem gemäß müsse denn auch der dichterische Teil einer Oper den Gesetzen und Bedürfnissen der Musik entsprechend gebaut sein. Eine Oper, sowie jede größere Tondichtung, z. B. eine Symphonie, bestehe aus einzelnen Hauptstücken, denen die „Akte“ des Dramas vollkommen entsprechen. Der Bau dieser Akte schon müsse jedoch ein, der Form eines jeden einzelnen Musikstückes entsprechender sein, nämlich zu einem, inbezug auf Interesse sowohl als auf den Affekt gesteigerten und abgerundeten Abschluß, dem Finale führen. Jeder einzelne Akt zerfalle wieder in einzelne kleine Musikstücke oder Nummern, die keineswegs mit den Scenen des musikalischen Dramas gleichbedeutend sein oder kongruieren müssen. Eine Nummer könne eine, mehrere oder auch nur einen einzelnen Teil einer Scene in sich schließen. Da aber jede einzelne Nummer ihren, auf dem musikalischen Effekte beruhenden organischen Bau habe, so müsse auch die Dichtung danach eingerichtet sein, daß sie gleichsam den Grund dieses Baues in allen seinen Teilen repräsentiere. Mit einem Worte, sie habe die Gliederung von Tempo und Zwischensatz zu beobachten. Diesem gehöre die Fortführung der Handlung an, jenem die lyrische Steigerung der Situation. Die höchste Steigerung müsse sich jedoch stets im Schlusse der Nummer aussprechen. Was aber von der ganzen Nummer, das gelte auch wieder von ihren einzelnen Teilen, den Tempis. Auch diese müssen wieder in sich ein Ganzes darstellen, auf das die musikalischen Formen eine Anwendung gestatten. Nicht jeder versifizierte Monolog sei eine Arie, nicht jeder gereimte Dialog mit Ausrufungszeichen ein Duett. In der That auch ist nicht zu leugnen, daß die wenigsten deutschen Operndichter diesen Ansprüchen Rechnung zu tragen pflegen, wohl zumeist, weil sie es verabsäumen, sich zuvor mit dem Detail der musikalischen Formen genugsam vertraut zu machen. Der Erfahrung dieses Übelstandes, die noch fast jeder deutsche Opernkomponist machte, und an der wir schon so oft manches so viel verheißende musikalische Talent nach erfolglosem Abmühen scheitern sahen, konnte denn auch Nicolai nicht entgehen, und sie traf ihn um so empfindlicher, je verwöhnter sein Ohr von dem natürlichen Wohlklange und der elastischen Schmiegsamkeit des italienischen Wortes und Verses war, und je strenger er an seinen Ansprüchen festhielt.

Diese, sowie noch manche andere hierher bezügliche Erfahrung nun war es, die Nicolai bestimmte, sich zunächst an die ihm bereits vorliegenden, wenigstens praktisch brauchbaren Libretti zu halten, und seinen Vermittelungsgrundsatz zuerst an der dazu bereits geschriebenen Musik durchzuführen.

Die erste Oper, die er so zu behandeln gedachte, war „Il Proscritto“. Otto Prechtler übersetzte ihm den italienischen Urtext dieser Oper, nach einem ihm von Zeit zu Zeit von Nicolai vorgezeichneten, der vorhandenen Musik entsprechenden Metrum-Schema ins Deutsche. Gleichzeitig mit der Unterlegung des Textes wollte er dann die ganze Musik neu durcharbeiten. War jedoch die Übersetzung schon auf Schwierigkeiten gestoßen, deren Überwindung mit dem anzuhoffenden Resultate in einem nichts weniger als sich verlohnenden Verhältnisse stand, so drängte sich auch dem Komponisten selbst, als er den notdürftig in ein gegebenes undeutsches Maß gezwängten, notwendigerweise nicht immer wohlklingendsten und begeisterndsten Versen gegenüber saß, vollends die Unmöglichkeit auf, den vorgezeichneten Weg weiter zu schreiten. Dies führte ihn denn wieder einen Schritt vorwärts. Von dem Buche des „Proscritto“ sollte mit einigen Abänderungen blos der vorliegende Plan und die musikalische Gliederung beibehalten, im Übrigen das Ganze neu umgedichtet, die Musik jedoch mit gleichzeitiger Durcharbeitung des Beizubehaltenden dem deutschen Texte teils angeeignet, teils neu hinzukomponiert werden. Das Ergebnis dieser Arbeit, bei der ich, mit Nicolai nunmehr seit längerer Zeit befreundet, dem schriftstellerischen Teile mich unterzog, war „Die Heimkehr des Verbannten“, ein mit unbeschreiblicher beiderseitger Aufopferung von Zeit und Mühe, von Anstrengung und Geduld zu Ende geführter Versuch einer Lösung des gestellten Problems, der, wenn er auch einen Winter hindurch das Interesse des wiener Publikums anzuregen vermochte, doch, wie leicht begreiflich, keinen der Beteiligten innerlich zu befriedigen imstande war, für Nicolai indes das Gute einer nachhaltigen Lehre hatte.“

Anmerk. d. H. Im Tagebuch befindet sich hierüber folgende Notiz:

Tagebuch: Als nun das dritte Jahr meines Engagements herankam, und ich noch immer keinen Text besaß, entschloß ich mich, meine zuletzt in Italien geschriebene Oper „Il Proscritto“ umzuarbeiten

und ins Deutsche zu übertragen. Kein Stück blieb ganz unverändert, und ungefähr die Hälfte der Oper komponierte ich ganz neu auf deutsche Worte, die mir ein junger Dichter, Siegfried Kapper, machen mußte. Sie wurde zum erstenmal am 3. Febr. 1844 gegeben, und zwar mit Frau v. Hassel-Barth, Herren Staudigl, Erl, Pfister und Hölzel. Sie gefiel sehr. Außer dieser Umarbeitung, welche unter dem Titel „Die Heimkehr des Verbannten" gegeben wurde, habe ich in den letzten drei Jahren nichts Größeres komponiert — ! —

Anmerk. d. H.: Siegfried Kapper behandelt dies Thema ausführlicher und fährt fort:

Einschaltung S. K.: „Das Peinliche dieser undankbaren Arbeit, die ich, kaum daß ich mich ihr unterzogen hatte, auch schon mit samt ihrem Zwecke zu bekämpfen begann, und bei der ich, nur um der reichen musikalischen Belehrung willen, ausharrte, die mir in ihrem Verfolge in dem täglichen stundenlangen Verkehre mit Nicolai ward, verleibete diesem ein für allemal die Lust zu einem neuerlichen dergleichen Experimente, denn die Übersetzung des „Templario", die er zum Behufe der deutschen Aufführung auf dem Hoftheater veranlaßte, kann füglich als ein solches nicht angesehen werden. Er war zur Überzeugung gelangt, daß der von ihm angetretene Weg ein durchaus verfehlter, jeden freien Aufschwung sowohl von seiner als von des mitbeteiligten Dichters Seite tötend niederhaltender, trostlos erfolgloser sei. Bei allem Glanz der Instrumentierung, bei allem Aufwand an Kunst und Geist hatten die beibehaltenen Teile der Musik sich zu keiner abgerundeten Einheit zu erheben vermocht. Von außerordentlicher Schönheit und hinreißender Wirkung dagegen hatten sich die wenigen völlig neugeschaffenen und komponierten Nummern, insbesondere die letztere Hälfte des zweiten Aktes erwiesen, der immer zu dem Vollendetsten zählen wird, was Nicolai je geschrieben. Sein Plan stand nun fest, mit seiner italienischen Vergangenheit vollkommen zu brechen, und sofort und direkt zur Komposition einer deutschen Originaloper zu schreiten. Nur die Anforderung an die Dichtung, die er zu dem Gelingen einer guten Oper aus innerster Überzeugung und vielfacher Erfahrung für unerläßlich hielt, sollten unverändert dieselben bleiben. Er wollte ein nach musikalischem Bedürfnisse in Arien, Duetten, Terzetten, Chören u. s. w. nummerweise fertig

abgeteiltes Buch vor sich liegen haben, welches den Tondichter anregen und führen sollte, welches aber nicht erst dieser den musikalischen Formen entsprechend sich selbst zuzumodeln und „zuzustutzen“ brauchte.

Ich schlug ihm mehrere historische Stoffe vor, von denen ich, damals wenigstens, glaubte, daß sie seiner speziellen Begabung reichliche Gelegenheit bieten würden, sich zu entfalten. Er selbst studierte mit rastlosem Fleiße Goldoni, Gozzi, Lope de Vega, Calderon und vieles andere, woraus er einen passenden Stoff entlehnen zu können glaubte. Die Tage dieses Studiums werden mir stets unvergeßlich bleiben. Der frühe Morgen fand ihn über Büchern ebenso wie die späte Nacht. Er arbeitete mit einer Vertiefung, um die ihn mancher Gelehrte beneiden durfte. Dabei entwarf er in ununterbrochener Aufeinanderfolge eine ganze Reihe von Plänen, von Akt zu Akt, von Scene zu Scene, um sie, kaum beendet, wieder zu verwerfen.

Damals schon, eines Abends, während der Aufführung des Mozartschen Don Juan, machte ich ihn auf den musikalischen Kern aufmerksam, welcher der Erscheinung Falstaffs innewohne. Eine Weile sah er mich schweigend an und mit glänzenden Augen, als versuchte er den angeregten Gedanken mit aller ihm eigentümlichen Lebhaftigkeit zu erfassen. Dann schüttelte er aber zweifelnd den Kopf und erwiderte lächelnd: „Sie haben recht. Das ist etwas. Zu Shakespeare paßt aber nur wieder Mozart! . . .“ Zu wiederholten Malen brachte ich noch den Gegenstand zur Sprache, stets jedoch schien er vor der Größe der Aufgabe zurückzuscheuen.“

Fortsetzung der Tagebücher.

Nach Ablauf dieser letzten italienischen Saison, 1. Juli 1844, nahm ich einen monatlichen Urlaub und machte eine Reise nach meiner Vaterstadt Königsberg in Preußen, die ich seit achtzehn Jahren nicht gesehen hatte. Es fand dort im August d. J. die dreihundertjährige Jubelfeier der Albertus-Universität statt, und dieses Fest gab mir zunächst die Veranlassung. Ich reiste von Wien am 6. Juli ab. Zunächst nach Prag. Hier erhielt ich von dem Theaterdirektor, Herrn Steger, den Auftrag, meine beiden Opern „Il Templario“ und „Die Heimkehr“ ihm zu senden. Für jede

Partitur zahlt er 100 fl. und die Abschriftskosten. In Prag ist jetzt Ferdinand Stegmayr Kapellmeister am Theater. Dann nach Dresden. Hier ist jetzt ein neuer deutscher Komponist, Richard Wagner, aufgetaucht, dessen beide Opern „Cola di Rienzi“ und „Der fliegende Holländer“ dort viel Sensation machen. Leider habe ich sie nicht hören können. Wagner und Reißiger sind jetzt die Kapellmeister in Dresden. — Der hiesige Staatsminister, Graf Kolowrat, hatte mich nach Dresden an den dortigen k. k. Gesandten, Graf Kreefstein, empfohlen, der ein höchst liebenswürdiger Mann ist. Beim Diner bei dem letzteren kam ich mit dem Generalintendanten der Schauspiele, Herrn Geh. Rat v. Lüttichau, zusammen. Er gab mir den Auftrag „Die Heimkehr“ nebst Textbuch einzusenden und versprach, die Aufführung zu beschleunigen. Jedoch wüßte ich nicht, wer sie da singen soll; sie haben die Schröder-Devrient, die keine Stimme mehr hat und die Spazer-Gentiluomo, die nicht für tragische Rollen ist. Der „Templer“ mit dem Tichatschek, den ich für den ersten deutschen Tenor halte, und der Gentiluomo würde besser gehen.

Bei Dresden besuchte ich meinen alten Freund, den Major Serre auf Maxen, den ich von 1833 aus Rom kenne. — Dann ging ich nach Leipzig. Dort sind die Kapellmeister Lorzing und Netzer. — Der Theaterdirektor, Dr. Schmidt, gab mir Auftrag zur Einsendung der „Heimkehr“, die auch Frl. Carol. Mayer, die früher bei uns in Wien war, vortrefflich singen wird. Die Kopiaturgebühren zahlt er gleich und dann eine Tantieme oder Honorar.

Dann ging ich nach Berlin. Dort war gerade der Geheimrat Dr. Bunsen, jetzt preuß. Gesandter in London, unter dem ich in Rom stand, und der viel von mir hält. Er sprach dem König, der in Sanssouci bei Potsdam residierte, von meiner Ankunft. So erhielt ich bei Sr. Maj. eine Audienz, die sehr zu meiner Zufriedenheit ausfiel, denn der König war gegen mich sehr gnädig. Er befahl mir, seinen Domchor zu hören, die Liturgie noch einmal ganz zu komponieren und eiligst mit dem Domchor mein Paternoster und eine römische Psalmodie einzustudieren, welche er noch vor seiner Abreise (der König reiste am 26. Juli nach Wien) hören wolle. Voller Freude verließ ich Sanssouci und begann sogleich mit dem Domchor die Proben. Am 25., abends 1/28 Uhr, fand im

Schlosse in Berlin die Aufführung in Gegenwart Ihrer Majestäten des Königs und der Königin sowie des Grafen Redern, Geheimrat v. Massow, Kabinettsrat Uhden und zweier Hofdamen statt. Der König zeigte sich sehr zufrieden. Die römische Psalmodie — von mir harmonisiert — veranlaßte ihn zu der Äußerung „Sie glauben nicht, welche unendliche Wonne Sie mir bereiten.“ Mit den Worten „auf Wiedersehen in Königsberg“ entließ er mich ungemein gnädig. Am nächsten Tage, den 26., traten die Majestäten die Reise an, und an diesem Morgen war es, wo der unglückselige Tscheck auf den König schoß.

Am 5. Juli, den Tag vor meiner Abreise aus Wien, hatte ich durch den preuß. Gesandten Baron Kanitz in Wien, von Sr. Maj. den Roten-Adlerorden 4. Klasse erhalten.

In Berlin ist jetzt Meyerbeer Generalmusikdirektor, an Stelle des entlassenen Spontini, Felix Mendelssohn Bartholdy Generalmusikdirektor für die Kirchenmusik. Im Theater sind dann noch Henning und Taubert Kapellmeister. In der Domkirche, wo der König einen sechzig Stimmen starken Vokalchor gegründet hat, ist Neithard Musikdirektor und Eduard Grell. Auch Otto Braun hat dabei eine Anstellung. — Intendant der Hofmusik, Graf Redern Exc., Generalintendant der königl. Hofschauspiele ist Herr v. Küstner. Er beauftragte mich zur Einsendung der „Heimkehr“, jedoch auch in Berlin finde ich nicht die rechten Gesangmittel dazu. Frl. Marx dürfte wohl die Partie der Leonora gut singen; jedoch der Bassist Bötticher wäre wohl für die seinige nicht ganz ausreichend. Die Tenöre sind noch immer Bader, der zu alt ist, und Mantius, der mehr ein Spieltenor und fast Kontraalt ist.

Am 27. Juli reiste ich nach vierzehntägigem Aufenthalt von Berlin ab, und fuhr mit der Eisenbahn nach Stettin, von wo aus ich sogleich nach Stargard reiste. Hier wollte ich meinen alten Freund, den Divisionsauditeur Adler aufsuchen, den ich seit sechzehn Jahren nicht gesehen. Er war der Mann, der mich einst in seinem Hause väterlich aufnahm und der mich einsegnen ließ. Ich fand ihn, Gottlob, in sehr angenehmen und ruhigen Familienverhältnissen. Hier brachte ich zwei sehr angenehme Tage zu und reiste dann nach Danzig, um dort meine achtzehnjährige Stiefschwester, Kassandra Nicolai (meines Vaters Tochter aus zweiter Ehe) kennen zu lernen. Sie befindet sich dort in Pension in der Familie eines Herrn

Hauptmann Fiebrand und ist die Braut eines Artillerieoffiziers, dessen Vater Artilleriehauptmann in Danzig ist. Auch ihre Mutter, eine geb. v. P., ist dort und zwar, nachdem sie von meinem Vater geschieden, an einen Postkondukteur verheiratet, mit dem sie in bedrückten Verhältnissen lebt. Kassandra wurde eben geboren, als ich vor achtzehn Jahren (August 1826) Königsberg verließ. So kannte ich sie noch gar nicht. Ich habe in ihr ein außerordentlich gutes und liebenswürdiges, aber körperlich sehr schwächliches Mädchen gefunden.

Mit meiner Schwester Kassandra zusammen machte ich nun eine Reise nach Groß-Schönwalde bei Garnsee in Westpreußen. Dieses ist ein Rittergut, welches einem Herrn Schröder gehört. Bei diesem ist jetzt mein Vater Hauslehrer seiner drei kleinen Töchter. Ich wollte dem Vater die Freude bereiten, seine beiden Kinder vereint einmal umarmen zu können, und es ist mir heute sehr lieb, daß ich das gethan habe! — Wir blieben zwei Tage beim Vater in Groß-Schönwalde. Ich habe ihn sehr gut aussehend und rüstig an Körper und Geist gefunden, so daß ich über ihn wahrhaft getröstet bin. Sein unruhiger Geist wird ihn auch da wohl wieder forttreiben, obwohl ich finde, daß er dort sehr gut aufgehoben sein könnte. —

Einschaltung d. H. Dieses Wiedersehen gestaltete sich zu einer höchst freudig bewegten Begebenheit im Leben der Beteiligten. Den Vater erfüllte es mit Stolz und Befriedigung, den wohlgeratenen Sohn als einen gemachten, ja berühmten Mann umarmen zu können, und der Sohn glaubte endlich an einem Herzen zu ruhen, welches er mit Fug und Recht das ihm zugehörige nennen durfte. Bei dieser Gelegenheit gelangte wieder einmal die schöne Innigkeit seines Gemütes zu beredtem Ausdruck: im Garten wandelnd und noch in lebhaftem Gespräch mit dem Besitzer des Gutes, wendet er sich plötzlich seinem Vater zu, sieht ihn freudestrahlend an und ruft mit unbeschreiblich innigem Ausdruck zutraulich kindlicher Zärtlichkeit: „Ach lieber Vater!“ So herzlich wohl war ihm in der Nähe eines Wesens, welches die Natur ihm zu eigen gegeben. Es lag so unendlich viel in den drei einfachen Worten — vielleicht auch eine Abbitte, daß er einst seinen Vater freiwillig verlassen hatte. Ob auch der Vater Reue empfunden

haben mag, einen solchen Sohn durch harte Behandlung fortgescheucht zu haben? — Wenigstens schloß er ihn gerührt in seine Arme und antwortete: „mein liebes Kind!“

An dieser Stelle sei es gestattet noch einiger kleiner Begebenheiten zu erwähnen, welche sich während seines Aufenthaltes in Schönwalde zutrugen. Aus ersterer geht hervor, wie außerordentlich lebhaft Nicolais Sinn für das Schöne gewesen, gleichviel, wo er es antraf: Zu Ehren des berühmten Kapellmeisters gab der Hausherr ein Gastmahl, die Gesellschaft war in einem Saale versammelt, dessen Fenster nach dem Garten lagen, in einiger Entfernung hinter diesem, erblickte man den Wald. Außer der menschlichen Gesellschaft befand sich noch ein großer, schöner Hühnerhund im Saale, ein wahres Jagdgenie, denn obgleich ohne Dressur, trug er die ganze Jagdwissenschaft schon von Natur in seiner hochbegabten Hundeseele. Augenblicklich ruhte er auf seinen Lorbeern und verhielt sich schlafend. Plötzlich erschallt aus dem nahen Walde der Schuß des Jägers. Der Hund springt auf wie elektrisiert und nimmt eine Attitüde ein, die einen Tiermaler hingerissen haben würde. Im selben Augenblick schnellt auch Nicolai von seinem Sitze empor, und mit begeistert blitzenden Augen deutet er mit weit ausgestrecktem Arm und Zeigefinger auf den vor Jagdlust bebenden Hund und ruft in freudiger Erregung der Gesellschaft zu: „Wie der Hund jetzt schön wird!“ Er ahnte nicht, daß auch er in diesem Moment wunderbar aufleuchtender Schönheitsbegeisterung gleichfalls einen seltsam schönen Anblick darbot.

Noch eines kleinen Vorfalles möge hier gedacht sein; er beweist, wie Nicolai sich als bereits vierunddreißigjähriger Mann eine fast kindliche Weichheit des Mitgefühls bewahrt hatte. Es ist dies eine psychologische Erscheinung, wie sie zumeist in den Charakteren echter Künstler, den berufenen Trägern menschlichen Empfindens, zu Tage tritt. Sie mag ihren Ursprung in der das All umfassenden Barmherzigkeit haben. Die Sache selbst verträgt kaum einer Erwähnung, so einfach ist sie; vielleicht dürfte sie dennoch sympathisch berühren: Nicolai saß an der Tafel, vor ihm stand ein Glas mit Wein. Eben noch in angelegentlicher Unterhaltung begriffen, wird er plötzlich etwas zerstreut, hält inne und fischt eifrig mit der Spitze des kleinen Fingers in seinem Glase herum. Der Wirt, in Besorgnis, er könne ihm etwas vom Flaschenlack mit hineingegossen

haben, fragt: Was machen Sie da Herr Kapellmeister? und erhält die Antwort: „O, nichts — ich kann nur das arme Tier da nicht so zappeln sehen.“ Behutsam setzt er nun eine Fliege auf das Tischtuch und beobachtet sie so lange bis sie sich wieder erholt hat; dann fährt er befriedigt in der Unterhaltung fort.

Nach aufgehobener Tafel wurde musiziert. Otto Nicolai trug mehreres aus seinen Opern vor, aus dem „Templario“ und der „Heimkehr des Verbannten“, dazwischen sang er mit überaus seelenvoller Stimme Bruchstücke einiger der schönen Arien der erwähnten Opern. Er spielte, sang, sprach und gestikulierte in dem Bestreben, seinem Vater eine möglichst anschauliche Darstellung dieser Werke zu geben; und ein Feuer, ein Leben durchströmte diese plastische Darstellungsweise, welches den Zuhörer erwärmen und hinreißen mußte. Als er nun geendet, tritt sein Vater mit stolz erhobenem Haupte vor ihn hin, rümpft die Nase und spricht: „Alles italienisches Geklimper, eines Otto Nicolai unwürdig. Ein Otto Nicolai kann Besseres machen!“ Die Anwesenden waren innerlich entrüstet über dies schroffe Urteil und man nahm an, daß es dem Sohne durchs Herz schneiden müsse. — Dieser aber blickt freundlich, ja belustigt dem Vater in das gestrenge Antlitz und sich dem Hausherrn zuwendend erwidert er: „Der Vater hat ganz recht; aber es ist kaum noch möglich eine neue deutsche Melodie zu erfinden. Wenn man glaubt: jetzt habe ich etwas, so ist es auf einmal eine Reminiscenz an Mozart! — Der Teufelskerl hat einem ja alle Melodien vorweggenommen!“ — In der liebenswürdig gefälligen Zustimmung, welche er dem ablehnenden Urteil seines Vaters gab, wurde er ungerecht gegen sich selbst. Was Nicolai hier eine Reminiscenz an Mozart nannte, dürfte eben so wohl auf einer Charakterähnlichkeit mit letzterem beruht und die Gleichheit der Empfindungen beider eine Ähnlichkeit des Ausdruckes derselben auch in der Melodie hervorgebracht haben. Da aber Nicolai letztere nicht aufkommen ließ, sobald er eine Reminiscenz darin zu finden glaubte, so läßt sich beim Vergleiche der künstlerischen Erzeugnisse beider wohl eher von einer Gleichartigkeit der von der Melodie getragenen Empfindung als von der Gleichartigkeit der Melodie selbst reden. Gemeinsam ist beiden tiefes, wahres Empfinden, heitere Anschauungs- und anmutige Ausdrucksweise. So viel ist gewiß: vor all den großen deutschen Meistern, die Nicolai

eben so verehrte, zog ihn doch zu Mozart noch eine ganz besonders sympathische Zuneigung hin.

Auch von anderer Seite ist Nicolai öfter der Vorwurf gemacht worden, er habe sich aus einem streng gediegenen Kirchenmusiker allmälig in einen modernen italienischen Maestro umgewandelt. Wie hätte eine derartige, auch nur zeitweilige Verflachung bei Nicolai möglich sein können, bei seinem strengen, sicheren Kunsturteil, bei seinem Charakter überhaupt, der dazu angethan war, die größte Strenge gegen sich selbst zu üben. Unkenntnis des Charakters, Oberflächlichkeit der Kritik dürfte ein dermaßen unzutreffendes Urteil veranlaßt haben. Die Tagebücher widerlegen es am besten. — Seine ersten ernsten Studien der deutschen sowie der altitalienischen Klassiker konnten nicht ohne grundlegende und nachhaltige Wirkung bleiben, ihnen verdankt die Kunstentfaltung Nicolais ihre klassische Reinheit, ohne in ihrer individuellen Weiterentwicklung beschränkt zu werden. Verschmähte er auch nicht, in seinen ersten Opern der leichtbeschwingten italienischen Muse Rechnung zu tragen, so vermochte sie doch nicht, ihn den Gesetzen klassischer Kunstform abwendig zu machen, und so blieben auch von seinen italienischen Kompositionen Trivialitäten der damaligen modernen Richtung ausgeschlossen. Die Zeit des italienischen Einflusses auf Nicolai ist vielmehr als eine nicht unwichtige Episode seines Bildungsganges zu betrachten. Er selbst unterschätzt dies nicht, indem er sagt: „Deutsche Schule muß da sein, das ist erste Bedingung, aber italienische Leichtigkeit muß dazu kommen. So ist Mozart entstanden, und wenn ich seinen Geist hätte, so könnte ich auch was Gutes machen.“ Auch Meyerbeer, nachdem er mit Hingebung die Fesseln ernster Studien getragen, „entsprang“ nach Italien, als der Fruchtbaum seines Genius die Blütenknospen ansetzte, damit sie von der italienischen Sonne schneller und üppiger gezeitigt würden. Die Gegenprobe giebt dasselbe Resultat: Rossinis anerkannt größtes Meisterwerk ist „Tell“; in dieser Oper hatte Rossini sich deutschem Einfluß hingegeben.

Bald waren die angenehmen Stunden des zweitägigen Aufenthaltes Otto Nicolais bei seinem Vater in Groß-Schönwalde vorüber. Den Vorschlag des Sohnes zu einem gemeinschaftlichen Leben in Wien, woselbst er dem Vater eine glänzende Existenz hätte verschaffen können, hatte letzterer entschieden abgelehnt. So war es denn, nach langer Trennung, zwischen Vater und Sohn das erste

und letzte Wiedersehen! — Sein unbeschreiblich gewinnendes Wesen, die heitere, belebende Art und Weise im geselligen Verkehr, seine anspruchslose Natürlichkeit, das alles hatte einen wunderbar freundlichen, Zutrauen erweckenden Eindruck hinterlassen und wehmütig schauten die Zurückbleibenden ihm nach, als er auf Nimmerwiedersehen in der Staatskutsche des Gutsbesitzers dahinfuhr.

Fortsetzung der Tagebücher.

Wir trennten uns von Vater wieder, und ich brachte Kassandra nach Danzig in ihre Pension zurück. Wir verbrachten noch einen Abend zusammen bei ihrer Mutter, wo auch ihr Bräutigam war, der ein lieber, guter, aber geistig langsamer Mensch ist. Dann reiste ich nach Königsberg ab. — Was mich dort am meisten erfreute, war das Wiedersehen meiner lieben guten einstigen Pflegemutter, der Madame Anna Sofie Haesen, geb. Glienecke. Ihr Mann ist tot, und sie lebt mit ihrem Bruder zusammen, zwei alte Leutchen, ein ruhiges, gottlob, sorgenfreies stilles Leben. Sie geht schon dem Grabe zu. Gott erhalte sie noch lange und gesund! —

Anmerk. d. H. Zwischen den Blättern seines Tagesbuches befand sich, pietätvoll aufbewahrt, eine getrocknete Blume. Sie war sorgfältig in Papier eingehüllt, welches die Aufschrift trug: „Von Mutter Haesen, August 1844.“

Tagebuch: Meine Tante Jeanette Kiepke, geb. Nicolai fand ich in wohlhabenden Verhältnissen. Ihr Mann ist Bierbrauer. In ihrer Familie lebte ich. Meine Cousine Marie ist an einen Dr. Michaelis, der an der dortigen Universität Privatdozent ist, verheiratet. In ihrer Behausung schlief ich.

Die Universitätsfeierlichkeiten waren in der That großartig und schön. Am 27. August traf der König ein. Die Festlichkeiten fanden am 28., 29. und 30. statt. Am 28. führte ich in der Domkirche meine Ouvertüre über Luthers Choral „Eine feste Burg ist unser Gott“, die ich meiner Vaterstadt gewidmet, auf. Der König kam an diesem Tage, durch Unpäßlichkeit verhindert, nicht in die Kirche. Das that mir sehr leid! Der Musikdirektor Saemann führte gleichfalls mehrere Kompositionen auf, die zum Teil recht gut waren. Mit ihm und dem Musikdirektor Sobolewski, dem Dirigenten der sogenannten Singakademie, hatte ich viel

Schererei, denn diesen Herren war mein Erscheinen ein Dorn im Auge, sie waren sehr neidisch. — Am 30. fand Tafel beim Könige statt, zu der auch ich geladen wurde. Vor Tisch sprach Sr. Majestät mit einigen Geladenen, worunter auch ich, und ich darf sagen, daß er mich mit auszeichnender Freundlichkeit behandelte, indem ich der einzige war, dem er die Hand reichte. Bei diesem Gespräch sagte ich dem Könige, daß ich die bevorstehende Aufführung des Oratoriums Israel in Ägypten durch die Singakademie, die am 2. September stattfinden würde, und wobei S. Maj. gegenwärtig zu sein zugesagt hatte, benutzen wollte, um meine Kirchenouvertüre zu wiederholen. Der König bezeigte sich damit sehr zufrieden. Sobolewski und Saemann waren nicht zu Tische gezogen und ich der einzige Musiker.

Von dem Geh. Kabinettsrat Uhden wurde mir ein achtstimmiges Stück von Felix Mendelssohn, noch Manuskript, übergeben, welches dieser dem König übersandt hatte, als eine Beglückwünschung für dessen Errettung bei der Gefahr des auf ihn geschehenen Schusses. Die Komposition behandelt die Worte „Denn Er hat seinen Engeln befohlen über Dir.“ Ich erhielt die Weisung, dieses Stück, womöglich, auch noch aufzuführen. So geschah es, und zwar mit Mitgliedern der Singakademie. Sobolewski war darüber rasend! Der König hat sich auch gegen andere über mich sehr vorteilhaft geäußert und gemeint: daß er mich nach Berlin zu ziehen beabsichtige. — Nun, wir werden ja sehen!

Am 3. September reiste der König ab. — Bei den Festlichkeiten ging es lustig, auch heftig und ernsthaft zu, wie es bei einer Universitätsfeier geschehen mußte. Manche freie Rede fiel und zündete. Der Minister Dr. Eichhorn war auch in Königsberg anwesend — er hat nicht sehr gefallen. Wer sich am meisten auszeichnete war der zeitige Universitätsprorektor Dr. Burdach.

Viele Schulfreunde begrüßte ich in Königsberg wieder, und überhaupt war dieses Fest für Viele eines des Wiedersehens nach langjähriger Trennung. Als ich vor achtzehn Jahren Königsberg verließ, borgte ich von Gustav Dinter, jetzt Doktor und Dozent an der dortigen Universität, *einen preußischen Thaler.* Mit diesem ging ich in die Welt — bin nicht eher als jetzt in meine Vaterstadt zurückgekehrt und habe auch seitdem von keinem Verwandten

Unterstützungen begehrt oder empfangen. — Diesen Thaler gab ich dem alten Freunde Dinter feierlichst wieder! —

Von Königsberg aus machte ich einen Ausflug nach Wehlau, wo mein Onkel, Ehrenfried Nicolai, ein Gasthaus hält. In seinem Hause, als er noch ein wohlhabender Kaufmann in Königsberg war, verlebte ich einige glückliche Kinderjahre. Seine treue Lebensgenossin Adelheid, geb. Vernis, steht ihm immer noch mit Liebe und Ausdauer zur Seite, sie ist in der That das Muster einer Gattin. Gott segne sie! — Das sind sehr brave Leute, und ihnen ist jener Geiz, der die K. . . sche Familie auszeichnet, fremd — dafür aber sind sie arm und diese wohlhabend! So geht es in der Welt! — Auch ich darf nur den Gedanken, einmal zu Vermögen zu gelangen, getrost aufgeben!

Am 4. September verließ ich Königsberg wieder und trat die Rückreise nach Wien an. Ich eilte, denselben Weg nehmend als bei der Hinreise; nur in Leipzig blieb ich einen Tag. Ich hörte die Probe von Dorns „Schöffe von Paris", welches eine gute, aber eben nicht sehr talentverratende Komposition ist. Jedenfalls sehr achtungswert. Mit den Leipziger Verlegern Hoffmeister und Breitkopf und Härtel knüpfte ich wieder Verbindungen an, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß bei Breitkopf und Härtel meine Oper „Die Heimkehr des Verbannten" im Klavierauszug erscheinen wird. Am 12. September 1844 traf ich wieder in Wien ein und übernahm meinen Posten.

In Ischl im Mai 1847 geschrieben.

Bald nach meiner Wiederankunft in Wien erhielt ich — Oktober 1844 — vom Generalintendanten, Graf Redern in Berlin, einen Brief, worin er mich fragte, ob ich gesonnen sei, die Domchor-Direktorstelle anzunehmen, da Mendelssohn nicht in Berlin bleiben werde. Ich antwortete bejahend. Hierauf begann nun zwischen uns beiden eine Korrespondenz. Ich begehrte auch als Theaterkapellmeister angestellt zu werden, was mir schließlich mit einem Gehalte von 2000 Thalern, jedoch vorläufig auf zwei Jahr, akkordiert wurde. Zweimal ist mir dann sogar ein Kontrakt zur Unterzeichnung geschickt worden, aber ich konnte mich nicht dazu entschließen. Meine Stellung in Wien war damals zu angenehm, um sie gern gegen eine andere vertauscht zu haben. Die Angelegenheit

zog sich hin bis zum Mai 1845, wo ich dem Grafen v. Sedlnitzki, Polizeipräsidenten von Wien und quasi Direktor des Kärthnerthortheaters — unter dessen Einfluß alles dieses Theater betreffende geschieht — anzeigte, daß ich dem Rufe nach Berlin zu folgen gedächte, wenn man mein Gehalt nicht so weit erhöhte, daß es dem von Berlin aus gebotenen gleich käme.

Die Umstände, daß ich in der That den Titel eines „ersten“ Kapellmeisters am k. k. Hofopferntheater führte, während man mir in Berlin diese Stellung nicht zu bieten vermochte, wo Meyerbeer die Generalmusikdirektorwürde trägt, ferner daß ich ausschließlich die Direktion aller Mozartschen und der übrigen sogenannten klassischen Opern führte, (auch die Zauberflöte war von mir seitdem reklamiert und mir zuerteilt worden; ferner, daß ich die Philharmonischen-Konzerte, meine Gründung, leitete, die als durchaus vortrefflich, fortwährend im Publikum den größten Anklang fanden, ferner, daß ich mir ausbedingen durfte, eine neue Oper für das Kärthnerthortheater komponieren und aufführen zu dürfen — alle diese Umstände ließen mich wünschen, in meiner Stellung zu bleiben. Der Theaterpächter Balochino, mit dem ich von Anbeginn meiner Anstellung nicht auf gutem Fuß gestanden, weil er ein höchst g . . . . . Mensch ist, der für die Kunst nichts thun will, und weil er auch, als Italiener, alle Deutschen haßt, zudem von der deutschen Oper gar keinen Begriff hat — wurde dennoch durch den Einfluß des Grafen Kolowrat (Staats- und Konferenzminister) und des Grafen Sedlnitzki beinahe gezwungen, meinen Kontrakt zu erneuern, mir sogar jährlich 400 fl. mehr zu zahlen, wodurch mein Gehalt auf 2400 jährlich zu stehen kam. Somit lehnte ich die Anstellung in Berlin ab, welches ich später oft bereute und mir überhaupt der Entschluß schon damals viel Kopfzerbrechen und Zweifel verursachte, indem ich wohl fühlte, daß ich der Gunst, in der ich sowohl beim Grafen Redern als bei dem Könige selbst stand, vielleicht einen Stoß versetzte. Hätte der Antrag aus Berlin auf lebenslänglich gelautet, so würde ich ihn unbedingt acceptiert haben.

Die neue deutsche Oper, die ich also noch für 1845 schreiben sollte, glaubte ich liefern zu können, da ich bereits einen Stoff zu einem Libretto gefunden. Derselbe war den fiabbe teawali del conte Gozzi entnommen und betitelt „i pitocchi fortunati“. Ich

übergab den von mir angefertigten Plan dem bereits genannten Dichter Siegfried Kapper in Wien.

Einschaltung S. Kapper: „Inzwischen hatte ihn der Gedanke lebhaft ergriffen, die stereotypen Gestalten des altitalienischen Lustspiels in einer komischen Oper zusammenzufassen. Erinnerungen an das italienische Volksleben mochten da noch im Hintergrunde mitthätig sein. Er entwarf auch nach seiner Weise einen vollständigen, großenteils schon dialogisierten derartigen Plan, und lud mich dazu ein, ihn vollends auszuarbeiten. Ich meinerseits, vielleicht mit Unrecht, vermochte nicht, mich für den Gedanken zu erwärmen, und trage vielleicht die Schuld, daß wir im Nachlasse Nicolais eine möglicherweise treffliche Arbeit weniger besitzen. Denn seinen ausgesprochenen Beruf für die komische, besser gesagt humoristische Oper hatte mittlerweile Nicolai in einer Anzahl Lieder voll des köstlichsten Humors und zugleich von außerordentlicher Lieblichkeit und Tiefe des Gemüts unzweifelhaft an den Tag gelegt."

Fortsetzung der Tagebücher.

Im Februar 1845 befiel mich eine schwere Krankheit. Sie bestand hauptsächlich in einem rheumatischen Kopffieber und kostete mich unendlich viel Zeit, Geld und Schmerzen. Erst gegen Ende März genaß ich allmälig und hatte den Schmerz erleben müssen, das achte Philharmonische-Konzert, im März, von meinem undankbaren Orchesterpersonale ohne mich unter des Orchesterdirektors Hellmesberger Leitung gegeben zu sehen. Ich wollte mich dem zwar widersetzen, indeß krank und vom Bett aus, ging das schwer; auch zeigte sich das Orchester erbittert, daß die Journale mir, dem Direktor, wegen der Vorzüglichkeit der Aufführungen, immer ausschließlich Weihrauch gestreut hatten, und es wollte beweisen, daß sie, die Mitglieder, die Konzerte eben so gut ohne mich geben könnten. Sie thaten es, indeß bereits vom nächsten Konzert an übernahm ich schon wieder die Direktion, und aufrichtig darf ich gestehen, daß ich glaube, eine zeitlang werden diese unübertrefflichen Konzerte auch wohl ohne mich vortrefflich bestehen, für die Dauer aber dürften sie sich ohne mich, oder doch ohne einen Direktor, der wie ich Zeit und Mühe daran setzt, dabei meine Energie und Ausdauer besitzt, schwerlich erhalten, wenigstens nicht in dieser Vollkommenheit. Nun die Zukunft wird es ja lehren.

Seit April 1844 hatte ich den Gesangunterricht des Fräulein Pauline v. Stradiot, welche eine außerordentlich schöne und starke Mezzo-Sopranstimme besitzt, übernommen. Diesen Unterricht hatte ich regelmäßig und mit vieler Bemühung bis Mai 1845 fortgesetzt. Ich stellte sie dann dem Merelli, der die italienische Operngesellschaft immer im Frühjahr herführt, vor, und sie wurde von ihm sofort engagiert und nach Italien mitgenommen, wohin sie im Juli abging. Dieses Mädchen ist die einzige wahrhaft dankbare und mir innig anhängliche Schülerin, die ich in meinem Leben gehabt habe. Ich kann die Rosetti, die Tuczek, die Goldberg, die Obermair (Rossi), welche alle mehr oder minder Karriere gemacht haben, zu meinen Schülerinnen zählen, — indeß sie haben sich niemals öffentlich als solche genannt. Pauline v. Stradiot hat aber, außer ihrer schönen Stimme und ihrer schönen Figur, keine Eigenschaften um eine große Künstlerin werden zu können. Ihr Auffassungsvermögen ist zu langsam und zwei große über die andern hervorragende Vorderzähne hindern sie an einer vollkommenen Aussprache. Ihr Vater starb bald, nachdem er sie mir übergeben hatte; ich blieb jedoch mit ihrer Mutter und ihr in freundschaftlichen, sehr angenehmen Verhältnissen. Ja, diese engelguten, herzlichen Menschen sind in Wien unstreitig meine getreusten, besten Freunde geblieben, und ich war ihnen stets von ganzem Herzen zugethan. Der Unterricht wurde mir sehr gut honoriert und beim Abschluß ihres Engagements mit Merelli mir noch ein sehr wertvolles Geschenk, bestehend in drei brillantenen Hemdknöpfen, gemacht, dessen sich ein Fürst nicht zu schämen gebraucht hätte. — In meinen Krankheiten waren Pauline v. Stradiot und ihre Mutter meine treusten Pflegerinnen.

Im März 1845 verkaufte ich das Druckrecht des Klavierauszuges von meiner Oper „Die Heimkehr des Verbannten“ an die Handlung Ant. Diabelli und Komp. in Wien (deren Chef eigentlich der Advokat Dr. Spina ist. Diese verfluchte, in Wien so gewöhnliche Zwitterstellung der Menschen ist mir etwas in der Seele Verhaßtes!) Den Klavierauszug habe ich selbst gemacht und dem König von Belgien gewidmet, ich sandte das Prachtexemplar nebst einer Abschrift der Partitur nach Brüssel.

Meinen Urlaubsmonat Juli 1845 verwendete ich zu einer Reise nach Ungarn. Ich berührte Temeswar, woselbst ich die Baronin

Julia . . . . . wiedersah. Sie hatte mir öfter geschrieben und meine Neigung zu ihr war leider noch stark genug, um mich zu einem Besuche bei ihr zu bestimmen. Im Januar 1844 hatte sie Wien verlassen und war nach Ungarn gezogen. Sie ist eigentlich eine geborene Jüdin aus Arat in Ungarn. (Siehe: Traum von 1834 in Rom. D. H.) In Temeswar hatte sie die Bekanntschaft eines Offiziers v. K. gemacht, der ebenfalls von einer großen Leidenschaft für sie ergriffen wurde. Dieser Mann hat für sie den Dienst quittiert und sie geheiratet, nachdem sie vorher in Temeswar getauft und zur griechisch-katholischen Kirche übergetreten war. Welche Fahrten! — Ihre Heirat war im Juni vollzogen worden und ihr Mann hatte dann sogleich eine Geschäftsreise angetreten. Demnach traf ich sie als Strohwitwe an. Sie war womöglich moralisch noch mehr gesunken. Nun sie verheiratet, hätte sie doch noch einmal die Mittel in Händen gehabt, eine achtbare und ordentliche Frau zu werden, — aber sie war womöglich noch schlechter, auch hatte sie an körperlicher Schönheit so unendlich viel verloren. Ihr Wesen dispustierte mich so sehr, daß ich es nur acht Tage in Temeswar aushielt. Ich reiste demnach von Temeswar in die Herkulesbäder von Mehadia, wohin indeß Julie auch ging. In Mehadia fand ich sogleich der höhern Gesellschaft angehörende Bekannte aus Wien, und war gezwungen, mich von Julie ganz zurückzuziehen, worauf sie nach einigen Tagen nach Temeswar zurückreiste, während ich in Mehadia noch einige Zeit blieb und dann zu Ende Juli mit dem Dampfboot stromaufwärts nach Wien zurückkehrte. Zu dieser Fahrt gehören acht Tage und Nächte, und man wird von den Mücken im Sommer beinahe aufgefressen. Es war eine beschwerliche Tour. Von Semlin aus machte ich einen Abstecher in das Türkische, nach Belgrad, und zwar in Gesellschaft des Baron Campe aus Hannover, der auf dieser ganzen Route einer meiner Reisegefährten war und von einer Reise nach Konstantinopel eben zurückkehrte. In Belgrad machten wir dem dort residierenden Pascha einen Besuch. Freundlich aufgenommen, wurden wir mit schwarzem Kaffee bewirtet und mußten aus langen, kostbaren türkischen Pfeifen rauchen. Diese Visite hatte einen ziemlich originellen Anstrich.

Einschaltung d. H. In einer früheren Einschaltung dieser Blätter ist bereits erwähnt worden — was im Tagebuch nicht mehr zur Aufzeichnung gelangte — daß Nicolai, kurz vor seinem plötzlichen Tode, die Absicht gehabt, Frl. v. Stradiot zu heiraten. Zugleich wurde darauf hingewiesen, wie ihm bei der Wahl einer Gattin — des sittlichen Ernstes der Ehe vollbewußt — nicht der Rausch einer heftigen Leidenschaft, sondern der Charakter der Geliebten maßgebend gewesen wäre zu einer nur durch gegenseitig entsprechende Charaktereigenschaften zu heiligenden Verbindung. Der Zufall veranlaßt nun hier in Nicolais eigenen Aufzeichnungen die nahe Zusammenstellung beider Gegensätze, wodurch diese Ansicht entschiedener nicht bestätigt werden könnte: Frl. v. Stradiot, die engelgute, und die Baronin Julia, die engelschöne, stehen hier nebeneinander. Dachte er auch damals noch nicht an eine Heirat mit Frl. v. Stradiot, so verhinderte doch damals schon sein edler Mannessinn eine solche mit Julia, da er ihren Charakter verurteilen mußte. Hier tritt wiederum seine starke, zielbewußte Selbstbeherrschung zu Tage, eine moralische Kraft, die er in strenger Selbsterziehung erlangt hatte, und die ihn in entscheidenden Augenblicken seines Lebens nie verließ. Eben so wenig wie in seiner Kunst, vermochte auch hier südländische Leichtlebigkeit ihn zu beirren.

Fortsetzung der Tagebücher.

Am letzten Juli 1845 wieder in Wien eingetroffen, erhielt ich von Siegfried Kapper die bestellte Bearbeitung des Operntextes über Gozzis Stück „i pitocchi fortunati“ und meine Absicht war, diese Oper nun schnell zu komponieren und meinem Kontrakt gemäß noch in diesem Jahre zur Aufführung zu bringen. Als ich aber den Text prüfte, fand ich ihn in einer Weise gemacht, die mir durchaus nicht genügte, ja gänzlich unbrauchbar war. Nun geriet ich in größte Verlegenheit — ich hatte kein Opernbuch und sah mich demnach genötigt, dem Theaterpächter den Vorschlag zu machen, für diese Saison erst die deutsche Bearbeitung des Templario zu liefern und für das kommende Jahr die neue Oper zu schreiben. Mit Bewilligung des Grafen Sedlnitzki ward dieser Tausch — obwohl mit Balochinos Mißbilligung — unternommen, und ich fertigte nun schnell die deutsche Bearbeitung des Templario an, wobei auch wesentliche Veränderungen der Partitur, namentlich in

der Instrumentierung vorgenommen wurden. Den Text hatte ich mir bereits im Juni 1844 durch Kapper übersetzen lassen. Die Oper ging nun 1845, im November (glaube ich) in Scene mit Frau v. Hasselt-Barth (Rebecca), Herrn Jos. Erl (Wilfried), Herrn Leithner (Brian) und einem Frl. Hein (Rovena) und gefiel — sehr wenig. Da diese Oper italienisch beinahe ganz Europa durchzogen und Glück gemacht, so darf ich wohl behaupten, daß dieser mißlungene Erfolg hauptsächlich an den Sängern lag. Erl war sehr schlecht, spielte hölzern und wurde schließlich ganz heiser. Die Partie liegt ihm zu hoch — in der Höhe muß er schreien können, und solche Parforcekünste verbietet meine Musik. Die zweite Aufführung fand erst wochenlang nachher statt.

Die Deutschen verlangten von mir, dem Deutschen, nach der „Heimkehr des Verbannten" nunmehr etwas Besseres, als eine Übersetzung des Templario, und darin gebe ich ihnen recht. Indeß, wo soll man Textbücher hernehmen in einem Lande wie diesem, wo erstens keine Dichter existieren, die von der richtigen Anfertigung solcher Arbeit auch nur einen leisen Begriff haben, und wo vor allem — für neue Opern nichts gethan und so gut als nichts gezahlt wird? — Scribe verlangt für einen neuen französischen Operntext zwölf- bis zwanzigtausend Francs, — und Deutschland giebt für eine neue Oper samt Inschluß des Buches, — entweder nichts — höchstens aber 500 fl. —, welches die für meine neue Oper stipulierte Summe war. Und das ist noch viel! Deutschland nimmt lieber die schlechteste italienische oder französische Oper hin, als daß es für eine deutsche Oper etwas zahlt. Somit verdient es keine deutsche Opernlitteratur, besitzt auch keine, und wird auch schwerlich eine erwerben, bis das Gouvernement für diesen Zweig der Kunst etwas thun wird, wie es in Frankreich und Italien geschieht. Trauriges, trauriges Loos, ein deutscher Opernkomponist zu sein!

Im September 1845 fertigte ich auch die Bearbeitung meiner in Rom 1835 komponierten Sinfonie in D-dur an, welche durchaus in der Instrumentierung geändert und teilweise ganz neu erfunden wurde. Ich führte sie im philharmonischen Novemberkonzert auf, sie erhielt Beifall, ohne Sensation zu machen. Ich werde sie erst noch in andern Städten geben, bevor ich sie öffentlich erscheinen lasse, um mein Urteil darüber fester zu stellen und auch

das Urteil anderen Publikums zu erfahren, als bloß des Wiener (welches gegen mich als Komponist, glaube ich, niemals ganz gerecht gewesen).

Anmerk. d. H. Nicolai irrte hierin nicht: sogar seine „Lustigen Weiber“ wurden nach seinem Tode in Wien ungünstig recensiert, nachdem dieselben 1852 dort zur Aufführung gelangt waren. Namentlich lautete die Kritik eines Ungenannten in einer Wiener Fachzeitung wunderbar abfällig. Den dauernden Erfolgen dieser Oper gegenüber, dürfte wohl der Ungenannte später noch weniger als damals Mut genug besessen haben, jene Recension mit seinem Namen zu unterzeichnen.

Tagebuch: Inzwischen hatte ich mich für die Wahl eines Stoffes zu meiner neuen, für 1846 zu liefernden Oper umgesehen, und dieselbe war auf Shakespeares Lustspiel „Die lustigen Weiber von Windsor“ gefallen. Ich machte mir mit vieler Überlegung — und wohl zweckmäßig — den Plan zu dieser Oper. Durch Hauser, der damals als Gesanglehrer in Wien lebte und jetzt Direktor des Münchener-Konservatoriums ist, machte ich die Bekanntschaft eines Herrn Jacob Hoffmeister aus Kassel, den er mir als Dichter empfahl. Hoffmeister versifizierte, meiner Idee folgend, die erste Nummer, die nach meinem ersten Entwurf ein Frauenterzett war, und ich begann demnach im Dezember 1845 die Komposition mit großer Lust und Liebe. Hoffmeister verließ indeß bald darauf Wien, nachdem er nur die ersten zwei Nummern gedichtet. Somit unterblieb für den Augenblick die Fortsetzung der Komposition um so mehr, als ich auch in den Monaten Januar, Februar, März durch Einstudieren von Opern, Konzertdirektionen, Stundengeben und durch viele Soireen so in Anspruch genommen war und nicht jene Sammlung des Geistes gewinnen konnte, die zu einer andauernden Komposition nötig ist.

Nach Beendigung der Wintersaison gab ich mich nun ganz der Komposition meiner neuen Oper „Die lustigen Weiber von Windsor“ hin. Ich hatte die Bekanntschaft eines jungen Dichters H. S. Mosenthal gemacht und mit ihm die Bearbeitung unternommen. Mosenthal lieferte mir die nach meinem Plan zu versifizierenden Stücke in viel gelungenerer Art, als es mir bisher jemand geleistet hat, und somit schritt die Arbeit rüstig vor. Der Plan selbst war übrigens von mir nach nochmaliger Prüfung geändert

und vereinfacht worden, wobei die Person der bei Shakespeare bedeutenden Rolle der Frau Hurtig ganz in Wegfall gekommen, ebenso auch mehrere andere bei Shakespeare vorkommenden Charaktere, welche die Besetzung einer Oper sehr erschweren, ja unmöglich machen würden, da jede Rolle in der Oper eine Schwierigkeit mehr bei der Aufführung zu bilden pflegt. Aus diesem Grunde hört man auch so selten eine vollkommen gute Aufführung des Don Juan und des Figaro, denn beide Opern haben eine außerordentlich große Zahl von Sängern nötig, die alle bedeutende Partien vertreten müssen, und heutzutage hat selbst das größte Theater fast niemals so viel Sänger ersten Ranges vereinigt, und besitzt sie ein Theaterdirektor auch wirklich, wie z. B. unser Balochino, so will er sie vereint an einem Abende nicht hergeben und besetzt höchstens die allerersten Rollen mit den ersten Künstlern, während er zu den andern Partien nur zweite Mitglieder verwendet. Welche Dummheit ist das! Diese Opern tragen — wenigstens in Wien — immer viel Geld ein. Wie würde sich nicht erst der pekuniäre Erfolg stellen, wenn sie durchaus vorzüglich besetzt und aufgeführt würden?

Ich komponierte also nun, und zwar mit Begeisterung und ohne Unterbrechung, an den „Lustigen Weibern" fort, indem mir Mosenthal, der Hauslehrer bei der Familie Goldschmidt, erstem Buchhalter des Rothschildschen Hauses in Wien, ist, nummerweise den Text lieferte und ich ihm jede Nummer mit 10 fl. honorierte. Ich war in der Hälfte des ersten Finales als mein Urlaubsmonat Juli eintrat. Ich benutzte ihn zu einem Ausfluge nach Ungarn, und in Papa, einem dem Grafen Carl Esterhazy gehörenden Städtchen im Raaber Comitat, wo ich im Schlosse des Grafen ein herrliches Zimmer bezog, vollendete ich den ersten Akt. Nach zehn Tagen reiste ich wieder ab. Ich verweilte dann drei Tage im Schlosse des Bischofs von Raab, Herrn Johann v. Sztankowitz, der ein alter, jovialer, höchst liebenswürdiger Herr ist und einen wahrhaft fürstlichen Haushalt führt. Schon am 15. Juli war ich wieder in Wien und habe dann in diesem Monat keine weitere Reise, jedoch viele Ausflüge in die herrlichen Umgebungen Wiens unternommen und immer weiter an meiner Oper gearbeitet.

Fräulein Pauline v. Stradiot war unterdessen nach dreivierteljährigem Aufenthalt in Italien mit Merelli zu der italienischen

Saison dieses Frühjahrs nach Wien zurückgekommen. Sie hatte in Italien mehrere bedeutende Partien mit gutem Erfolge gesungen. Mein Verhältnis zu ihr wurde immer freundschaftlicher und inniger.

Im August 1846 machte ich einen Ausflug wieder nach Raab zu dem Herrn Bischof v. Sztankowitz, und zwar um an dem Einweihungstage der dortigen Kirche meine Messe aufzuführen. Auf diesem Ausfluge nahm ich Frl. Pauline Stradiot zum Vortrage der Sopransolis und einen Sohn des Orchesterdirektors Hellmesberger, Josef, (der, wenn auch erst siebzehn oder achtzehn Jahr alt, ein Meister auf der Violine genannt werden darf) mit, zum Vorgeiger und Violinsolisten. Sie folgten beide mit Vergnügen meiner Einladung, und wir wurden mit Freuden von dem Herrn Bischof aufgenommen. Die Messe ging recht gut und gefiel sehr; ich dirigierte selbst. Ich hatte zu diesem Zweck ein neues Offertorium „Salve Regina“ für Pauline komponiert, welches sie sehr schön vortrug. (op. 39, Wien bei Mechetti). Als graduale führte ich einen kleinen im alten Stil a capella komponierten Satz auf „Assumpta est Maria in coelo“ (op. 38, Wien bei Mechetti). — Der Domkapellmeister Richter*) in Raab benahm sich bei dieser ganzen Gelegenheit sehr freundlich und achtungsvoll gegen mich, und alles ging nach Wunsch. Das waren drei sehr angenehme Tage!

Nach Wien zurückgekehrt setzte ich die Komposition der „Lustigen Weiber“ eifrig fort. Im September 1846 war ich so weit, daß ich Balochino die Anzeige zu machen imstande war, er könne meine neue Oper, dem Kontrakte gemäß, noch in diesem Jahre geben. Von diesem Augenblicke an begann eine fortlaufende Reihe von Unglücksfällen und Unannehmlichkeiten für mich, die sich bis jetzt, also durch sieben Monate, fortgesetzt und nicht aufgehört hat. Balochino schrieb mir zurück, daß er meine neue Oper für dieses Jahr refusiere, weil ich sie zu schreiben für das vergangene verpflichtet gewesen sei. All mein Protestieren, Ersuchen an Sedlnitzki, Berufen auf das von dem Letzteren Versprochene, Vorstellungen 2c. 2c., alles half nichts — und ich hatte den Schmerz, meine „Lustigen Weiber“ abgelehnt zu sehen. Daß meine Lust zum Weiterkomponieren an

---

*) Der Vater des jetzigen Hofopernkapellmeisters am Kärthnerthortheater Herrn Hans Richter.

denselben dadurch ungemein gedämpft wurde, versteht sich von selbst, und im Oktober hörte ich damit dann gänzlich auf. Mit diesem Schlage war es auch entschieden, daß meine Stellung als Kapellmeister mit Ablauf meines dermaligen Kontraktes ein Ende nehmen würde, denn Balochino und ich konnten nun unmöglich mehr miteinander leben, wir waren zu sehr aneinander geraten. Freilich blieb noch die Hoffnung, daß die Staatsverwaltung (eigentlich Graf Sedlnitzki — der Hof ist ganz teilnahmlos —) dem Balochino, dessen Pachtkontrakt mit dem 1. April 1847 ablief, das Theater nicht weiter lassen würde, da eine allgemeine Unzufriedenheit im Publikum mit diesem von allen gehaßten Menschen vorhanden war, — indeß „in Wien bleibt man halt beim Alten“ und das Theater wurde trotz alledem wieder Balochino und Merelli überlassen.

Durch die Ablehnung meiner Oper verlor ich also 500 fl. stipuliertes Honorar und hatte an Kosten, um zu diesem Buch zu gelangen, mit Hinzurechnung der an Prechtler und Kapper für ihre vergeblichen Versuche gemachten Zahlungen, bereits 300 fl. von dem Meinigen ausgegeben. Lohnt es sonach ein deutscher Opernkomponist zu sein?

Einschaltung d. H. Seine Wünsche und Hoffnungen hinsichtlich einer anderen Anstellung in Wien spricht Nicolai in der nun folgenden letzten Aufzeichnung aus. Sie enthält zugleich einen in mancher Beziehung interessanten Erguß über Donizetti, welcher recht bezeichnend für Nicolais versöhnliches Herz ist und beweist, daß er in seiner Anerkennung wirklichen Wertes von jeder persönlichen Verstimmung abzusehen vermochte: Donizetti hatte ihm einst, im April 1843 eine höchst unliebsame Scene bereitet. Es war bei Gelegenheit der Aufführung von Donizettis „Elisire d'amore“, dessen musikalische Einrichtung für das Kärthnerthortheater Nicolai oblag, als Donizetti, ärgerlich über die vom Dirigenten auf Veranlassung der Theaterverwaltung vorgenommenen, unerläßlichen Striche in der Partitur, am Schlusse der Vorstellung in hellstem Zorne auf Nicolai zusprang, ihn „bambino“ schimpfte und nur durch die Umstehenden verhindert wurde, sich thätlich an ihm zu vergehen. Nicolais Freunde wollten ihn zum Zweikampf mit Donizetti bewegen. Aber mit den Worten: „Wenn mich dieser

Mensch erschösse, so wäre gar nichts gewonnen, im Gegenteil, ich brächte die musikalische Welt um die Früchte meiner Studien, deren sie noch viele zu fordern hat," lehnte der Beleidigte die Genugthuung mit den Waffen in der Hand ab.

Die letzte Aufzeichnung in den Tagebüchern.

Donizetti war zu der italienischen Saison 1843 engagiert worden, um eigens für Wien eine Oper zu komponieren. Er schrieb damals die „Linda di Chamounix", welche mit Recht einen großen Erfolg errang. Sein bestechendes Äußere, (er war in der That ein schöner und hochgewachsener Mann) sein großer Ruf, der Umstand, daß die Kaiserin eine Italienerin ist (eine Prinzeß von Sardinien) und daß man den Italienern überhaupt gern schön thun will aus politischen Gründen, und sein reelles Verdienst waren Ursache, daß er nach dieser Oper in Wien als Kammerkapellmeister und Hofkompositeur engagiert wurde, eine Stelle, die einst Mozart in seinen letzten Jahren, dann der Quartettkomponist Krommer bekleidete, und die seitdem unbenutzt geblieben. Dieser Posten ist eigentlich die einzige kaiserliche Anstellung, bei welcher der Umstand, daß ich nicht katholisch, mir vielleicht nicht absolut entgegengestanden hätte, obwohl Madame Cibini — die einflußreiche erste Kammerfrau der Kaiserin — bei einem Gespräch hierüber mir zu verstehen gab, daß man auch bei einstiger Besetzung dieser Stelle gewiß Anstoß nehmen würde, sie einem Protestanten zu bewilligen. Diese Stellung also bekam Donizetti, der den größten Teil des Jahres von Wien entfernt zuzubringen pflegte, und leider schon zwei Jahre nachher, im Jahre 1845, in Paris von einer Gehirnerweichung und damit verbundener Geistesabwesenheit befallen wurde, die ihn so gut als tot machte und in der der arme Mann, der wahrlich ein besseres Lebensende verdient hätte, seither, zum Bedauern aller seiner Freunde, bewußtlos dahinvegetiert. Hätte der österreichische Hof mir diese Stelle einstweilen ohne Gehalt überlassen, so würde ich unbedingt in Wien verblieben sein.

Schluß.

Anstellung in Berlin. — Aufführung der „lustigen Weiber von Windsor" im Berliner Opernhaus. — Plötzlicher Tod. — Nachruf.

Hier brechen die Aufzeichnungen im Tagebuch plötzlich ab. Es ist nicht ersichtlich, ob Nicolai sich um die gewünschte Anstellung beworben, genug, dieses Amt wurde niemals von ihm bekleidet. Aus den bekannt gewordenen Thatsachen wären nunmehr die wenigen Nachrichten über die Erlebnisse bis zu seinem Tode hinzuzufügen: Als er nach Ablauf seines Kontraktes im Juli 1847 die Stellung in Wien aufgegeben, suchte er zunächst seine stark angegriffene Gesundheit wiederherzustellen. Er unterzog sich zu diesem Zweck einer Kaltwasserkur in Gräfenberg und hielt sich danach zu seiner Erholung noch einige Zeit in Ischl auf. Im Herbst desselben Jahres ging er nach Berlin um günstigenfalls die Verhandlungen mit dem Grafen v. Redern wieder aufzunehmen. Zunächst war es seine ausgesprochene Absicht, mehrere Wochen dort zu verweilen, um einige seiner neuen Kompositionen zur Aufführung zu bringen. Er wurde mit Freuden in Berlin aufgenommen. Die Tagesblätter nahmen angelegentlich Notiz von seinem Erscheinen, man begrüßte ihn nicht allein als hochgeschätzten Künstler, sondern auch in herzlicher Weise und mit Stolz als Landsmann, der die gediegene Grundlage zu seiner musikalischen Ausbildung vorzugsweise in Berlin gewonnen habe.

Der König hatte gleichfalls dem Wiederkehrenden seine volle Gunst erhalten und wendete, mit dem bei diesem Monarchen so bekannten regen Kunstsinn, ihm sogleich sein lebhaftes Interesse wieder zu, wiewohl jene Zeit zur Pflege der Kunst wenig geeignet erscheinen mochte; die Wogen der Politik gingen bereits — kurz vor dem Jahre 1848 — mächtig hoch und brandeten ungestüm gegen die altersgrauen Mauern des Königsschlosses.

Die Gelegenheit zu einer persönlichen Gunstbezeigung des Königs bot sich bald. Hierauf bezüglich findet sich in der Voss. Zeitung aus dem Jahre 1847 folgende Notiz:

„Potsdam, den 11. November: Auf allerhöchsten Befehl wurde heute in der neuen Friedenskirche bei Sanssouci vom ganzen Domchor aus Berlin der erste Versuch gemacht, zu ermitteln, wie sich

in dieser Kirche Vokal- und Instrumentalmusik ausnehmen würden. Der Erfolg war durchaus günstig. J. J. M. M. der König und die Königin waren zugegen, die übrige Versammlung glänzend und zahlreich. Der Hauptgegenstand der Vorträge bestand aus neuen Kompositionen im Kirchenstil von dem Kapellmeister O. Nicolai. Von ihm wurden aufgeführt: eine schöne Psalmodie, eine neue Liturgie, die dem Vernehmen nach in den evangelischen Kirchen eingeführt werden soll, und ein Psalm. Diese drei Nummern waren mit vieler Sicherheit und zarter Nuancierung a capella gesungen, endlich der 98. Psalm mit Begleitung von Harfen, Trompeten und Posaunen, welcher eine ungemein schöne und erhebende Wirkung machte. — Sr. Maj. der König beehrten Herrn Nicolai durch die Versicherung Allerhöchstihrer Zufriedenheit mit dessen Kompositionen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken."

Demnach stand der Anstellung Nicolais in Berlin kein Hindernis im Wege. Er konnte nun mit frischem Mut an seinem in Wien begonnenen Werk weiterkomponieren; es blieb ihm somit vorbehalten, Berlin, der selbsterkorenen Stätte seiner Ausbildung — nach welcher er sich, während seines Aufenthalts in Rom in dankbarer Erinnerung so oft zurückgesehnt — das Beste zu weihen, das er je geschaffen. Am 12. März 1848 — dem Monat und Jahre des Revolutionssturmes in Berlin — erfolgte seine Anstellung als Dirigent des Domchors und als erster Kapellmeister an der königlichen Oper. Das anmutig heitere Werk, das er nun vollendete, ließ nichts ahnen von den heftigen Stürmen jener Zeit, denen er, bei seinem lebhaften Empfinden, nicht teilnahmlos gegenüber gestanden haben mag, aber auch nichts ahnen von jenen Stürmen, die das Entstehen dieses Werkes bedroht und seinen genialen Schöpfer bis zu Tode getroffen hatten. Die unverwelkliche Lebensfrische, die gewinnende Heiterkeit, der feine Humor, all die liebenswürdigen Gemütseigenschaften, welche ihn auszeichneten, vereint mit dem edlen Ernst treu-fleißigen Studiums: er hat sie wie den Segen eines Scheidenden auf sein herrliches Werk übertragen, das mit so reichem Vermächtnis in stetem Siegeszuge sich die Herzen erobert, seinem Schöpfer die Unsterblichkeit erringend.

Ein Jahr nach seiner Anstellung, am 9. März 1849, fand die erste, von den Berlinern mit jubelnder Begeisterung begrüßte Aufführung der „Lustigen Weiber" im Opernhaus unter seiner Direktion

statt. Die Besetzung der Partien war eine ausgezeichnete: Fräulein Tuczek-Frau Fluth, Herr Zschiesche-Falstaff, Fräulein Marx-Frau Reich, Herr Krause-Herr Fluth, Herr Pfister-Fenton; Frau Köster-Anna, Herr Mantius-Junker Spärlich, Herr Lieber-Dr. Cajus, Herr Mickler-Herr Reich. —

Doch nun erreichte das Schicksal Nicolais den Höhepunkt der Tragik, da dieses Werk zum Schwanengesang seines Schöpfers werden mußte. Der durch die letzjährigen Anstrengungen und Aufregungen in seiner schon wankenden Gesundheit tief erschütterte Künstler überlebte seinen Ehrentag nur noch wenige Wochen; es war ihm noch vergönnt, drei Wiederholungen zu leiten — dann raffte ihn, 11. Mai 1849, ein plötzlicher Tod hinweg, in seinem noch nicht vollendeten 39. Lebensjahre. Man fand ihn in seinem Arbeitszimmer vor seinem Schreibtisch entseelt am Boden liegend. Ein Gehirnschlag hatte seinem Leben mit Blitzesschnelle ein jähes Ende bereitet. Ob er vorher noch schwer gelitten, niemand weiß es, niemand war ihm nahe. Vater und Mutter des sterbenden Sohnes lebten noch, aber ein jeder getrennt und für sich. Von früher Jugend an war es ihm beschieden, fern von der Familie, einsam das Leben zu durchwandeln, er, dessen tiefstes Sehnen der Familie galt. Sein Schicksal verneinte ihm die hoffende Frage, welche er einst als vierundzwanzigjähriger Jüngling gethan: „Vielleicht hat mir Gott es vorbehalten, in späterem Alter die Freuden des Familienlebens genießen zu können.“ So fand ihn der Tod allein und verlassen, doch innig verbunden der Muse seiner Kunst, der er bis zum letzten Todesseufzer in hingebender Arbeit und tapferem Ringen sein treues Herz geweiht. Sie aber hatte dies früh verwaiste, tieffühlende Herz nicht zurückgewiesen. Ihrem im Siege sterbend dahinsinkenden Jünger reichte sie noch in letzter Stunde den Lorbeerkranz und beantwortete mit triumphierender Bejahung die sehnsüchtige Frage, die er einst gethan: „Sollte ich wohl noch was Ordentliches leisten? Gott lasse es geschehen!“

Ein Umstand noch war es, der die Ursache des Todes für den Moment unerklärlich erscheinen ließ: man hatte den entseelten Körper Nicolais mit Blut überströmt vorgefunden. Ein Gehirnschlag allein hat eine derartige Erscheinung nicht zur Bedingung; man schritt deswegen zur Sektion, diese ergab nun die vollständigste Aufklärung: an einem der bedeutendsten Blutgefäße des Gehirns,

der Arteria basilaris hatte sich eine Pulsadergeschwulst gebildet, welche erweicht und zersprungen war, und das Blut sofort in Gehirn und Rückenmark so stark ergoß, daß es auch den Nasenöffnungen entströmte. Der schnellste ärztliche Beistand hätte hier keine Rettung zu bringen vermocht.

Blickt man zurück auf das Leben Nicolais, so fehlt es nicht an beziehungsvollen Aussprüchen, welche seinen so plötzlichen Tod wie vorgeahnt erscheinen lassen: man erinnert sich dann des merkwürdig tiefen Eindruckes, den der jähe Tod seines Kirchendieners in Rom auf ihn gemacht hatte, und der in dem Ausruf gipfelte: „Wie rasch tritt doch der Tod den Menschen an!“ — Diese im Tagebuch verschlossene Äußerung wurde nie bekannt, wie merkwürdig daher: die Anfangsworte des Liedes, mit welchem — dreizehn Jahre später — der Domchor seinen Sarg am Grabe empfing, lauteten: „Rasch tritt der Tod den Menschen an.“

Auch in der hier mehrerwähnten Schrift Kappers über Nicolai ist eines auf seinen frühen Tod beziehungsvollen Ausspruches gedacht, welchen Nicolai in einer Gesellschaft von Künstlern und Kunstfreunden gethan: „Es war von dem Glücke die Rede, die Kraft des Schaffens und die Freude der Anerkennung bis zu den letzten Stunden des Daseins sich getreu bleiben zu sehen, und von dem Mißgeschick des Gegenteils.

„Eh' ich mich überlebte, lieber möcht' ich mich gar nicht erleben!“ sagte damals Otto Nicolai. . . Er ahnte wohl schwerlich, daß er mit diesen Worten in einem Augenblick unbewußter Prophetie das Geschick bezeichnete, das ihm als Künstler in den Sternen geschrieben stand.“

In letzter Zeit — in welcher sein Leiden ihm manche schwere Stunde bereitet haben mag — nahmen dann auch die Todesahnungen bestimmtere Gestalt an; man erzählte: eines Abends begleitete er eine Sängerin nach Hause, unterwegs begegneten ihnen Tischler, die einen Sarg trugen; Nicolai äußerte ernst und schwermütig: „Da bringen sie schon meinen Sarg.“

Die erschütternde Plötzlichkeit ihres Verlustes hatte die musikalische Welt, die noch vor wenigen Jahren, 1847, das eben so plötzliche frühzeitige Dahinscheiden Felix Mendelssohn Bartholdys tief zu beklagen hatte, im Innersten ergriffen. In herzlich em-

pfundenen Worten des Nachrufs an den befreundeten verklärten Künstler bringt Siegfried Kapper dies zum Ausdruck:

„Nicolai ahnte nicht, daß das Werk, mit dem er, der aus der Fremde Zurückgekehrte, so glänzend und so verheißungsreich in das Vaterhaus deutschen Künstlertums wieder eingetreten, nicht nur sein „Gruß des Wiederkehrenden“, sondern auch zugleich sein „Schwanengesang“ sein sollte.

Die trefflichen Tondichter in Deutschland, namentlich im Fache der Oper, sind nicht so dicht gesät, daß wir den frühen Tod Nicolais nicht aufs schmerzlichste zu beklagen hätten. Nicht leicht, und nach mancher Ulyssesfahrt auf dem Ocean des Lebens und der Kunst hat er dies Vermächtnis, das er uns hinterlassen, errungen. Nicht jedem eben ist es beschieden, die goldenen Blüten der Musen mühelos zu pflücken und sich daraus einen Kranz zu winden. Was er aber errungen, war die Frucht eines ernsten, redlichen, rastlosen Strebens und ist das Zeugnis eines ungewöhnlich begabten, durch ernste Studien und bestes Wollen gereiften Genius, mit dem unbezweifelt der deutschen Kunst einer ihrer hoffnungsvollsten Förderer entrissen worden.“

Hieran schließt sich aus derselben Feder eine Charakteristik Nicolais, welche den Eindruck wiedergiebt, den seine Persönlichkeit in seinen späteren Lebensjahren hervorgerufen:

„Nicolais äußere Erscheinung war eine freundliche, weniger auf den ersten Eindruck hin anziehende, als nach und nach für sich gewinnende. Fast klein von Wuchs und von nicht sehr starkem Bau, bewegte er sich schnell und lebhaft. Der Ausdruck seiner von Natur aus blassen, keineswegs aber weltschmerzgebleichten Züge war stets ein heiterer, wie er denn überhaupt zu aller Zeit zu Scherz und Frohsinn sich aufgelegt zeigte. Besonders lebhaft spielte sein Auge, das in Momenten höherer Erregung — wenn er z. B. Beethovensche Musik dirigierte — wahrhaft funkelte und des Künstlers innerste Bewegung abspiegelte. Sein Organ lag etwas hoch. Stimme zum Gesang hatte er damals nicht mehr. Doch war er ein trefflicher Gesanglehrer, und sein schriller Ruf übte während der Proben auf Sänger und Orchester die Macht eines Kommandos aus. Eigensinn war ihm nicht fremd, ebenso wenig eine und die andere Laune, was sich bei ihm wohl allmälig im Gefolge der der bevorzugenden, oft fast etwas verzärtelnden Behandlung heraus-

gebildet haben mag, mit der man ihm, selbst in den ausgezeichnetsten Kreisen, entgegenkam. Er wußte recht wohl, daß ihn die Wiener „lieb hatten“. Im Kreise der Freunde jedoch war er ein so liebenswürdiger, gutmütiger und trefflicher Freund und Genosse als irgend einer. Er hatte nie Vermögen gehabt, und dürfte auch schwerlich ein sonderliches hinterlassen haben. Von dem Einkommen, das ihm seine Kapellmeisterstelle brachte, lebte er bescheiden, fröhlich, genügsam. Sein einziger Luxus war Feinheit und Tadellosigkeit des Anzugs, seine einzige Verschwendung eine Landpartie mit Freunden. Kunstneid war ihm völlig fremd, wiewohl sein Urteil über einzelne Künstler etwas scharf zu klingen pflegte, was ihm denn auch mancherlei Gehässigkeit eintrug. Ebenso fern war ihm alle Selbstüberhebung, aller Dünkel, was seine Empfänglichkeit für Anerkennung und Auszeichnung keineswegs ausschloß. —“

Siegfried Kapper.

Anerkennung und Auszeichnung, wie sie ihm zuletzt in so reichem Maße beschieden — dem Lebenden war es nicht mehr vergönnt, sie einzuernten; als Nachruhm folgte sie dem Dahingeschiedenen und überschüttete mit unverwelklichen Kränzen sein frühes Grab.

Die Nachricht über die Trauerfeier — 15. Mai — bleibe der Feder eines Augenzeugen überlassen, des berühmten damaligen Recensenten, des Schriftstellers Ludwig Rellstab:

„— — Zu der Trauerfeierlichkeit hatten sich außer den näheren Freunden des Verstorbenen der Generalintendant des Theaters, sämtliche Mitglieder der Oper, des Chors und Orchesters und die geachtetsten Musiker Berlins im Trauerhause „Unter den Linden“ eingefunden. Um halb neun Uhr wurde der Sarg in den Leichenwagen gehoben und der lange Zug der Wagen nahm seinen Weg durch die Friedrichstraße nach dem „Neuen Dorotheenstädtischen Kirchhof“ vor dem Oranienburger Thore. Herr Musikdirektor Wieprecht empfing die Leiche mit einem Musikchor, welcher den Choral: „Jesus meine Zuversicht“ blies, der auch am Grabe von Posaunen ausgeführt wurde. Hierauf stimmten die Mitglieder des Theater- und Domchors, dessen Leitung der Verewigte gleichfalls hatte, den gerade diesem Trauerfall so schmerzlich entsprechenden Chor an: „Rasch tritt der Tod den Menschen an.“ Hiernach hielt der Prediger Vater die Gedächtnisrede. Er stellte die vielfach schmerzlichen Verhältnisse zusammen, welche dieser Todesfall erzeugt. Es ist nicht

nur die furchtbare Plötzlichkeit des Hintritts, nicht allein ein Verlust, den ein engerer Kreis der Herzen erleidet, sondern einer, der ein weites, reiches, edles Gebiet geistigen Lebens berührt, wodurch die Gemüter tief getroffen. Wiederum ein selten begabter Künstler, der in der Blüte seiner Jahre und seines Talents hinweggerafft wird! — — Gegenwart und Erinnerung an einen tief schmerzlichen, ähnlichen, die Kunst so schwer treffenden Trauerfall mußten sich hier vereinen, um den wehmutsvollen Ernst des Ereignisses im Innersten empfinden zu lassen. Nachdem das Vaterunser und der Segen gesprochen war, erklang im Sologesang der schönen Stimmen unsrer trefflichsten Künstler das Lied: „Im Arm der Liebe ruht sichs wohl, wohl auch im Schoß der Erde!" und erhob sich in den leichtbedeckten Himmel des milden Frühlingstages. Ein stilles Gebet beschloß die Feier."

Der Vater Nicolais, zu jener Zeit in der Provinz weilend, war nicht zum Trauergeleit eingetroffen. Wie er die Botschaft vom Tode seines einzigen Sohnes und unermüdlichen Wohltäters aufgenommen, ob unüberwindliche Hindernisse sein Erscheinen unmöglich gemacht hatten, ist nicht bekannt geworden. — Er kam erst später nach Berlin und nahm den Nachlaß des Sohnes in Empfang. Die Partitur der „Lustigen Weiber" verkaufte er an die Firma Bote u. Bock. Als Musik- und Sprachlehrer ließ er sich dann in Berlin nieder, wurde aber in alter Weise, welche einst seinem edlen Sohn das Leben so erschwert hatte, sehr bald fertig, auch mit der Hinterlassenschaft seines Otto; geriet in bitterste Not und starb Mitte der 1850er Jahre in einem Berliner Hospital.

Eine Woche nach dem Begräbnis Otto Nicolais, fand noch eine zweite ergreifende Trauerfeier statt, von welcher wie folgt berichtet wird:

„Requiem, den 22. Mai 1849.

Eine schöne, tief bewegende und tief schmerzliche Feier fand gestern abend in der Singakademie statt! Dreien Mitgliedern, welche jüngst der Tod dahingerafft, und alle drei noch in der Frische der Jahre, und alle drei von ausgezeichnetster musikalischer Bedeutung: der am 2. Mai zu Wien verstorbenen Sängerin Hähnel, dem Kapellmeister Nicolai und Otto Thiesen wurde das Requiem gesungen! — Die ganze Versammlung war, der Trauerfeier entsprechend, in schwarzer Kleidung erschienen. Die feierlichste Stimmung herrschte in derselben. Im ersten Teil wurde ein kurzes Requiem von Grell, ein Agnus Dei von Nicolai und